This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Digitized by Google

class 9415.30

SIGILL : COLL : HARVARD : CANTAB : NOV : ANGL : 1650.

CHRISTO ET ECCLESIAE

BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE GIFT OF
STEPHEN SALISBURY,
OF WORCESTER, MASS.
(Class of 1817).

24 April, 1882.

Digitized by Google

Inhalt.

Digitized by Google

Bücheler
Curtius
Gerland
Leskien
Pott
Ribbeck
Steinthal

Digitized by Google

J. E. Anderson

Jan 31-71

Digitized by Google

Digitized by Google

Grundriss

der

lateinischen Declination.

Von

Franz Bücheler.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1866.

Digitized by Google

Class 9415.30
~~12235,40~~

1882, April 24.
Salisbury fund.

Digitized by Google

An Professor Fleckeisen in Dresden.

In Tagen wo zu eingehenderen Arbeiten die nötige Sammlung fehlte, glaubte ich mich nützlich zu machen, wenn ich für ein Capitel der lateinischen Grammatik die aus den Inschriften und der älteren Litteratur gewonnenen Ergebnisse in summarischer Uebersicht zusammenstellte. Obgleich ich hiernach zuvörderst Lehrer und jüngere Philologen im Auge hatte, welche diese Studien selbst zu verfolgen ausser Stande sind, so hegte ich doch gar sehr den Wunsch dass auch Männer wie Du, lieber Freund, und mein einstiger Führer auf diesem Wege, Ritschl, die Blätter lesbar und das wenige Neue richtig finden möchten. Dass ich bei der Auswahl von Beispielen mich vornehmlich an Plautus gehalten habe, wirst Du bei dessen sprachgeschichtlicher Bedeutung gewis billigen, auch wenn wir hinsichtlich der Benutzung dieser Quelle nicht immer übereinstimmen sollten. Das gelehrte Sammelwerk F. Neue's (lat. Formenlehre, erster Theil) war, als ich dies ausarbeitete, noch nicht erschienen. Haec volebam nescius ne esses. vale.

Greifswald im September 1866.

Dein Freund.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorbemerkungen.

Die lateinische Sprache decliniert ihre Nomina und Pronomina durch den Antritt gewisser Suffixe, Casusendungen, an den Stamm, die Grundform, wobei der Stamm mit den Suffixen zu éinem Worte verschmolzen wird. Da die Suffixe durchweg die gleichen sind und die Manigfaltigkeit der Declination auf der Verschiedenheit der mit den Suffixen zusammengewachsenen Stämme beruht, so muss jede wissenschaftliche Uebersicht der Declination von den Stämmen ausgehen.

Vergleicht man die Nominative *penus* und *penum* (älter *penos* und *penom*), die Genetive *penūs* und *penoris*, so ersieht man wie die Sprache von der Wurzel *pen* durch Anlehnung an das Gebiet des Vocals *o* oder *u* oder Weiterbildung mit *or* (älter *os*) die im Gebrauch nicht unterschiedenen Nominalstämme *peno penu penos* abgeleitet hat. *itineris* neben dem seltneren *iteris*, *femine* neben *femur* (Plaut. *glor*. 203. 204), *pecui pecudi pecori* reichen aus den ursprünglichen Reichtum der Sprache in Ausbildung von Wurzeln zu Nominalstämmen zu veranschaulichen. In der historischen Periode der lateinischen Sprache tritt bisweilen eine Art von Rückbildung ein, indem vocalische Grundformen abgeschliffen und durch consonantische ersetzt werden: über den Stamm *ossu* (Nom. Plur. *ossua*) erhält *os* (statt *oss*, da das Latein Doppelung des Consonanten im Auslaut nicht erträgt, Nom. Pl. *ossa*) das Uebergewicht; augusteisches *innocua* wird im Volksmunde verkürzt zu *innoca* (Fabretti inscr. 252, 39) und weiter zu *innoc-s*, das ist *innox*, der gewöhnlichen Schreibung auf christlichen Inschriften. Häufig ist diese Erscheinung bei *e*- und *i*-Stämmen, weil *e* und *i* als die leichtesten Vocale am ersten abfielen. *plebes plebei* und *plebes plebis* folgen der *e*- und *i*-Declination, in *plebs* endet die Grundform consonantisch. *merces* bedeutet 'die Waare' noch bei Petronius *sat*. 14 gleich *mercis*, *merx* und mit ausgestossenem Guttural (wie in *sescenti*) *mers*. Denselben Uebergang zeigen *stirpes stirpis stirps*, *Opis Ops*, *scrobis scrobs*; namentlich das Wortbildungssuffix *ti* hat den Vocal regelmässig eingebüsst, die plautinischen Formen *Sarsinatis infumatis quoiatis* werden in *Sarsina(t)s infumas quoias* gewandelt, *partis lentis sortis* in *pars lens sors*; die Haltlosigkeit des Vocals in jenem Suffix erklärt, warum so viele Nomina, deren Accusative vorliegen wie Pl. *Bacch*. 497 *ad fatim Mnesilocei curast*, von der Sprache nicht aus-

Digitized by Google

gebildet sind. Durch diese Wandelungen ward jene Vermischung von *i*-Stämmen und consonantischen angebahnt, welche in der Flexion beider herscht und die verschiedene Ausprägung desselben Casus herbeiführt: *mensium* ist von der Grundform *mensi* abgeleitet, *mensum* wie von *mens* das griechischem μήν und μείς näher kommt. Im übrigen aber bleibt bei Declination des Nomen Regel, dass die nach den Casus wechselnden Suffixe an die gleiche Stammform angesetzt werden. Ausnahmen, wie wenn der Nominativ gegen andere Casus einen volleren Stamm zeigt in *senex*, das übrigens in der Aussprache des 6n Jahrhunderts d. St. nicht schwerer wog als *senes* oder *sens*, einen kürzeren in *supellex*, bestätigen nur die Regel.

Die Nominalstämme lauten consonantisch oder vocalisch aus; diphthongische Grundformen kennt das alte Latein nicht: griech. ναῦς lat. *navis*, gr. βοῦς lat. *bovis* (Petron *sat.* 62) oder *bos* aus *bovs*, gr. Ἀχιλλεύς Θησεύς lat. *Aciles Teses*, da vor Ennius Consonanten nicht gedoppelt, vor Sulla Mutae nicht aspiriert wurden, C. I. L. 1 n. 1500 und 1501, später nach den griechischen Formen *Achilleus* mit gesonderten Vocalen (viersilbiger Genetiv *Achillei* bei Horaz, Dativ *Achilleo* bei Mommsen inscr. Neap. 1585), wiewohl sie bei den neoterischen Dichtern meist der Synizesis unterliegen. Die consonantische Declination, gewöhnlich als die dritte gezählt, umfasst die manigfachsten Stämme. An sie schliessen sich zunächst die halbconsonantischen Vocale *i*, der dritten Declination zugerechnet, und *u*, die vierte. Daneben steht die *a*-Reihe, von Anfang an im Latein gespalten in die Vocale *a*, *e* und *o*: so ergibt sich eine *a*-Declination, die erste, eine *e*-Declination, die fünfte, eine wenig umfangreiche Spielart der ersten, wie im Griechischen beide zusammenfliessen, eine *o*-Declination, die zweite. Die Pronomina weisen mehrere den verwandten Sprachen grossentheils gemeinsame Abweichungen von der Nominaldeclination auf, das persönliche Pronomen durch den in der Natur der Sache begründeten Wechsel des Stammes (*ego nos*, ich wir), die geschlechtigen Pronomina durch die Aufnahme neuer Suffixe (Neutrum Sing. *quod*, Plur. *quae*).

Das Latein unterscheidet Einzahl und Mehrzahl. Der numerus dualis, im gemeinen Griechisch mehr und mehr eingeschränkt, im Aeolischen und in den italischen Dialekten verloren, begegnet nur noch in *duo* und *ambo* Nom. Acc. Masc. Neutr. (δύω ἄμφω): das Femininum und die andern Casus werden pluralisch flectiert; die pluralische Flexion setzte sich auch beim Acc. Masc. in der Schriftsprache fest (auf republicanischen Inschriften nur *duos* C. I. L. 1, 572 und 1007, bei den ältesten Dichtern *duos* und *ambos* mindestens gleich häufig wie *duo* und *ambo*), und galt das Neutrum *dua* auch als Barbarismus (Quintil. 1, 5, 14), so lebte es doch im Volksmund (*columbaria dua* Gori inscr. Etr. 1, 412, 242; *tribunalia dua* Muratori thes. inscr. 1986, 7; Fabretti 14, 63) und ward zur Verfallzeit auch litterarisch aufgenommen (*post dua lustra* Orestis trag. 26); *dua pondo*, was auch strenge Kritiker zuliessen, fällt in den Bereich des Ablativs. Der Pluralis wird vom Singularis theils durch besondere Suffixe theils durch Vermehrung des Singular-Suffixes mit *s* unterschieden.

Digitized by Google

Sieht man auf den Abfall und die Verschleifung schwach betonter Endungen, auf die dadurch erfolgte Aehnlichkeit und Vermengung der Casusformen, wie sie bald dargelegt werden soll, so nimmt es Wunder dass die Schriftsprache noch sieben Singular-Casus mehr oder weniger ausgebildet zeigt: den Nominativ, Vocativ, Accusativ, Genetiv, Ablativ, Dativ und Locativ. Der Vocativ wird traditionell den Casus zugezählt, obgleich er weder äusserlich durch ein eigenes Suffix wie die übrigen Casus ausgezeichnet ist, noch das im Vocativ stehende Nomen, wie der Name Casus besagt, einem festen Zwange des Satzgefüges unterliegt, sondern loser und einer Interjection vergleichbar der Rede angereiht wird, wofür auch die Metrik der lateinischen Bühnendichter noch Zeugnis ablegen kann. Den Vocativ hat das Latein von allen Casus am wenigsten ausgebildet, ihn ersetzt meist der Nominativ, bei ungeschlechtigen Wörtern immer. Auch der Locativ ist nur fragmentarisch erhalten, weil er früh mit gleichlautenden Casusformen verwirrt ward. Die Stelle des Instrumentalis verwandter Sprachen versieht im Latein, so weit dessen Geschichte hinauf reicht, der Ablativ. Im Plural sind überall weniger Casus als im Singular entwickelt worden; wie viel geringer ist bei Plautus die Zahl der Plural- als der Singularformen von Nomina! Das Latein hat vier Plural-Casus: den Nominativ der zugleich als Vocativ fungiert, den Accusativ, den Genetiv und den Dativ der zugleich den Ablativ und Locativ vertritt.

Das Latein theilt die Wörter in geschlechtige und ungeschlechtige, die geschlechtigen in männliche und weibliche. Obschon die Anwendung des Genusbegriffes auf die Wörter so alt wie Adam und Eva ist und manche Dinge ausschliesslich als Masculinum, Femininum oder Neutrum gedacht sind, so finden doch viele Abweichungen des Latein von anderen Sprachen statt (die Kraft des Weins z. B. respectiert der Römer weniger als der Grieche oder Deutsche) und viele Schwankungen innerhalb des Lateins selbst (*vinus mihi in cerebrum abüt* denkt der Bauer), zumal in der archaischen und Vulgärsprache, welche beide ja getreulich alle Wege zusammen gehen (vgl. *ramenta* und *ramentum* Pl. *Bacch.* 513 und 680 wie *caementa* C. I. L. 1 n. 577 und *caementum*, *terminus* und *termina duo* im Schiedsspruch der Minucier, *porticus* und *hasta* als Masculina I. R. N. 244 und 383, *titulum* als Neutrum Fabr. 8, 47, *eum sepulcrum* und *hunc munimentum* Gruter 940, 7 und 1133, 3; Jahn spec. epigr. p. 85). Nominalstämme, welche wir gewohnt sind nach der späteren Sprachentwicklung einem einzigen Genus zuzutheilen wie *victor station lumen*, sind nicht von Ursprung an männlich, weiblich oder ungeschlechtig, wie *haec balneator hic optio hic flamen* beweisen. Indem sich aber allmählich für ein bestimmtes Genus bestimmte Wortbildungs- und Stammformen festsetzten, gewann die Sprache eine Art lautlichen Hilfsmittels um die Genera zu scheiden, sie räumte sogar dem lautlichen Elemente bisweilen den Vorrang vor dem logischen ein wie in *Corinto deleto* der Mummius-Inschrift, wo das grammatische Geschlecht der meisten *o*-Stämme das natürliche Geschlecht der Städtenamen zurückgedrängt hat.

Digitized by Google

Abgesehen von der Genusunterscheidung durch den Auslaut des Stammes macht sich auch innerhalb der Declination eine solche durch die Aufnahme oder Veränderung gewisser Casus-Suffixe bemerklich. Hierhier gehört die uralte Sonderung der ungeschlechtigen Wörter von den geschlechtigen im Nominativ. Im Singular benutzen jene dafür, während die geschlechtigen das Zeichen *s* annehmen in *mon(t)s pe(d)s tristis fructus*, den nackten Stamm in *caput cor* (für *cord*) *triste* (gleich *tristi*) *cornu*, und ersetzen bei den *a*-Stämmen den Nominativ durch den Accusativ des Masculinum in *novom donum*, offenbar in dem Sinne dass ihnen die volle Kraft eines Subjectes fehlt, nur die Wirkung eines Objectes zukommt; denn die Casusschöpfung ist nicht das Product einer in den Kreis sinnlicher Anschauung gebannten Kinderzeit, sondern setzt das Denkvermögen rein begrifflicher Verhältnisse mit Notwendigkeit voraus. Bei den Pronomina erscheint im Neutrum das Suffix *d* (*id* neben *is*, *aliud* neben *alius*), welches in der Flexion sonst ablativisch fungiert. Nur bei den sog. Adjectiva immobilia ist das *s* des geschlechtigen Nominativs auch beim Neutrum aufgenommen: *dives* steht als Neutrum anstatt *divit*, was die Sprache nie gebildet, oder, da jenen Adjectiven meist vollere Formen auf *i* zu Grunde liegen, anstatt *divite* und contrahiert *dite*, was die Sprache nicht begünstigt hat. Den Plural Nom. Acc. bilden alle Neutra mit dem Suffix *a*, *capita tristia cornua dona ea*.

Jünger zwar aber gräcoitalisches Gemeingut ist bei den sog. Adjectiven auf *us a um* die Unterscheidung des Masculinum und Neutrum vom Femininum durch den Ablaut des *a* zu *o*: ursprünglicher Stamm *nava* ohne Genusbezeichnung, lateinisch Masc. Neutr. *novos novom* (griech. νέος νέον) Fem. *nova* (gr. νέα), in Uebereinstimmung damit dass bei der Spaltung der *a*-Stämme die Mehrzahl der *a*-Formen weiblich, der *o*-Formen männlich fixiert ward. Das Charakteristische, dass dem weiblichen Genus die ältere Form bleibt — *facilius enim mulieres incorruptam antiquitatem conservant* bemerkt schon Cicero *de orat.* 3 § 45 von sprachlichen Dingen — wiederholt sich bei den Adjectiven deren Stamm im Auslaut *r* vor *i* hat: Fem. *celeris equestris salubris*, Masc. *celer equester salüber*, indem nach Abfall der Endung *is* der Hilfsvocal *e* eingeschoben wird. Diese Sonderung identischer Formen ist sehr jung, den ältesten Litteratoren nicht bekannt (Ennius sagte *somnus acris* und *acer hiemps*), nie vollkommen durchgeführt (*volucer Fama* und *silvester aedon* ein Dichter der neronischen Zeit). Wenig älter ist die Unterscheidung eines Masc. *maior* und Neutr. *maius*: noch im 5n Jahrhundert lauteten beide *maiōs*, denn die aus der Grundform des Comparativsuffixes folgende Länge wird auch für das Neutrum erwiesen durch Plautus Iamben *Men.* 327 *proin tú ne quo abeas longiús ab aedibus* oder Kretiker *most.* 326 *né prius in via*; etwa seit 420 trat *maior* neben *maios*, etwa seit 500 sank *maios* zu *maius*, und die verschiedenen Formen setzten sich in den verschiedenen Genera fest, nachdem die ältesten Autoren noch *prior bellum* geschrieben; zur Kürzung der Endsilbe neigte das Latein hier wie überall früh, am ersten ward sie beim Neutrum vollzogen.

Digitized by Google

Nominativ des Singularis.

Die belebten Genera nehmen das Suffix *s* an. Bei den consonantischen Stämmen sind gewisse Veränderungen durch die allgemeinen Lautgesetze geboten oder zugelassen. *a*) Gutturalstämme. Aus *voc-s* und *leg-s* wird *vox* und *lex*. Neben *coniux* steht *coniunx* Gen. *coniugis*; weil der Sibilant in der Aussprache vorwog, schrieb man *coniunxs*; das Vulgärlatein verdrängte den Guttural ganz in *coius* (Fabr. 341, 522), schon unter den ersten Kaisern in *felatris* (Ritschl P. L. M. Taf. 16, 9), *cals* forderten Grammatiker in der Bedeutung 'Kalk', alt scheint *mers* (Ritschl rh. Mus. 10, 453). *merx* zeigt kürzere Grundform neben *merces*, *Pollux* neben *Polluces* (Plaut.) *Poloces* (Inschr.). In *nix* für *nigvs* ist *v* ausgestossen, im Genetiv *nivis* der Kehllaut; eine vollere Bildung war *ninguis*. In *iudex* Gen. *iudicis*, wo *i* stammhaft, trat Umlaut ein der geschlossenen Silbe halber, ähnlich ward in *remex artifex* Gen. *remigis artificis* stammhaftes *a* nur bis zu *e* geschwächt. Neutrum *halec* ohne *s*, dasselbe Nomen als Femininum *halex; atriplex* gilt wie *simplex felix ferox audax* auch als Neutrum; in den plautinischen Anapästen *nam dúplex hodié facinús feci* unterscheidet sich *duplex* prosodisch nicht von *duplec* oder *duplice*. *b*) Labialstämme, wo *s* an den Stamm tritt: *stirps* und *urbs*, der Assimilation halber auch *urps* geschrieben. Es sind meist verkürzte Grundformen wie *trabs* aus *trabes trabis*, *anceps* aus *ancipes* (Plaut.) St. *ancipit*; die Inschriften vor Augustus kennen nur *plebes*. In *anceps* und *princeps* ist stammhaftes *a* zu *e* geschwächt, im Gen. *aucupis* und *principis* zu *u* und *i*. Neutrum *volup*, verstümmelt aus *volupe* wie *difficul* aus *difficule*, daher handschriftliches *volupest* bei Plautus nicht in *volup est* aufgelöst werden darf. *c*) Dentalstämme, wo *t* und *d* vor *s* schwindet: *lis seges lapis fraus* St. *lit seget lapid fraud*. Ersatzdehnung, einst wohl Regel für diese Bildung, behauptet sich bei einsilbigen Wörtern, *pēs vās* St. *pĕd văd*, und wo *i* der Endung *es* voraufgeht, *abiēs pariēs* St. *abiĕt pariĕt*. Vollere Grundform zeigt *Quiritis Ardeatis* neben *Quiris Ardeas*, kürzere Ablative *quie lapi* neben *quiete lapide*. Aus *noct-s* wird *nox*, aus *amant-s legent-s amans legens*. Bei der Lautverbindung *ns* wird der vorhergehende Vocal stets verlängert und der Nasal leicht verflüchtigt; im alten und vulgären Latein sinkt *frons* St. *frond* zu *fros frus*, *praegnans infans Clemens sapiens* zu *praegnas infas Clemes sapies*; dafür dass das classische Latein durchweg den Nasal wahrte, zeugen inschriftliche und handschriftliche Formen wie *Athamans Atlans Dymans Pallans* trotz des griech. Ἀθάμας. Wir finden C. I. L. 1 elog. 20 *indigens* von anderer Grundform als *indigenus*, von vollerer als *indiges* Gen. *indigĕtis*, vgl. *Campanus Campans Campas* (Plaut. *trin.* 545); die Mittelform *indigēs* ist nicht mehr nachweisbar. Wie weit einst die Verstümmelung gieng, beweist am besten das uralte *libs* und *lubs* C. I. L. 1 n. 182 und 183, zunächst aus *lubes* wie *plebs* aus *plebes*, dann aus *lubens*. Für *virtust*, wie Ritschl in Plautus *Persa* 268 statt *virtus est* schreibt, also Schwund des *s* mit dem Stammesauslaut, vermisse ich sichere Belege. In *pedes ales* St. *ped-it al-it* ist das *i* der

Digitized by Google

Wurzel beim Antritt des *s* zu *e* umgelautet; rustican ist *milis* (Fabr. 133, 81) wie *milex* (Fabr. 137, 127). Altes *a*, gewahrt in *vas*, ist geschwächt in *praes* aus *praeves* Plur. *praevides*; von *anas* begegnet Plur. *anites* (Brix zu Pl. *capt.* 999). Griechische Dentalstämme werden im älteren Latein oft anders geformt: Ἀντιφῶν Acc. Ἀντιφῶντα lateinisch *Antipho Antiphonem*, Κάλχας Gen. Κάλχαντος lateinisch Abl. *Calcha* (Plaut. *Men.* 748); das Volk flectiert *Philema Philemae* und Plautus schrieb *Pseud.* 146 *peristromae*, nicht *peristromăta*; den Acc. Plur. *lampadas* bei Terenz *ad.* 907 wird kein sachverständiger auf λαμπάδας zurückführen und *lampadis ardentibus* bei Plautus *Men.* 842 änderte eine jüngere Zeit in *lampadibus*. Neutra *caput*, in dessen Flexion *u* in *i* übergeht, *cor* statt *cord*, *lac* obwohl Varro die volle Stammform *lact* schrieb gegen das lateinische Auslautgesetz und andere mit Erweiterung zum *i*-Stamme *lacte* brauchten. Auch *os* Gen. *ossis* gehört hierher, da der Stamm *oss* durch Assimilation aus *ost* hervorgieng, griech. ὀστ-οῦν. Wie das Neutrum kurz bleibt, so auch das geschlechtige *exos* (Lucrez 3, 719), woneben mehrere *exossis* sagten und Plautus, wenn ich nicht irre, *Stich.* 392 *Hércules, qui deossis sane discessisti non bene.* *d*) Nasalstämme. Auf *m* endigt bloss St. *hiem*, Nom. *hiemps* im Bauernkalender C. I. L. 1 p. 359 und in guten Handschriften mit euphonischem Einschub des *p* wie in *sumpsi*. Bei der Abneigung welche das älteste Latein wie das Griechische gegen *ns* zeigt und bei der regelmässigen Zerstörung dieser Lautverbindung hängt es den *n*-Stämmen kein *s* an: das vereinzelte *sanguis* aus *sanguins sanguens*, wo die Dehnung der Endsilbe erst von Vergil und Horaz und von ihren Nachfolgern nicht immer vernachlässigt ward (Lachmann zu Lucr. p. 59), scheint jüngere Bildung neben Neutr. *sanguen*, woraus mittelalterliche Abschreiber *sanguem* machten. Selbst der stammhafte Nasal fällt meist ab, in *termo praedo margo natio Cicero*, desgleichen in *Apollo Agamemno*. Das lange *o* wird bald gekürzt, am ersten in iambischen Wörtern wie *homo*, in kretischen wie *Pollio* nicht vor dem Ende der Republik. Aehnlich im Inlaut: bei den ältesten Acc. *homōnem hemōnem*, seit Ennius *hómŏnem homĭnem*; C. I. L. 1 n. 187 Gen. *Apolones*, n. 167 Dat. *Apolenei*, n. 562 *Apolinei*, Frontos Zeitgenossen erneuerten die Flexion mit *o*; in *caro* Gen. *carnis* ward der Vocal ganz ausgestossen. Der Nominativ wahrt den Nasal bei wenigen geschlechtigen Wörtern wie *tibicĕn* Gen. *tibicinis* Wurzel *can*, aber regelmässig bei den Neutra wie *germen nomen*, womit weitergebildete Nomina wie *incrementum cognomentum*, griechische Stämme wie ὀνοματ zu vergleichen sind. Verschiedene Fortbildungen von Nasalstämmen liegen in den Nom. *coepulŏnus* (Plaut.) *carnis* (noch bei Livius 37, 3) *canes* (z. B. Ennius *ann.* 518) *senex* vor. *e*) Liquidastämme deren *l* und *r* kein *s* hinzunimmt, *sol praesul mater doctor*, weil die Liquidae folgendes *s* sich anzugleichen vermögen (vgl. *velle ferre* statt *velse ferse*), sodass die Länge in *sāl* St. *săl* und *pār* St. *păr* aus *sall* griech. ἅλς zu erklären. Auch für *patēr* sucht Fleckeisen (Jahns Jahrb. 61, 32) einstige Ersatzdehnung nachzuweisen wie im Griechischen πατήρ St. πατερ; den Vocal e wahrte die älteste Sprache in der Flexion *Opiteris Maspiteris Diespiteris*

Digitized by Google

(Priscian 6 § 39), während die litterarische Periode ihn überall auswarf. Die plautinische Metrik, in der wir so oft verschiedene Formen neben einander anerkennen müssen, die einen im Untergang die andern im Aufgang begriffen, als kraft des Rhythmus der Sprachkörper so gewaltig umgestaltet ward wie nie wieder bis zur Zersetzung des Lateins durch neue weltgeschichtliche Elemente — jene Metrik fordert an vielen Stellen einsilbigen Nom. *patr*, entsprechend den andern Casus *patrem patris*, und *patr* steht geschrieben C.I.L. 1 n. 130, noch verstümmelter *Diesptr* n. 1500. Verflüchtigung des stammhaften *r* und Aussprache wie *pate* ist weit weniger wahrscheinlich. Auch die Verkürzung von *soror* in Anapästen wie *soror suo éx animo* (*Stich.* 3) dürfte nicht nach Analogie von *maio* aus *maios* sondern von *sobrinus* aus *sorrinus* zu beurteilen sein. Die alte Länge des Nom. *oratōr* wie Gen. *oratōris* zeigen plautinische Kretiker wie *magister mihi exercitór ánimus nunc est* und die Apices einer augusteischen Inschrift *grammaticus léctórque fui*. Neutra *mel fel* St. *mell fell*, *vēr* gr. ἦρ, *spinter* gr. ὁ σφιγκτήρ, *far* St. *farr*. Die Grundformen wechseln in *mugil* und *mugilis*, *voltur volturus* (Enn. *ann.* 141) *volturius*. *f*) *s*-Stämme die im Auslaut kein *s* mehr annehmen können: *mas honos Venos* (Inschr.) *mus glis*; Neutra *ais ious opos* (Inschr. u. Pl. *Stich.* 573) *corpus*. Wie *s* in der Flexion im Inlaut immer in *r* übergeht, Gen. *maris corporis*, mit Ausnahme von *vas* Gen. *vasis*, so wechselt es auch im Auslaut mit *r* seit dem 5n Jahrhundert in vielen Formen. Durch Variation des alten *lepos* wird *lepor* Gen. *lepōris* von *lepus* Gen. *lepŏris* unterschieden; ebenso meist ungeschlechtige Bildungen von geschlechtigen wie *maior* und *maius*, *decor* Gen. *decōris* und *decus* Gen. *decŏris*, obwohl Neutr. *robor robur* sich erhielt und die alten Grammatiker am Ende ganz richtig bei Plautus *merc.* 660 *nec calor nec frigus metuo* verbanden, also Neutr. *calor* anerkannten. Ausser einsilbigen Wörtern wie *flos* und *mos* und ausser *arbos* wurde über das 6e Jahrhundert hinaus die Endung *os* nur in wenigen Wörtern mit kurzer Stammsilbe wie *colos odos labos* von Dichtern iambischer Messung wegen beibehalten (Lachmann zu Lucr. p. 424). Durch Veränderlichkeit des *s* und durch Schwächung des *o* entwickeln sich die manigfachen Formen in der Flexion, theilweise auch im Nominativ der Stämme auf *os*: Neutr. Plur. *augura* (Attius *trag.* 624) *verbera*, Locat. Sing. *tempori* und *temperi*, Nom. Sing. *vetus* und *veter*, *vomer* und *vomis*. Für geschlechtige Wörter lässt sich ursprüngliche Länge der Endung voraussetzen: *arbōs* Gen. *arbŏris*, *Cerēs* Gen. *Cerĕris*, *pulvīs* Gen. *pulveris* aber daneben *pulvĭs*, *clamōr* Ennius dreimal, wie *clamōris*. Aber Kürzung drang früh durch sogar beim Comparativsuffix, *minŏr éa* Pl. *glor.* 1294 neben *stultiŏr es* *Bacch.* 123. Auf pränestinischen Grabschriften die bis ins 6e Jahrh. zurückreichen stehen mehrmals Nominative wie *mino Coponia* und *maio Orcevia* (vgl. Hübners Index zum C. I. L. 1 p. 609) mit Schwund des stammhaften *s*. Damit läuft die plautinische Messung *colŏr vérus* im Wesen auf eins hinaus, sie bleibt aber auf die freieren Rhythmen beschränkt, wo metrischer Zwang zur Anwendung vieler sonst erloschener Altertümlichkeiten führte. Das Adjectivum *vetus*, ohne Spur einer Ersatzdehnung, erscheint

Digitized by Google

wie die Neutra geschwächt: *vétu puer* im Versschluss Pl. *merc.* 976. Denn die Neutra werfen das den Stamm schliessende *s* gemäss lautlicher Neigung des Lateins bis zu Ende des 7n Jahrhunderts beliebig ab: *scélus viri* päonisch, *tempus est* oder *tempust* aus *tempu est* drei- oder zweisilbig bei den Scenikern, *sátiu sit* im letzten Versfuss bei Terenz *hec.* 730. *necesus* wie *opus* im Senatsbeschluss über Bacchanalien und neben der *o*-Form *necessum* bei Plautus; *necessu* geben die Bücher des Lucrez (Lachmann p. 397); das von Donat gelesene *necessis* bildet den Uebergang zu *necesse*, wie in der Conjugation *útarus utarís utare* oder *minus magis mage*; *necesses* und überhaupt Bildungen auf *ès* bei diesen Stämmen widerstrebten, wie aus vielem ersichtlich, der Technik des Auslautes; wenn neben *pubis* und *puber* Probus eine Form *pubes* billigte, so war hier die letzte Silbe ohne Zweifel lang.

Die *i*-Stämme nehmen *s* an: *piscis avis sitis vis similis.* Einige haben die Endung *es* wie *vates vepres*, in classischer Zeit fast nur bei weiblichen Bildungen und zum Theil durch *is* ersetzt, *canēs canĭs*, *aedes aedis*, *feles felis*, *volpes volpis* (Schneider Formenlehre p. 468); wenige schlagen geradezu in die Declination der weiblichen *e*-Stämme über wie *plebes* Gen. *plebei*, *fames* Abl. *famē*; auch wo das classische Latein *es* wahrte, setzt das vulgäre *is* an die Stelle, *sedis luis cladis*, wie in den analog behandelten griechischen Nomina *Diopithis Callisthnis*; umgekehrt *es* für *is* z. B. *omines locus* (Orelli 6085) für *omnis.* Der Wechsel des *i* und *e* scheint sich im 5n Jahrhundert viel weiter erstreckt zu haben; *L. Cornelio L. f. Scipio aidiles cosol cesor* C. I. L. 1 n. 31 Grabschrift des Consuls vom J. 495, während die etwas jüngeren metrischen Epitaphia *aidilis* bieten. Das schwach tönende *s* wird unterdrückt, also Nom. *tribunos militare* C. I. L. 1 n. 63 u. 64, genau so wie die das *s* nicht annehmenden Neutralstämme lauten, *rete leve.* Zwischen *ēs* und *ĭs* steht *eis*, *īs*: im hexametrischen Orakel C. I. L. 1 n. 1446 *hóstīs incertus*, bei Horaz *carm.* 1, 15, 36 überliefert *ignīs Iliacas domos*, öfter in Plebejer-Versen; in der Grabschrift des Mimen Protogenes C. I. L. 1 n. 1297 aus dem 6n Jahrhundert *suavei heicei situst mimus* zweifellos für *suaveis*; statt des Pronomen *is* alt *eis* und *eisdem.* Dem *militare* entspricht was Nonius für Nävius *com.* 60 und andere bezeugt *pol haút parasitorum aliorum simile est homo*, inschriftlich *compote factus* Or. 5758 für *compotis compos.* Durch Verschmelzung des Stammes mit enklitischem *est* kann *similist* werden aus *simili est* wie *mercist* Pl. *Pseud.* 954 aus *merci est*, ähnlich *potisit* im SC. Bac. woraus *possit* entstand; für sich kann das Wort nach Schwund des *s* nur *simile* oder *simil* auslauten. So fällt die ganze Endsilbe ab nach *l*, *is ager vectigal nei siet* im genueser Schiedsspruch wie *vigilis vigil*, öfter nach *r*, *celer* aus *celeris* und mit Einschub eines *e imber* aus *imbris*, *October pedester.* Auch die Neutra werfen die stammhafte Endung ab, *capital* aus der Gesetzessprache lange fortgepflanzt, *difficul* noch bei Varro, und diese Form setzte sich für substantivierte Adjectiva fest, *Bacanal animal calcar exemplar* mit Kürzung des *a*; Lucrez 2, 124 gibt noch das volle *exemplare.* Die Endung *sinapi* ist fremdländisch wie *gummi*, lateinisch *sinape* und Fem. *senapis.*

Digitized by Google

An die *u*-Stämme tritt *s* in *arcus fructus anus quercus* usw. Alt und durchgreifend ist der Wechsel von *o*- und *u*-Stämmen: Nom. *macistratos maximos* auf der Duellius-Inschrift ist wohl kein Irrtum der Antiquare sondern Metaplasmus wie im Kalender des Philocalus 31 Dec. *magistrati iurant*, wie Gen. *senati* und *senatus*, Abl. *scito* und *scitu*, Plur. *fasti* und *fastus*. Das Schluss-*s* wurde abgeworfen, *domu* oder *usust* für *usus est*. Neutra *cornu veru* mit auffälliger Länge des Auslauts, welche einige Grammatiker fälschlich leugneten; daneben meist männliche Bildungen wie *cornus tonitrus gelus* oder ungeschlechtige anderer Art wie *verum* und *genus*.

Die *a*-Stämme im Latein haben das *s* völlig verloren, auch die männlichen *scriba pansa* wie homerisch νεφεληγερέτα Ζεύς; übrigens sind die männlichen in der Mehrheit, abgesehen von Lehnwörtern wie *nauta poeta*, Composita adjectivischer Art, *incola bucaeda legirupa*, welche auf jüngerer Sprachstufe durch die *o*-Form von den weiblichen unterschieden wurden: *Graiugena*, aber *privignus* aus *privigenus* (africanische Inschr. bei Renier n. 1699), *Asiagenus*. Auch die griechischen Masculina auf ας, ης werden römisch auf *a* gebildet: Φιντίας *Pintia*, Χαιρέας *Chaerea*, *satrapa herma*. Beachtung verdient wie das ganze atellanenhafte Gedicht so die mit dem Oskischen genau stimmende Form *Santia* griech. Ξανθίας im poema de Amphitryone et Alcmena bei Mai class. auct. 5 p. 470 v. 213. *Protagora* sagt der Archaist Appulejus. Die Länge des *a* ist wenigstens für die griechischen Namen durch sichere Beispiele erwiesen: *Aeacidā* Ennius *ann.* 186 wo der Nominativ für den Vocativ fungiert, *Sosiā* bei Plautus (Fleckeisen krit. Miscellen p. 22). Dagegen *ulmitribă tu* Pl. *Persa* 278. Die weiblichen *a*-Stämme endigen auf langen Vocal bis zu Ende des 6n Jahrhunderts: *quoiei vitā defecit*, *non honos*, *honore(m)* oder *quoiús formā virtutei párisuma fuit* die Saturnier der Scipioneninschrift, *et densis aquilā pinnis obnixă volabat* Ennius; in freieren Maassen wie Kretiker und Bakcheen *dúcitur fámiliā tóta* (*trin.* 251), *id fuit naéniā lúdo* (*Pseud.* 1277), *pol hódie alterā iam bis détonsa cértost* (*Bacch.* 1128) und sonst Plautus. In den Versmaassen des Dialogs haben langes *a* Namen wie *Cantharā* und *asin.* 762 *epistulā* sonder Zweifel. Fleckeisens Ausführung (krit. Misc. p. 16 ff.) bedarf im einzelnen der Berichtigung, aber das Resultat dass Plautus wie seine Vorgänger noch Nom. *terrā* sagt, wird dadurch nicht im mindesten erschüttert dass er daneben und öfter schon wie Terenz stets *terră* hat. An Stellen wo das Metrum eine Kürze fordert wie im letzten Fuss, begegnet *hiúlcă gens*, *illa volt*, *surpta sit*, *serva sum* (Rich. Müller de Pl. Epídico p. 52); ein Ausgang wie *quoius úrnă sit* scheint zu fehlen, sodass die Schwächung bei Pronominen, Adjectiven, enklitischen Verbindungen ihren Anfang nahm. Der Uebergang von Nom. *mensā* in *mensă* ist ungefähr gleichzeitig mit dem von Abl. *mensad* in *mensā*. Nach griechischer Form *Andromedā Phaedrā* bei den jüngeren Dichtern (Lachmann zu Lucr. p. 408); in lateinischen Wörtern erst beim Verfall wieder Dehnung in der Cäsur, unter der Arsis wie *ulciscénda reā genetrix* Orestis trag. 919.

Digitized by Google

Die *e*-Stämme behalten das *s* wie *fides facies*. Alle sind weiblich bis auf *dies* (bemerkenswerth *ubei ea dies venerit quodie iusei erunt adesse* in der lex repetundarum Z. 63); meist existieren daneben *a*-Formen wie *effigia* bei Afranius *com.* 365 (*parva magnus in effigia* bei Renier inscr. de l'Algérie 36) neben *effigies*, *luxuria saevitia* neben *luxuries saevities*; auch in der Flexion herschen die *a*-Formen bis auf den Acc. und Abl. Sing. Alt *superficium* neben *superficies*. Die Verwandtschaft mit den *i*-Stämmen ward schon berührt. Abfall des *s* wie bei den *a*-Stämmen zeigt *res* bei Plautus in mehrmaligem *certa rest* oder *salva rest* (Wurzel *ra* wie in *ratus ratio*).

Die geschlechtigen *o*-Stämme gehen im 5n Jahrhundert auf *os* aus, *Alfenos Plautios tribunos filios primos* (vgl. Hübners Index im C. I. L. 1 p. 602, der hier und im Verfolg die Nennung einzelner Inschriften unnötig macht), die Neutra auf *om*, *pocolom donom captom*. Häufiger mit Schwund des *s*, in den imperativisch verwandten Participialbildungen wie *hortamino*, sonst zufällig nur noch bei Eigennamen nachzuweisen, *Turpleio* für späteres *Turpilius*, *Fourio Popaio Roscio*; bei den Neutra mit Schwund des schwach auslautenden, von allen Dichtern vor Vocalen erweichten *m pocolo* C. I. L. 45, *dono* 177. Neben *filios* auf der ältesten Scipionengrabschrift 32 (auf den Consul des Jahres 495) tritt *Lucius* auf der etwas jüngeren 29 (auf den Consul des J. 456 dem jene Verse in den ersten Decennien des 6n Jahrh. gewidmet wurden), die doch *Samnio* noch, wie es scheint, für *Samnium* darbietet. Die Endung *os*, *om* gieng über in *us*, *um* etwa um das Jahr 520 der Stadt, und Plautus, dem *opos* noch zugestanden werden mag, konnte *Bacch.* 872 nicht schreiben *eros tuus* sondern lediglich *erus tuos*. Denn da das Latein die Lautverbindungen *uu* und *vu* hasst, so blieben Formen wie *mortuos equos servos aevom* für alle Zeit; zum Theil waren veränderte Formen wie *ecus* und *aeum* daneben im Gebrauch, aber in der Republik hat kein urbaner Mann *equus* oder *servus* gesprochen oder geschrieben. In Quintilians Jugend drang diese Lautierung der Vulgärsprache auch in die Schriftsprache ein (Quint. 1, 7, 26); der Kaiser Claudius redete *patruus*, *opus arduum*, *divus Augustus*, freilich daneben noch *divom Iulium*; seitdem wird *divos divom* altmodisch und provinziell gewesen sein, obwohl es nie erlosch und so der plattlateinischen Verdumpfung von *us* überhaupt zu *os* und *o* entgegen kam (vgl. *dium Claudium et divom Titum* Or. 7421, *divos Hadrianus latum clavom* bei Renier mélanges d'épigr. p. 69). Den Lautwechsel von *o* zu *u* zu Anfang des 6n Jahrh. der Stadt veranschaulichen die nach dem J. 486 geschlagenen Münzen von Suessa wo neben *probom*, nemlich *ais*, die Form *proboum* erscheint (C. I. L. 1 n. 16); den Umschlag von *vivos* in *vivus* eines Sarsinaten Inschrift etwa aus Cäsars Zeit: *qui volet*, *sibei vivous monumentum faciet* (ebenda n. 1418). In *filius* tönte das *s* auch während des 6n und 7n Jahrhunderts so schwach dass es unterdrückt werden konnte, *filiu* wie früher *filio*. *nullu's* bei den Scenikern, *nullu sum*, *iussu sum*, *auctu sit* im letzten Fuss bei Terenz, *cedit citu célsu tolutim* bei Varro und ähnliches bei allen Dichtern der alten Schule. Des Protogenes Grabschrift verkürzt sogar *heicei sitüst*

Digitized by Google

mimus, eine Verflüchtigung des Auslautes welche sich in der Litteratur zuletzt Plautus erlaubt hat; zu Lucilius Zeit war nur noch *hic situs Metrophanes* giltig. In der Schrift zeigt sich Reaction gegen die Abwerfung des *s* schon seit dem 6n Jahrhundert; im 7n steht *vocitatust* auf der genueser Tafel sehr vereinzelt, man schrieb *Lúcius Múmmius dónum*, während die Aussprache alter Gewohnheit folgte; der Verfasser der Scipionengrabschrift 34 zog *is hic situs quei nunquam victus est virtutei* einem *situst* vor. Plebejer oder Kleinstädter, die auch nach Cicero hier und da *lectu* für *lectus* und dergleichen schreiben, bezeugen eben dadurch ihre Rusticität. Beim Neutrum fällt das auslautende *m* ab, wie vorher *dono* so auch *donu* C. I. L. 168 oder 62, wo die eine Seite der Bronze in älterer Lautierung *C. Placentios Marte sacrom*, die andere in jüngerer *C. Placentius Marte donu dede* aufweist: *gremiu* und *signu* auf Inschriften der ersten Männer bis in die Gracchenzeit, *bónu ius* oder *málu* 'zum Henker' bei den Scenikern, ja *cónditŭmst cónsilium* aber nur in Anapästen bei Plautus dem obigen *sitŭst* entsprechend. Obwohl schliessendes *m* vor Vocalen, wie bekannt, immer schwand, hier also minder hörbar war als *s*, muss es vor Consonanten umgekehrt fester gewesen sein als schliessendes *s*, wenn auch die Inschriften verschiedene Behandlung beider im ältesten Latein nicht erkennen, sondern Consolidation um dieselbe Zeit (620—630 nach Ritschl P. L. M. p. 123) eintreten lassen. Denn Formen wie *iússu(m) sit* haben die Sceniker im letzten Fuss nie mehr zugelassen, und bereits die ennianische Metrik erhebt die volle Geltung des *m* vor Consonanten zum Gesetz. Andere Nominativformen der *o*-Stämme beruhen auf der Ausstossung des *o*-Vocals. Das alte *dare damnas esto*, entstanden aus *damnat(o)s*, stimmt überein mit umbrischen und oskischen Bildungen, umbr. *pihaz* osk. *húrz* (lat. *piatus hortus*); die genueser Tafel bietet Z. 15 *termins* neben wiederholtem *terminus* und Nom. Pl. *termina*, ganz wie umbr. *Ikuvins* osk. *Bantins* (lat. *Iguvinus Bantinus*), für das Jahr 637 freilich eine allgemein beseitigte Antiquität. Häufig liess das alte Latein nach *i* das stammhafte *o* fallen, *Clodis Caecilis* für *Clodios Caecilios*, wie ausser den italischen Sprachen auch das jüngere Griechisch in Δημῆτρις Φιλημάτιν; so erhält sich neben *alius* noch lange *alis*, *volgaris* neben *volgarius* mit Uebergang in die *i*-Declination (Ritschl bonner Programme März und October 1861). Das Nebeneinander von Formen wie *Verrius* (*lex Verria* wie *lex Iulia*) *Verres Verris* und deren Vergleichung mit *aidiles aidilis* gibt zu bedenken, ob nicht die Mehrzahl der Nominalstämme, welche nach Maassgabe des gewöhnlichen Auslautes oben als *i*-Stämme betrachtet wurden, im vorgeschichtlichen Latein noch ein volleres Wortbildungssuffix trugen. *alios alius* verwandelt sich in *alis* durch Assimilation des *o* oder *u* an das vorhergehende *i*, worauf Contraction erfolgte; so geht im Oskischen *ús* nach *i* regelmässig in *is* oder *is* über, dann in blosses *s*, *Viinikiis Púpidiis Stenis* lat. *Vinicius Popidius Stenius*. Wenn bei Plautus *filius* und *gaudium* zweisilbig gesprochen werden, so kommt dies im Grunde auf eins hinaus mit der Schreibung *filis* und *gaudim*; da jene Aussprache nur noch in den freieren Versmaassen vorkommt, so

Digitized by Google

ist damit der Zeitpunkt bestimmt für die Ausmerzung solcher Formen in der Schriftsprache. Regelmässiger Wechsel von *Sulpicius* und *Sulpicis* vertrug sich nicht mit festem Betonungsgesetz; die Betonung schon lehrt dass eine Bildung wie *dámnas* der vorlitterarischen Periode des Lateins angehört. Indem in *Clodis Cornelis* der Schlussconsonant unterdrückt ward, entstanden die auf den ältesten Inschriften nicht seltenen Formen *Clodi Corneli*, als Nominative zuerst erkannt von Mommsen (röm. Münzwesen p. 471). Denselben Schwund der ganzen Endung *os*, *us* hat die Schriftsprache angenommen bei vorhergehendem *r*: alt *socerus* (Pl. *Men.* 957) wie griech. ἑκυρός, gewöhnlich *socer* (Pl. *Men.* 1046), ursprünglich und von Nachahmern des Griechischen erhalten *Euandrus Alexandrus* (Vergil, Inschriften vgl. Marini frat. Arv. p. 451) gewöhnlich *Euander Alexander* zur Erleichterung der Aussprache mit dem Hilfsvocal *e* wie *Casenter(a)* C. I. L. 1501 für *Casantra* (Quintil. 1, 4, 16). Das im Nominativ eingeschobene *e* wird in der Flexion überflüssig, *ager caper ruber* griech. ἀγρός καπρός ἐρυθρός Gen. *agri capri rubri*, während es bleibt wo es stammhaft ist wie in *prosper corniger*. Doch wird auch da z. B. beim comparativischen Suffix *ter* das *e* nicht selten verschluckt: alt *magisteres* C. I. L. 73 gew. *magistri*, *dexteram* und *dextram*, vereinzelt *itrum* in den Fasten p. 478 zum J. 711 neben *iterum*. Cäcilius sagte *nunc uter crescit*, später Afranius *crescit uterus* oder *consedit uterum* (*tog.* 338 u. 346), nur *numerus umerus erus* scheinen *us* nach *èr* allzeit gehalten zu haben. *pover* aus *poverus* (*bene débet esse povero qui discet bene* Inschr. von Steinamanger) geht über in *puer* Gen. *pueri* oder in *povr por* und die consonantische Flexion: letztere Bildung erhielt sich bei den alten Sklavennamen wie *Publipor*, Dat. *Naepori*, Nom. Plur. *Marcipores*. *mulciber* flectiert den Gen. *mulcibris* und *mulcibri*, wie der Etymologie nach *saluber* Gen. *salubris* und *salutifer* Gen. *salutiferi* identisch sind. Νικήφορος ward latinisiert zu *Niceporus*, dann achtmal auf alten Inschriften *Nicepor* wohl unter Einwirkung der erwähnten Sklavennamen. Desgleichen schwindet *os*, *us* in *vir levir satur*. Nach vorhergehendem *l* ist der Wegfall beschränkt auf *famul* bei Ennius *ann.* 317, was noch Lucrez 3, 1033 in Anspielung auf den ennianischen Vers wiederholt, gleich dem oskischen *famel* (Mommsen unterital. Dialekte p. 229 u. 308), und auf das Neutrum *nihil* aus *nihilum*; für letztere Abschwächung war die frühe Annäherung des Wortes im Gebrauch an die Partikeln von Einfluss. So war die Grundform *noinom* 'nein', welche in *noenum* und *noenu* bis in den Anfang des 8n Jahrhunderts von Schriftstellern fortgepflanzt ward, schon im Beginn der römischen Litteratur zu *non* abgestumpft mit Einbusse der Endung und des *i*-Lauts (vgl. *coiraveront*, häufig *coeraverunt*, einmal *coraveront*, einmal *couraverunt* zum Zeichen des Mischlautes beim Umschlag in *curaverunt*).

Dem Personalpronomen dienen als Nominative für die erste Person *ego*, mit langem *o* noch in den Kretikern und Bakcheen des Plautus wie griech. ἐγώ, dann stets verkürzt bis auf die Zeit wo alle Prosodie ins Schwanken geräth, *útar egō saxis* im Amphitryon v. 167; für die

Digitized by Google

zweite Person *tū* griech. τύ cύ. Das Pronomen der dritten Person, nur reflexiv gebraucht, entbehrt des Nominativs. — Die übrigen Fürwörter schliessen sich im ganzen an die Nominalstämme an. *quis* Interrogativum, auch weiblich bei Plautus *quis mulier est*, wie griech. τίc, in alten Gesetzen einige Male wie osk. *pis* für das Relativum *qui* oder vielmehr für *quisquis*, das in einer Auguralformel bei Varro *quirquir* lautet (vgl. Neue lat. Formenlehre 2, 158 ff.), mit Verlust des *s ecqui siqui*. Das als Relativum fixierte *qui* gilt als adjectivisches Interrogativum oder Indefinitum, *quis* als substantivisches, während *aliquis* als Substantivum und Adjectivum dient. Die tabula Bantina um 630 hat unterschiedslos *quisque eorum* und *queique eorum*. *qui* lautete vor Cäsar gewöhnlich *quei*, auf der Grabschrift des Protogenes *que*; diese bis c. 500 d. St. hinaufreichenden Formen des Latein stehen weit ab von den näher zusammenliegenden osk. *pús* umbr. *poi*, welchen lat. *quos* oder *quoe* analog wäre. *is* begegnet schon im 6n Jahrhundert, *eis* also langes *i* dreimal in der lex repet. um 630, der Orakelspruch 1447 *iúbeo et is ei si fecerit gaudebit semper*, unbestimmt gehalten wie alle, mag in der Urform *ioubeo et eis ei si faxit* geheissen haben. Nicht selten bis auf Cäsar *eisdem* und *isdem* (Ritschl bonner Progr. October 1855); wie man *patronus isdemque coniux* sagte, so Plebejer der Kaiserzeit mehrmals um die Syntax unbekümmert *patrono isdemque coniugi* (Fabretti p. 291 ff. vgl. *Roscia Lochagia coniunx idem heres* bei Renier inscr. de l'Alg. 4293); mit Verdrängung des *s eidem* und *īdem*, ein Proletarier auch *eide*. Auf der ältesten Scipionengrabschrift steht Nom. *hec* aber zugleich *hic*, nach Ablösung des Affixes *ce* gleich jenem *que* und *qui*, obgleich Nom. *heic* nicht vorkommt; der Volksmund verkürzt *hĭc* und so die Sceniker, aber die classische Prosodik restauriert die Länge welche der Ursprung sei es aus *hisce* sei es aus *ho-i-ce* gebot. *ollus leto datus est* rief der Leichenbitter, *istus* bei Plautus, mit abgeschliffener Endung *ille iste*, dann *illic istic*, mit der Fragpartikel *illicine* gebildet und in der Quantität behandelt wie *hic* und *hicine*. *ipsus* und *ipse* mit verkürztem *i* bevor das Positionsgesetz durchgeführt war, *ipse* braucht nicht erst aus *ipsus* geschwächt zu sein, da bald das erste bald das zweite Compositionsglied der Declination unterliegt wie *eumpse* und *ipsum*, *eapse* und *ipsa*. *alius* und bis zu Ende des 7n Jahrhunderts *alis*; *alter uter nullus*, *sovos* jünger *suos* u. a. wie bei den *o*-Stämmen. — Das Femininum folgt den *a*-Stämmen: *illa ista ipsa*, bei Pacuvius *sapsa* gleich ἡ αὐτή von der Pronominalwurzel *sa*, wovon Ennius Acc. Fem. *sam* Masc. *sum* bildete, von der Wurzel *i ea* wohl durch Assimilation statt *ia*, wie alt und dialektisch *filea Feroneae precaream*, wie *eamus eunt*, sodass *ea* dem *is* wie *alia* dem *alis* entspricht, *altera utra*, *tova* jünger *tua*. Eine Ausnahme machen *quae* oskisch *paí* und *hae-c*, auch die hiernach geformten *illaec istaec*, welche bis zum Auftreten des Plautus *quai* und *haic* gelautet haben müssen. Denn das Latein besass vor jener Periode kein *ae* oder *oe*, nur *ai* oder *oi*, wenigstens die Sprache der Römer nicht, wenn auch in den Strichen, wo das Latein sich mit dem Umbrischen und Volskischen berührte, der echte Diphthong schon etwas früher, um 500 d. St., getrübt

Digitized by Google

erscheint; noch das Document über die Bacchanalien vom J. 568 gibt ausschliesslich *ai* und *oi* in Stamm- und Endsilben wie *aiquom foideratei tabelai* bis auf das éine Wort *apud aedem Duelonai*, und der Verfasser der auf das J. 494 gestellten Duellius-Inschrift hätte aus einer Masse alter Urkunden, vielleicht auch aus einer alten Handschrift von Nävius Epos lernen können dass *praeda* und *Poenicas* für jenes Datum weit unpassender sei als *navebus* was hinterher in *navebos* corrigiert ward. Das Affix *i* fehlt in *aliqua numqua*, *siqua* umbr. *svepu;* locativischen Ursprungs und aus dem Gräcoitalischen überkommen hat es seine Bedeutung völlig eingebüsst und fungiert lediglich zur Unterscheidung von gleichlautenden Formen, wie umgekehrt z. B. späte Theorie im Plur. Nom. Fem. und Neutr. *haec* durch Weglassung des Affixes *ce* beim Fem. unterscheidet.— Beim Neutrum wird *d* angehängt: *id*, *quid* osk. *píd*, *quod* osk. *púd*, *aliud* aus *aliod* und bei Catullus noch *alid*, *illud istud*. Das auslautende *t*, welches hier ursprünglich und in anderen Sprachen erhalten ist, war im Latein, wo dies in die Geschichte tritt, bereits zu *d* erweicht, wie als Ablativzeichen im Italischen *d* erscheint und zwar im Latein ohne irgend eine Ausnahme. Das *d* der Neutra hatte im 6n Jahrhundert einen schwachen Laut, ähnlich dem ablativischen, sodass es Gefahr lief ganz zerstört zu werden, wie im griech. τί und ἄλλο das Suffix untergieng. Bei Plautus und Terenz haben an zahlreichen Stellen *quód eius* und *quid huius* die Geltung eines zweisilbigen Fusses, Trochäus oder Spondeus; man nimmt gewöhnlich an, in *quód omnes mortalés sciunt* (Pl. *glor.* 55) sei die erste Silbe von *omnes* kurz gesprochen worden — und es ist wahr dass in solchem Falle auf das Pronomen meist eine durch Position, nicht von Natur lange Silbe folgt — man ändert gewöhnlich in *quód a me te accepisse fassu's* (*trin.* 969) die handschriftliche Ueberlieferung ab; ich erachte es vielmehr für wahrscheinlich dass in der von den Bühnendichtern aufgenommenen Aussprache jener Zeit auslautendes *d* der Pronomina verflüchtigt und dadurch ein Zusammenfliessen der benachbarten Vocale möglich ward, *quo*(*d*) *eius* wie *quo*(*m*) *eius*, bald Trochäus bald Amphibrachys, wie nach Belieben *te* oder *ted uti* Spondeus oder Molossus; im saturnischen Vers der Mummius-Inschrift aus dem Jahre 609 *ob hásce rés bene géstas quód in belló vóverat*, wo ich früher Verkürzung des *in* behauptete (wie z. B. *ĭlex* für *inlex* bei Plaut. *Persa* 408 nicht bloss durch den Vers gefordert sondern auch durch Nonius p. 10 ausdrücklich beglaubigt ist), bin ich jetzt geneigter ebenfalls Schwächung des *quod* anzunehmen, weil der Abfall eines auslautenden Dentals einst weiteren Spielraum hatte (*marid mari*, *haut haud hau*, *dedet fecid dede*), daher auch länger nachgewirkt haben wird als der des Nasals. Die Regelung des Auslauts mit Hilfe der daktylischen Metrik führte zur Fixierung des pronominalen *d*, nach dieser war in der Aussprache *aliud* bald nicht mehr zu unterscheiden von *aliut*, letzteres mag nach Maassgabe von *aput*, was zuerst die lex Iulia municipalis für älteres *apud* setzt, zu Ende der Republik auch in die Schrift eingedrungen sein; ein Beispiel für pronominales *t* vor der Kaiserzeit fehlt, das correcte Latein hielt dauernd an *d* fest und überliess die Vermischung z. B. von *quod* und *quot* dem Haufen der Ungebildeten

Digitized by Google

(*reliquiae quod superant* schon C. I. L. 1 n. 1016, im Inlaut *quodannis* auch die besten Urkunden der Kaiserzeit) und den Abschreibern der classischen Texte (wie man z. B. noch nicht bemerkt hat dass Seneca *epist.* 91, 14 schrieb *quot tamen gravissimos casus intra spatium humanae senectutis tulit*, wo die bamberger und strassburger Hs. *quod* haben). *hoce* im SC. Bac., gewöhnlich *hoc*, entstand aus *hodce* wie *ac* aus *atque* und war im 6n Jahrhundert mittelzeitig; damals war, je nachdem *d* in *id* lautliche Geltung zugestanden erhielt oder nicht, auch *idem* mittelzeitig, und plautinische Verse wie *tu hercle idem faceres si tibi essèt credita* oder *sed erám meam quae te démoritur.* : : *multae áliae idem istuc cúpiunt* (*glor.* 838 und 1040) dürfen in Zukunft nicht angetastet werden. *eaedem leges eidemque ious* schreibt noch die lex de Thermensibus unter Sulla; Differenzierung der Quantität war ein ziemlich spätes Mittel zur Sonderung des Neutrum vom Masculinum. Für *ipse* findet sich bloss *ipsum*, die Neutralbildung der *o*-Stämme, wie für das abgeleitete und keinerlei Anomalie aufweisende Possessivpronomen *meum quoium.* Plebejisch *alium nomen* (Fabr. 95, 211) für *aliud*; griech. τοcοῦτον neben τοcοῦτο.

Nominativ des Pluralis.

Die geschlechtigen Nomina nehmen im Altindischen das Suffix *as* an, im Griechischen εc, bei vocalischen Stämmen regelmässig mit Steigerung vor dem Suffix, im Italischen meist blosses *s* mit Dehnung des Vocals bei vocalischen Grundformen. Bei den *e*-Stämmen zeigt das Latein keine andere Bildung als *spēs* oder *diēs*; die meisten werden übrigens in die *a*-Declination umgesetzt, Sing. *intemperies* neben *intemperia*, Plur. *intemperiae.* Bei den *u*-Stämmen *fructūs idūs quinquatrūs*, aber bei Plautus *iám mihi súnt manŭs inquinatae* (*glor.* 325); man kann streiten ob diese Kürze erst durch den häufigen Gebrauch des Wortes aus ursprünglicher Länge sich entwickelte, oder ob eine andere alte Bildungsweise hier traditionell gewahrt blieb, wie im Griechischen ἰχθύεc ohne, πήχειc aus πήχεεc πήχεϝεc mit Steigerung des Vocals.

Die *i*-Stämme nehmen die Endung *ēs* an, *hostes puppes tres*, wie im Umbrischen Nom. Plur. *puntes* vom St. *punti.* Die Endung *es* ist nach den Inschriften, welche bei dem beständigen Schwanken der Handschriften zwischen *e* und *i* allein einen sichern Maasstab abgeben, bis auf die Kaiserzeit beinahe ausschliesslich in Gebrauch; nur in sieben Beispielen begegnen die Endungen *eis* und *īs* (Hübners Index p. 604), *ceiveis pelleis*, *fineis* und *finis* auf der genueser Tafel die alleinigen Formen, *atriensis mendacis.* Die Lehre, dass den *i*-Stämmen ursprünglich das Suffix *īs* zukomme, ist historisch nicht begründet; anderntheils gehen seit dem 8n Jahrhundert *es* und *is* öfter neben einander her, Varro billigte *hae puppes restes* und *hae puppis restis*, handschriftliche Belege deren Lachmann zu Lucr. p. 56 einige zusammenstellt können mit Leichtigkeit aus jedem Autor vermehrt werden, aus Plautus *gloriosus* seien hier notiert *familiaris* 183, *omnis* 659. 1264 u. a., *auris* 883, *nescientis* 893, *aedis*

Digitized by Google

dotalis 1278, *muliebris* 1359, *foris* 1377. Die Endung *eis* bildete im 7n Jahrhundert den Uebergang von *es* zu *is*.

Die consonantischen Stämme hatten wohl noch im 5n Jahrhundert das Suffix *ĕs*, lat. *patrĕs* griech. πατέρες. Da der kurze Vocal dem *s* keinen Halt gab, fiel dies ab: *matrona Pisaurese* C. I. L. 1 n. 173 für *matronae Pisaurenses* von consonantischer Grundform *Pisaures*, wie solche in *Thermesum* neben *Thermesium* und sonst mit *i*-Formen wechselt. Auch *ĕ* fällt noch ab, wie *vectigal* aus *vectigale*, sodass alle Endung preisgegeben und der Nom. Plur. dem Stamme gleich ward, ganz wie im Oskischen *censtur* und im Umbrischen *frater* (lat. *censores fratres*): so die alten Tribusnamen *Ramnes Tilies Luceres* neben *Ramneses Titienses Lucerenses*, so *quattuor* oder *quattor* das im oskischen Neutr. *petora* und im Griechischen noch flectiert ward. Das Suffix *ĕs*, *ĕ* hört auf um das Jahr 540: plautinische Anapästen wie *trin.* 835 *ita iám quasi cánes haud sécus circum stabánt navem turbines venti* oder *Stich.* 311 *somnóne operam datis?' éxperiar fores án cubiti ac pedes plús valeant* wird man am besten in dieser Art beurteilen, *canĕs pedĕs turbinĕs* wie griech. κύνες und πόδες, zum Theil mit Abstossung des *s* wie in jenem *secus; fores* das in andern Casus den *a*-Stämmen nachgebildet ist (*foras* und *foris* in genauer Uebereinstimmung mit θύραζε und θύρασιν) verräth hier consonantische Grundform und behauptet durch den steten Gebrauch das kurze Suffix bei den Dramatikern selbst im Dialog, z. B. *sed fóres vicini proxumi crepuérunt.* Den Grund, warum im Beginne der Litteratur das alte Suffix schwindet, wird man im Bedürfnis nach Deutlichkeit und Durchsichtigkeit der Sprachgebilde sehen müssen: *ĕs* war gänzlicher Zerstörung ausgesetzt, dazu der Verwirrung mit dem Genetiv-Suffix das aus altem *os*, *us* damals auch schon in *es* umgesetzt war. So trat denn Dehnung des *es* ein, richtiger gesagt, die consonantischen Stämme giengen alle in die *i*-Declination über, ein Process der von den zahlreichen Wörtern ausgegangen sein wird bei welchen Grundformen auf *i* und consonantische neben einander existierten. Statt *bovĕs*, homer. βόϜες, vom Nom. Sing. *bos* gilt jetzt allgemein *bovēs* wie vom Nom. Sing. *bovis*, ebenso *regēs mancipēs legentēs virginēs consulēs oratorēs florēs*, auch bei griechischen Worten wo die jüngere Dichtung die griechische Form *grypĕs* zurückführte. Auch dies *ēs* gieng nachmals in *īs* über, freilich wenn man die alten Inschriften fragt, so gut wie nie, denn *prai*]*toris* C. I. L. 1 n. 188 gehört einer Zeit an wo über die Länge oder Kürze der Endung sich nichts bestimmen lässt, möglicherweise also *praitoris* zu *quaistores* wie im Gen. Sing. *salutis* zu *salutes* sich verhält, und das einmalige *ioudicis* in der lex repet. Z. 38 neben *ioudices* oder *iudices* fällt gegen die Masse der gewöhnlichen Formen nicht ins Gewicht; wenn der Regierungsbericht des Augustus einmal (4, 46 Mommsen) *pluris* hat neben *plures*, so bleibt darum doch *maioris* für urbanes Latein so verwerflich wie wenn jemand aus *pluria* auf *maioria* schliessen wollte. Kein Mavortius und Nicomachus wird dergleichen Nominative, welche im Vulgärlatein wucherten, wie *hospis* für *hospes* und unzähliges andere, welche durch das Schwanken des homonymen Acc. Plur. zwischen *es* und

Digitized by Google

is begünstigt worden, bei der Emendation alter Texte zugelassen haben, was natürlich nicht verhindern konnte dass sie in alle unsere Handschriften eingedrungen sind, beispielsweise in Plautus *glor.* 78 *satellitis*, 118 *praedonis*, 659 und 1359 *moris*, 733. 735. 758 *hominis*, 1392 *mulieris.* Darin aber dass auch die Handschriften *is* immerhin seltener bei consonantischen als bei *i*-Stämmen darbieten, zeigt sich eine Nachwirkung der durch die Inschriften erhärteten Thatsache, dass bei letzteren *es* früher und durchgreifender in *is* verwandelt ward als bei den ersteren.

Auch bei den *a*-Stämmen scheint die herkömmliche Form *silvae* aus *silvai* jüngere Bildung trotz der Uebereinstimmung mit dem griechischen ὕλαι. Die ältere schloss sich vielmehr an die anderen mittelitalischen Sprachen an und lautete *silvās*, wie oskisch *scriftas*, umbrisch *urtas* (lat. *scriptae ortae*), wie bei der Abart *speciēs.* Diese Form selber ist freilich nicht beglaubigt, denn im Vers des Pomponius *atell.* 141 *quód laetítias ínsperatas modo mi inrepsere in sinum*, worin die Weisheit des Nonius einen 'accusativus pro nominativo' sah, war das Subject aus dem vorhergehenden zu entnehmen, *laetitias* Objectsaccusativ zu dem transitivisch gebrauchten *inrepsere* (vgl. *ea se subrepsit mihi* bei Plautus, sonst *subrepere* gleichfalls intransitiv). Nach Abfall des *s* entstand daraus *silvá*, bezeugt durch zwei ins 5e Jahrh. reichende Inschriften aus dem pisaurischen Hain: *matrona dono dedrot* und *dono dedro matrona* C. I. L. 1 n. 173 und 177 für volleres *matronas donom dedront.* Der Misdeutung, welcher das des Suffixes beraubte *silva* unterliegen muste, half die Sprache durch Aufnahme eines neuen Bildungsprincipes ab, das der pronominalen Declination entlehnt scheint, durch Anfügung von *i* in *silvai* wie in *quai* und *haic*; das Affix *i* fliesst mit dem Stammvocal zum Diphthong zusammen, von einer Dihärese findet sich keine Spur (Priscian 7 § 9), also *tabelai datai erunt* im SC. Bac. drei- und zweisilbig, vereinzelt noch um die Gracchenzeit wo längst *ae* durchgedrungen: *literai* C. I. L. 1 n. 207 neben *literae* n. 208. Das Vulgärlatein confundiert *ae* mit *e*: wenn auf den samothrakischen Inschriften 578 und 579 richtig *muste* (griech. μύσται) copiert ist, so wäre auch bei dieser Endung die Confusion wenigstens provinziell schon im 7n Jahrhundert vorhanden gewesen.

Eine doppelte Bildung waltete auch bei den *o*-Stämmen ob, kurz benannt eine griechische mit Anfügung von *i* an den Stamm, *agroi* ἀγροί, und eine italische mit *s*, *Romanos* wie osk. *Núvlanús*, umbr. *Ikuvinus.* Nur ist geschichtlich der Stammvocal bei beiden Bildungen verloren, ausgenommen die Glossen aus dem Salierlied bei Festus *pilumnoe poploe* (gleich *pilati popli*) und *fesceninoe* (angeblich *qui depellere fascinum credebantur*), wo *oe* von Stilo substituiert war für *oi* wie allgemein in *Adelphoe.* Uebrigens können diese zufällig erhaltenen Zeugnisse für die Priorität der *i*-Bildung nichts beweisen; umgekehrt spricht, von anderen Gründen abgesehen, auch der Untergang der *s*-Formen in der classischen Periode für deren älteren Ursprung. Die geschichtlichen Formen seit dem Anfang des 6n Jahrhunderts sind demnach *vires vireis viris* und *vire virei viri*, wobei für den Uebergang aus *oe* in *e* und *i* verglichen werden mag *moerum pomerium* oder *loebertas lebertas libertas.* *Atilies coques*

Digitized by Google

magistres in etwa 18 Beispielen meist des 6n Jahrh., *leibereis liberteis Vertuleieis gnateis* in etwa 40 von den Gracchen bis auf Cäsar und vereinzelt noch darüber hinaus (Ritschl bonner Herbstprogramm 1855 p. 5), *magistris ministris* in etwa 10 derselben Zeit (Hübners Index p. 603 f.); auf der genueser Tafel vom J. 637 Nom. *Viluries* und *Veituris*, Acc. *Veiturios*. So verbreitete Formen können von der Litteratur nicht ausgeschlossen gewesen sein: in Plautus *glor.* 374 *non póssunt mihi minis tuis hisce óculis exfodiri* stimmen beide Recensionen, die im Ambrosianus überkommene und die des Calliopius, trotz der Abweichung im übrigen hinsichtlich der Nominativendung überein; ebenda 44 wird *Sardis* als Nom. Plur. überliefert lautlich für *Sardi*, sachlich für *Sardiani*; *Men.* 1158 *vénibunt servi supellex fundi aedes omnia* stand von Plautus Hand *fundes* oder *fundis* geschrieben. Es leuchtet ein wie durch die Vocalisation *es eis is* die *o*-Declination ganz in die *i*-Declination übergeht, ein Zug der Sprache welcher sich auch im Nom. Sing. *alios alis*, im Erscheinen von *hilaris* neben dem bis ins 7e Jahrh. allein gebrauchten *hilarus* offenbart. *sacres porci* lautete der Plural sowohl vom Stamme *sacro* als vom Stamme *sacri*, welche im Altlatein und Umbrischen neben einander existierten. Die Africaner bildeten den Nom. Plur. *generes* (bei Renier 2868, vgl. *generi* Dat. Sing. ebenda 1348), etwa wie die alten Römer *pores* neben *pueri.* Nach der andern Art ohne *s* gestaltet steht *ploirume* bereits auf der ältesten Scipionengrabschrift, anderswo *III vire*; seit der Mitte des 6n Jahrh. bis zum Ende der Republik in zahllosen Beispielen *colonei Iuliei amicei oinvorsei createi reliquei*, natürlich *ei* nur Mischlaut von *e* und *i* oder für langes *i* wie griech. ει seit Perikles, Lucilius schreibt *ei* im Nom. Plur. zur Unterscheidung vom Gen. Sing. vor, *ut pueri plures fiant* (Quintil. 1, 7, 15); im Nigidius las Gellius 13, 26, 4 wenn auch nicht wir in Gellius Texte *si huius amici vel huius magni scribas*, *unum i facito extremum*, *sin vero hi magni hi amici casu multitudinis recto*, *tum e ante i scribendum erit.* Quintilian erachtet die Schreibung mit *ei* nicht bloss für überflüssig sondern auch für unbequem, weil dann von *aureus* im Nom. Plur. *aurei* eigentlich *e* gedoppelt werden müsse; dies thaten die Alten sicher nicht, sondern drängten vorhergehendes *e* wie *i* mit dem Casussuffix in *ei* zusammen: neben *filiei* finden wir *feilei* und *filei*, *socei* neben *sociei*, *librarei* und Nom. *turareis* neben *thurariei*, *magistrei Iovei compagei* für *Ioviei.* Die Contraction erhielt sich stets bei *dei di.* Plautus verstattet sich zweisilbiges *aurei* (von *aureus*) und *fili* noch in Anapästen *Stich.* 25 und *glor.* 1081, die Dramatiker in allen Maassen einsilbiges *mei* wie *dei*, sonst ist jene Licenz der Volkssprache, wie sie inschriftlich und handschriftlich in *Brutti* und *ali*, einst *alei*, tausendmal erscheint, im feinen Latein verpönt, wenn auch der Neuerer Properz *Gabi* gesagt hat (Lachmann zu Lucr. p. 252). Altes *ei* ist in den heutigen Texten nur selten zu seinem Recht gekommen; Stilo oder wer sonst die plautinischen Stücke zuerst in einem Corpus vereinigte, setzte für die *capteivei* und *Menaechmei* diese Form des Titels fest; in den Handschriften der Autoren bis zu Cicero, diesen nicht ausgeschlossen, und wieder von Trajan ab sind Nominative wie *virei*

Digitized by Google

maxumei aliei prodigei ziemlich häufig; viele mögen die Grammatiker der ersten Kaiserzeit, andere die nachmaligen subscriptores, andere endlich wie z. B. *natei geminei puerei* Pl. *Men.* 18 u. 19 erst die Mönche des Mittelalters in *i* umgesetzt haben. An sich ist die Endung *i* schwerlich jünger als *ei*, im Anfang des 7n Jahrh. steht *fructi* neben *fructei*, *flovi* so gut wie *floviei flovei*, und beides auf derselben Urkunde neben Nominativen auf *es eis is.* Das kaiserliche Rom schreibt lediglich *populi* und ebenso *alii*, aber bei consonantischem *i* nur *ludi plebei.* Die Länge des Suffixes ergibt sich aus seiner Entstehung; es gehört zu den Resten jener alle Endungen verunstaltenden Sprachperiode, welche mit der Litteratur erlosch, dass es in plautinischen Anapästen zur metrischen Kürze abgeschwächt ward, *hi lócĭ sunt atque hae régiones*, *merĭ béllatores gignuntur*, sogar schliessend *meditáti sunt doťĭ dócte* (*Pseud.* 595 u. 941. *glor.* 1077).

Die Neutra bilden den Nom. Acc. Voc. Plur. im Latein wie in den verwandten Sprachen auf *a*, welches bei den *i*- und *u*- wie bei den consonantischen Grundformen an den Stamm antritt, *milia altaria genua* wie *capita carminá mella corpora*, bei den *o*- ehemals *a*-Stämmen aber im Stammvocal aufgeht, *ova vascula sacra.* Nicht nur im letzteren Falle sondern auch sonst darf die Verlängerung des *a* als ursprünglich betrachtet werden: in den hexametrischen Orakeln *de incerto certā ne fiant*, *si sapis*, *caveas* und *de vero falsā ne fiant iudice falso* (C. I. L. 1 n. 1440 u. 1441) scheint allerdings die Cäsur wesentlich einzuwirken; auf der Scipioneninschrift 33 fügt sich die Messung *mors pérfecit tua ut éssent ómniá brévia* am ersten der Regel des Saturniers; in Pl. *Men.* 975 steht *vérberā cómpedes* kretisch, in Terenz *ad.* 612 *mémbra metu débiliā súnt* choriambisch; im Septenar *Stich.* 378 konnte nicht *tónsilía* sondern nur *tónsiliá tapétia* vorgetragen werden; so ungewöhnliche Betonungen wie *nisi carnariá tria gravida*, *fácinorá puerilia*, *ómniá malefacta* für Plautus sind, finden eine befriedigende Erklärung nur in der damals noch empfundenen mittleren Tondauer des *a.* Schwankungen zwischen geschlechtiger und ungeschlechtiger Bildung kommen auch bei *i*- und *u*-Stämmen vor, *artus artua*, *Quinquatres Quinquatrus Quinquatria*, wovon *artua* durch den Usus, *Quinquatria* durch Grammatiker verworfen ward; innerhalb der Neutralbildung Schwankungen zwischen Grundformen auf *i* und den durch das Suffix nicht geschiedenen auf *o* oder consonantischen. Die Participia endigen abweichend von den verwandten Sprachen auf *ia*; griech. φέροντα lat. *ferentia*, doch hatte Lävius *silenta loca*, wie Gellius 19, 7, 7 meint, *ab eo quod est sileo.* Im Singular Nom. *discors* für alle Geschlechter, das Neutrum des Plur. *discordia* vom St. *discordi.* Den geschlechtigen Formen Sing. Nom. *praecoquos praecoquis praecox* entsprechen die ungeschlechtigen Plur. *praecoqua* und *praecocia.* In Iamben wie *omnia ómnes ubi resciscunt* (Ter. *hec.* 867) wird die Aussprache an *omna* gestreift haben. Sinnius Capito führte aus dass *pluria*, nicht *plura* zu sprechen, das Wort sei ein absolutes, nicht comparativisches, wie die römischen Grammatiker gar zu oft ein trügliches Abkommen zwischen Analogie und Anomalie trafen. *compluria* lesen wir bei Terenz, *complura* C. I. L. 1 elog. 28.

Digitized by Google

Beim persönlichen Pronomen sind *nōs* und *vōs* dem griechischen Dual νώ und σφώ, den altindischen accentlosen und für die casus obliqui fungierenden Formen *nas* und *vas* verwandt, insbesondere auch durch ihre Functionen als Accusative. Hier gibt das Arvallied *enos Lases iuvale*, *enos Marmor iuvato* wie im Griechischen ἐμέ neben μὲ. *vopte pro vos ipsi Cato posuit* (p. 88, 19 Jordan).

Beim geschlechtigen Pronomen Masc. *eeis ieis* und contrahiert *eis*, *iei* und contrahiert *ei* auf republicanischen Denkmälern, die *s*-Formen bis zur Mitte des 7n Jahrh., *iei* neben *ei* in der l. Iulia munic.: *is* Pacuvius bei Charisius p. 133, 4, regelmässig einsilbiges *ei* die Sceniker, wofür selten in Hss. blosses *i* geschrieben ist (Ritschl prol. trin. p. 98), meist nach dem Gebrauch der Kaiserzeit *ii*. Bis auf Cäsar *eisdem*, *isdem* wie *eidem probavere*; dreisilbig *ëidem* (Hss. *idem*) bei Plautus *glor.* 758. Ebenso *heis* und *hei*, für *hi* fehlt ein inschriftliches Beispiel vor Augustus, in vollerer Gestalt wie sie der alte Amtsstil liebte ausschliesslich *heisce* und *hisce*, so bei Plautus und in der bei Livius 9, 10, 9 erhaltenen Formel *hisce homines*. Unter den Kaisern kommt auch das incorrecte *hii* auf, was bei der vulgären Gleichgiltigkeit gegen die Aspiration der steten handschriftlichen Verwechslung von *hi* und *ei ii* Raum gab. Im Senatsbeschluss über die Bacchanalien wird streng gesondert Indefinitum *ques* (Nom. Sing. *quis*) und Relativum *quei* (Nom. Sing. *quei*); Pacuvius flectiert ebenso *ques* beim Interrogativum und in *nescio ques*, Cato hatte geschrieben *quescumque Romae regnavissent*; seit den Gracchen *qui* neben *queï*, aber in der Republik nur sporadisch. — Fem. *eae* aus *eai*, obwohl in der lex Iulia vom J. 709 Z. 161 *eai res.* nur auf Rechnung des Graveurs zu setzen ist wie *diibus* für *diebus*; *quae*, *hae*, *istae* oder rustican *stae* (denn durch Lachmanns Beobachtungen zu Lucr. p. 197 wird die Aphäresis des *i* im Schriftlatein keineswegs bewiesen), oft mit Affix *haec nuptiae* (Fleckeisen rhein. Mus. 7, 271), *illaec* und *istaec contumeliae.* — Neutr. *ea*, *illa*, *ipsa*; wie im Nom. Sing. Fem. mit *i* vermehrt *haice* im SC. Bac., dann *haec*, und *quae* was man unter Kaiser Claudius gräcisierend *quai* schrieb (I. R. N. 2211), in der lex repet. Z. 34 aber als Nachklang des älteren Latein; das letztere ohne *i* in *ea Bacanalia sei qua sunt* und immer in *aliqua*. Dazu *illaec* und *istaec*, so zu sagen parasitische Schösslinge beim Neutrum wie beim Femininum, welche der gereiftere Geschmack des 8n Jahrh. wieder abstiess.

Vocativ.

Einen besondern Vocativ bildet das Latein nur im Singular der geschlechtigen *o*-Stämme, und selbst hier tritt leicht der Nominativ an seine Stelle, wie bei Plautus *da meus ocellus*, *mi anime* (*asin.* 664) und beständig *deus* (Voc. *dee* bei Tertullian wie θεέ bei Matthäus). Die neoterischen Dichter nehmen mitunter griechische Vocative herüber wie *Amastri Orpheu Atla* bei Catull Vergil Ovid, aber römisch *Xystylis face ut animum advortas* und *poenaque respectus et nunc manet Orpheus in te.* Fraglich bleibt ob nicht bei den *a*-Stämmen, deren Nom. vor

Digitized by Google

Alters *deā* war, von jeher der Voc. *deă* lautete, wie äolisch Nom. κούρα Voc. κοῦρα.

Beim Ruf wird das Nomen auf die kürzeste Form, den blossen Stamm zurückgeführt. Das auslautende kurze *o* wird zu *e* geschwächt: *o bone* wie ὦ φίλε, *triumpe* im Arvallied. Wo die Nominativendung später ganz aufgegeben ward, fiel auch im Voc. *e* ab, *puere* (z. B. Pl. *most.* 947. 965. 990) wie *puerus*, dann *puer*. Geht dem Stammvocal *o* ein *i* vorher, so tritt Assimilation von *ie* zu *ii* und Contraction in ī ein, im 7n Jahrh. auch *ei* geschrieben. Während das Umbrische die Contraction beim Adjectivum *dio* zulässt, Voc. *di* oder *dei* gleich lat. *die*, sonst aber vermeidet, Voc. *Fisovie* etwa gleich lat. *Fidi*, befolgt das Latein die umgekehrte Praxis, bei Adjectiven *Laertie pie* und so *nuntie*, wo man nicht den Nominativ vorzog, bei Namen *Mercuri Gai Voltei*, auf einer Scipionengrabschrift *Publi Corneli*, später *Taracei* zum Nom. *Taracius* C. I. L. 1 n. 1202, bei Lygdamus 4, 5, 9 *mane Geni*. Ausser bei Namen drang die Contraction durch in *fili*, wofür Livius Andronicus *filie* hatte, und in *mi* aus *mie* (vgl. *mieis moribus* der Scipionengrabschrift, *bonis mis* Pl. *trin.* 822); in der Schreibung *mei* z. B. *mei senex* und *anime mei* Pl. *merc.* 525 und *Men.* 182 unterscheidet sich der Voc. Sing. nicht vom Voc. Nom. Plur., der auch geradezu in *mi* umgesetzt ward, *mi homines* und *mi hospites* bei Plautus und Petronius; überliefert war Pl. *glor.* 1330 *ó mei oculi ó mei anime*, beide *mei* wurden in *mi* geändert, dies an erster Stelle gar noch in *mihi*, was beiläufig bemerkt den Kritiker berechtigt in der Schreibung des Dativ *mi* oder *mihi* lediglich nach dem Vers sich zu richten. Zu den irrationellen Eigenheiten der Volkssprache gehört *mi domina* und ähnliches das nach Hadrian auch in der Litteratur Aufnahme fand. Laberius, der *oppido quam verba finxit praelicenter*, bildete Voc. *manuari* (Gellius 16, 7), wie *aquarius sagittarius* im Gen. *aquari sagittari* von den Eigenschaftswörtern abweichen. Es ist übrigens von Wichtigkeit dass des Nigidius Theorie, bei Wörtern wie *Valérius Vergílius* im Voc. *Váleri* zu betonen, im Gen. aber *Valéri*, im Widerspruch stand mit der Uebung zu Gellius und Priscians Zeit, wo *Valéri* auch im Voc. accentuiert ward (Corssen Aussprache 2, 223), gewis ein Zeichen dass die *abscissio* des *e* allezeit im Sprachbewustsein blieb.

Voc. *Harpage* zum Nom. *Harpax* bei Pl. *Pseud.* 665 ist ein leicht erklärlicher Metaplasmus; liegt ein solcher auch in der Devotion *Dite pater Rhodine(m) tibei commendo* (C. I. L. 1 n. 818) zu Grunde, wie von einem Nom. *Ditus*, oder jene Verschleifung der Nominativform *Ditis* welche oben an *militare* und *simile* dargelegt ward? Freilich konnte auch der wirkliche Vocativ eines *i*-Stammes, hätten ihn die Römer je gebildet wie die Griechen ihr μάντι, nicht anders als *Dite* auslauten.

Accusativ des Singularis.

Die beiden natürlichen Geschlechter — denn bei den Neutra ist Accusativ und Nominativ eins — nehmen bei vocalischen Stämmen *m* an wie in den andern italischen Sprachen, dem griechisch ν entspricht,

Digitized by Google

lat. *Luciom* um 520 d. St. griech. Λεύκιον. Also bei den *a*-Stämmen *portam tabolam* und ebenso *glaucumam*, bei den *e*-Stämmen *pauperiem nequitiem tristitiem* (neben *tristitiam* oder wie bei Turpilius 126 zu schreiben ist: *ante facta ignosco, mitte tristitatem, Dorcium*), bei den *o*-Stämmen bis ins 6e Jahrh. *locom Alixentrom*, genau so wie umbr. *poplom* und osk. *dolom*, im 7n Jahrh. auf der genueser Tafel als Nachzügler *floviom* wohl unter Einfluss des *v*, regelmässig *avom suom* bis zu Ende des 8n Jahrh. neben *populum dolum*, endlich bei den *u*-Stämmen *conventum tribum*, denn *grus* Acc. *gruem* folgt stets, *sus* Acc. *suem* fast stets der consonantischen Declination. Die Endung *im* findet sich nur bei *i*-Stämmen und zwar bei wenigen, bei der Mehrzahl derselben und bei allen consonantischen *em*. Es liegt daher nahe zu glauben, dass von Haus aus *em* der consonantischen Declination eigen sei, geschwächt aus ursprünglichem *am*, lat. *fratrem* altind. *bhrátaram*, und dass die *i*-Stämme ihr Suffix so oft mit dem consonantischen vertauscht haben, weil die Zunge zeigt dass *e* ein weit bequemerer Vorschlag des *m* ist als *i*. Aber die Vergleichung des gräcoitalischen Sprachkreises scheint ein anderes zu lehren: im Griechischen ist das Suffix bei consonantischen Grundformen α nach Schwund des schliessenden Consonanten: φράτορα, im Umbrischen *u* oder in jüngerer Schrift *o*, soweit unsere Quellen reichen, gleichfalls ohne Spur eines Consonanten: *uhturu* und *curnaco* (lat. *auctorem* und *cornicem*), zu beiden passt lat. *em* schlecht. Anderseits bilden Grundformen auf *i* im Umbrischen den Accusativ sowohl auf *em* als auf *im*, wobei *m* oft abfällt, *peraknem* und *sevakni(m)* lat. *perennem* und *sollennem*, und im Oskischen ist *ím* oder in lateinischem Alphabet *im* der *i*-Declination und der consonantischen gemeinsam, *slagím* St. *slagi* und *medicim* St. *medik*. Es wird dadurch wahrscheinlich dass auch im Latein *em* die alte Bildung der *i*-Declination war, *aidilem* wie Nom. *aidiles*, und von dieser auf die consonantische übertragen. Den consequenten Uebergang von *em* in *im* hinderte die lautliche Verwandtschaft von *e* und *m*; zur ausschliesslichen Geltung kam der spitzere Vocal wohl allein in *vim*, wo die Einwirkung des *v* vermutlich stärker war als die des *m*; selbst bei griechischen Wörtern wie *basim* sind Nebenformen auf *em* keineswegs unerhört. Auf Inschriften bis Augustus findet sich sonst nur *turrim* und sehr alt *parti* für gewöhnliches *partem*, denn die secundäre Unterscheidung an sich identischer Formen wie *partem* und *partim* nach der nominalen und adverbialen Function war im J. 594 noch nicht durchgedrungen (Ter. *ad.* 23), dazu die fremden Flussnamen *Lemurim* auf dem genueser und *Tanaim* auf dem ancyraner Denkmal. Die Handschriften können nicht viel Glauben in dieser Frage ansprechen: bei Plautus lese ich *glor.* 1187 f. 1300. 1303, *Men.* 25 im Text *navim* aber in der besten Handschrift *navem*, was *Men.* 26 allgemein überliefert ist, *most.* 161 *messim* und *trin.* 33 *messem*, *most.* 404 u. 425 *clavem* und *clavim*. Während bei *decem undecim* der Laut- durch den Tonwechsel erfolgte, war für diese fast lauter paroxytonierten Accusative ohne Zweifel der Consonant vor der Endung von Einfluss, wie schon Reisig (Vorles. über lat. Sprachw. p. 88) hervorhob: man vergleiche nur *clavim navim pelvim ravim vim*, *cratim*

Digitized by Google

lentim neptim restim (*restem* Or. 6404) *sementim* (Cato *r. r.* 27, aber *sementem* Plautus *Men.* 1012) *sitim*, *messim* (aus *met-ti*) *amussim tussim*, *febrim securim turrim.* Eine kritische Revision und Vervollständigung der Belege aus Handschriften, die nach Schneider Formenl. p. 206 immerhin wünschenswerth bleibt, wird vielleicht zu einer Erweiterung des von den alten Grammatikern erwähnten Kreises von Wörtern führen. *burim* brauchte Varro als Masculinum, wie jeder *Tiberim. securim* empfahlen Charisius und Priscian, sagt Cicero regelmässig (*in Verrem* 5, 47, 123 *securem* nach den besten Quellen), bezeugt Gellius für Verg. *Aen.* 2, 224: *securem* billigt Consentius ausschliesslich und bezeugt Priscian für Verg. *Aen.* 11, 656 gegen unsere gleich alten Handschriften. Die Grammatiker, welche sich fertigen Thatsachen ohne Gesetz gegenüber fanden, suchen ein Gesetz zu schaffen: Plinius der *im* ausser den drei Worten *febrim tussim sitim* nirgends zuliess, der für *navem* sowohl als für *avem* den Accusativ mit *i* verbot auf Grund dessen dass nach seiner Doctrin der Ablativ *ave* und *nave* lautet (Charisius p. 129, 17 u. 126, 7), entbehrt bereits des lebendigen Sprachgefühls, das Valerius Probus bewährt, wenn er die Wahl zwischen *turrem* und *turrim* seinem Ohr überlässt (Gellius 13, 21). Abgesehen von den Nomina hat sich *im* als die regelmässige Form accusativischer Adverbialbildung von *i*-Stämmen eingebürgert, *statim* St. *stati* der weitergebildet ward zu *station*, wie *partim* St. *parti* weitergebildet im Nomen *portio* und Verbum *partiri*, *sensim minutim minutatim* u. a. (Corssen krit. Beiträge p. 283). Der im Adverbium erstarrte Accusativ drückt die Art und Weise aus, das innere Object einer Handlung, wie derselbe Casus sonst das Ziel, das äussere Object: *passim*, *opitulatum*, *exsequias*, *Acheruntem ire* lauter Accusative mit verschiedener Nuancierung der Casusbedeutung. In der bei den Scenikern üblichen Wendung *ne frustrā sis* liegt keine Schwächung des später allein gebrauchten Abl. *frustrā* vor, auch nicht etwa Verstümmelung von *frustram*, da dergleichen Plautus vom letzten Fuss ausgeschlossen hat (*décem minas*, also *dece* im Senarschluss bei Terenz *Phorm.* 667 hat Bentley wohl mit Recht beseitigt), sondern ein Acc. Plur. Neutr., als ob *frustra agere* stünde, mit transitiver Natur von *esse* wie in *nugas es* und in anderen Sprachen. Man muss beachten dass gerade die ältesten Autoren bei rein örtlicher Bedeutung des Accusativs oft die Zuthat einer Präposition für nötig halten, Plautus *mulierem in Ephesum advehit* neben dem blossen Acc., die beinahe ein Jahrhundert späteren Argumenta nur noch *Ephesum avehit.* Adverbia auf *im* hat die Sprache in der vorclassischen Zeit, dann wieder beim Verfall in grossem Reichtum hervorgebracht, doch steht auch ihnen eine ältere Bildungsweise auf *em* gegenüber, denn die Priorität von *autem* und *item* vor *perpetim* oder *mixtim* wird wohl niemand bestreiten; beide Endungen verhalten sich zu einander wie uranfängliches *mentem* (St. *menti* ersichtlich aus *mentio* und *mentiri*) und gegen das 6e Jahrh. hin *parti(m)* C. I. L. 1 n. 187. Neben *saltem* bestand *saltim* (in guten Hss. von Plautus an z. B. *glor.* 1211 bis über Seneca z. B. *epist.* 91, 10 hinaus). Die consonantischen Grundformen nehmen alle *em* an, *auspicem militem architectonem gutturem*; Ver-

Digitized by Google

änderungen des Inlauts bei diesen wie *meliorem* aus *meliosem*, und sonst, wie dass alle Römer vor Cicero *Piraeum* dreisilbig sagten, keiner aber, was man irrig den Cicero *ad Att.* 7, 4, 10 für seine Vorgänger bezeugen lässt, viersilbig *Piraeeum*, bedürfen hier keiner Ausführung.

Dass das schliessende *m* die Silbe notwendig lang mache, rückwirkend den Vocal verlängere (Lachmann zu Lucr. p. 130), ist unrichtig; darauf dass Priscian in *meridiem rem* kurzes *e* hörte (7 § 94 mit dem charakteristischen Zusatze *numquam enim ante m terminalem longa invenitur vocalis*) darf kein Gewicht gelegt werden, aber genug Beispiele der Alten lehren dass auch beim Abfall des *m* der Vocal kurz bleibt. Anderntheils konnte, wo *m* schwindet, und im Vers schwindet es immer vor anlautendem Vocal, die Zeitdauer des Consonanten dem Vocal zugelegt werden. Die Endungen *am em um* waren demnach mittelzeitig; die Kürze erscheint in *ĕrŭm fúgissént* Pl. *Stich.* 312, *mánŭm da et séquere* oder *manŭm si Bacch.* 87 und *Pseud.* 860, *pátrĕm sodalis Bacch.* 404, *pro deúm fidĕm fácinus* Ter. *eun.* 934, allerdings in Wörtern welche der häufige Gebrauch am ersten abgeplättet haben wird; die Länge in den Saturniern *Taurasiá Cisauna Samnió cepit*, *duonoro optumó fuise viró*, *subigit omné Loucanam*, in der dramatischen Metrik wenn *rém agit* nicht pyrrichisch gemessen wird sondern als Tribrachys mit einem Hiatus, der nur langen Vocalen oder Diphthongen zukommt, und ganz ausnahmsweise in der daktylischen, wenn man die Synalöphe vermied *inimicitiám agitántes* oder *venceráta virúm hunc sédula curet*. Die Schreibung des *m* greift im 6n Jahrh. allmählich durch, die älteste Scipionengrabschrift C. I. L. 1 n. 32 hat von neun Accusativen nur éinen auf *m*, *Luciom*, sonst *Corsica oino Scipione*, die zweite n. 30 unter fünf éinen *Loucanam*, die. dritte metrische n. 34 *magna sapientia honore* neben *saxsum*, die vierte n. 33, welche kaum jünger als die dritte um das J. 600 fällt, lässt das *m* in *apice* und *gremiu*, wie die Tafel andeutet, nur weg weil der Steinmetz mit dem Raum nicht auszureichen fürchtete, endlich in der distichischen auf den Prätor des J. 615 fehlt *m* nirgends. Amtliche Urkunden gehen mit constanter Schreibung voran wie das SC. Bac. vom J. 568, bei einigen Wörtern erhält sich alte Gewohnheit länger, z. B. *inmanu palam dato* Z. 51 der lex repet. vom J. 632 wie jenes plautinische *mánu(m) da*, hier und da auch später noch in gut redigierten Documenten wie in Fasten p. 478 *pace fecit* zum J. 713 neben *pacem fecit* zum J. 714, im nicht urbanen und vulgären Latein blieb *m* vernachlässigt, *porticu faciundu coiravit* C. I. L. 1 n. 801 auf der Inschrift eines transtiberinischen magister pagi, bei Fabretti 53, 309 *in via Ardeatina respiciente longu*, *latu*, *coeptu* jedesmal ohne den Consonanten, daher seit dem 3n Jahrh. unserer Zeitrechnung der Ablativ folgt auf Präpositionen die den Acc., und der Accusativ auf solche die den Abl. regieren, indem syntaktische Regellosigkeit und Verwirrung der Formen sich in die Hand arbeiteten; in plebejischen Hexametern *huic tumúlo posuit ardéntĕ lucernam* (I. R. N. 166) und *circavi totam regiónĕ pedestrem* (Hermes 1, 343) kehrt jene Incorrectheit wieder, welche die dramatische Verskunst des 6n Jahrh. nur noch im kleinsten Umfange geduldet hatte.

Digitized by Google

Erwähnt seien schliesslich *illa Censorii Catonis 'diee hanc'*, dergleichen Quintilian 9, 4, 39 in alten Büchern fand, Grammaticaster aber aus Unwissenheit zu ändern pflegten. Jenes *diee* steht keineswegs, wie Schneider Formenl. p. 361 meinte, für ursprüngliches *dieem* dreisilbig, eine Accusativbildung welche nicht existiert hat, sondern zweisilbig für *die*, indem die oben begründete Länge durch Doppelung des Vocals ausgedrückt ward, wie in *ree fuit*, *ee vero* C. I. L. 1 n. 1011 und öfter. Und eben darum ist jene Form von Interesse, weil daraus erhellt dass die von Velius Longus p. 2220 dem Attius zugeschriebene Einführung der vocalischen Gemination keine Neuerung des Tragikers war, der um 585 geboren vor Catos Tod im J. 605 noch keinen Einfluss erlangt haben konnte, sondern schon ein oder zwei Decennien vorher in Anwendung gekommen war, ehe Attius dies Längezeichen theoretisch fest stellte und dadurch wenigstens für die Dauer seines Lebens zu allgemeiner Geltung brachte (Ritschl mon. epigr. tria p. 22 ff.). Während die hadrianischen Grammatiker die Erfindung von dem Theoretiker datieren, der sie im Grunde nur weiter verbreitet, war der Schüler Palämons noch genauer unterrichtet, als er schrieb *usque ad Attium et ultra porrectas syllabas geminis vocalibus scripserunt* (Quint. 1, 7, 14). Das catonische *diee* hat Quintilian schwerlich für drei Silben angesehen nach seinem Zusatz *aeque m littera in e mollita*, nemlich ebenso wie *s* in *Aeserninus fuit* erweicht ward; er theilt aber auch unsere Auffassung nicht, insofern er das zweite *e* für einen bei Verflüchtigung des *m* vor folgendem Vocal entwickelten Nachschlag des ersten zu erklären scheint. Uebrigens ward das schliessende *m* auch vor consonantischem Anlaut von den Alten nur matt, halb näselnd gesprochen: *hanc culpam maiorem an illam dicam* beleidigte die Empfindsamkeit des Römers, weil er das Schmutzwort *landicam* hörte (Cic. an Pätus 9, 22, 2); geradezu *n* ist geschrieben in *gratian referre* I. R. N. 7084, schon in der lex Iulia munic. Z. 104 *libitinanve faciet*.

Beim persönlichen Fürwort *me te se*, lang wie altindisch *mâm tvâm*, sonst gleich dem griechischen μέ, τέ oder cέ, Fέ aus cFέ. *mehe pro me apud antiquos tragoediarum praecipue scriptores in veteribus libris invenimus* Quintil. 1, 5, 21: verwechselte er *me* mit dem Dativ, der *mihe* und älter wohl auch *mehe* wie im Umbrischen lautete, oder ward *me* durch eine Partikel verstärkt wie griech. ἐμέγε goth. *mik*, sodass *h* aus urspr. *gh* entstund? Wir finden die Form weiter nicht; Pacuvius *trag.* 143 schrieb *quondam (ei mihi!) pigét paternum nomen, maternum pudet profari.* Die Accusative wurden mit *d* geschrieben bis gegen Ende des 6n Jahrh.: *Novios Plautios med Romai fecid* sagt die Ficoronische Cista C. I. L. 1 n. 54, die alten Grammatiker bezeugen die *d*-Form als Accusativ ausdrücklich, so Charisius und Diomedes für den ersten Vers des Curculio: *quo téd hoc noctis dicam proficisci foras*, unsere Handschriften gewähren sie in Uebereinstimmung mit dem metrischen Indicium ziemlich oft, z. B. Pl. *Bacch.* 357. 571 (wo *tet* in D geschrieben wird) 909, *Stich.* 756, *Men.* 942; sieht man also auch ab von *inter sed* im SC. Bac. und *apud sed* in der tab. Bantina, wo allerdings möglich aber gar nicht wahrscheinlich ist dass das Pronomen bei freierer Rection der Prä-

Digitized by Google

positionen im Ablativ steht, so müste man doch alle geschichtliche Quellenkunde preisgeben, um das wirkliche Alter und die Echtheit jener Formen in Abrede zu ziehen. Es genügt hier eine Anomalie des ältesten Latein zu constatieren, für welche seine eigene und der verwandten Sprachen Casusbildung keinen Anhalt gibt, vermutlich im Volksidiom aus Verwechselung des Accusativ mit dem Ablativ erwachsen, durch die frühe Abschleifung des ablativischen *d* in der Aussprache wesentlich unterstützt (anders Umpfenbach meletemata Plaut. p. 4). Die Länge des Vocals bleibt in *meme tete*, *memet*; mit anderm Affix alt *mepte*, neben *seese* wie das bantische Gesetz schreibt *sepse* noch bei Cicero (vielleicht auch bei Pl. *Pseud.* 833 *eae sépse patinae fervefaciunt ilico*). — Bei den geschlechtigen Pronomina Masc. *eum* Fem. *eam*, bei den Scenikern meist einsilbig, in den litterarisch überkommenen Gesetzen der zwölf Tafeln, bei Cicero *de legibus* und Festus, auch im Vers des Plautus *glor.* 1424 nach der *i*-Declination *em* und *im* vom Nom. *is*; bei Ennius *sum* und *sam* wo das Metrum *eum* und *eam* nicht vertrug; in der Composition *eumpse* aber *eundem*. *quem* vom Nom. *quis* dient zugleich für das männliche Relativum, da *quom* als Conjunction fixiert ward 'in welchem Fall' wie oskisch *pún* (gleichlautend mit der Präposition, z. B. *occisus est quom Caepione* auf dem Grab eines im J. 664 gefallenen, mit jüngerer Lautierung *cum* seit dem 7n Jahrh. ohne Unterschied der Präposition oder Conjunction, nur dass für letztere *quom* nie ganz abhanden kam); das weibliche Relativum *quam* streift den Charakter eines Casus ab als Partikel 'in welcher Weise' wie oskisch *pam* oder *pan*; in der Composition regelmässig *quamque in urbem* neben dem obsoleten Fem. *quemque* (Pl. *Pseud.* 185), aber immer *quemquam porcellam*. Um das J. 500 *honc oino*, wofür bald *hunc unum* substituiert ward, Fem. *hance* und öfter *hanc*; Formen ohne Affix wie *hum* und *ham* sind mir auch auf plebejischen Inschriften nicht aufgestossen, in manchen Stellen der Dramatiker wie *Stich* 611 *pér hănc tibí cenam íncenato* fällt *hanc* nicht voller ins Gehör als *ha*(*m*).

Accusativ des Pluralis.

Der Plural wird, wie die verwandten Sprachen lehren, aus dem Singular gebildet durch Vermehrung desselben mit *s*: *formas* ist aus *formams* entstanden, indem *m* zunächst in *n* übergieng (kretisch πρειγευτάνς für attisches πρεσβευτάς), *n* aber dem *s* sich assimilierte (oskisch *feihúss* mit Doppelung des *s* welche das Latein nur im Inlaut und auch da nicht immer durchführt, *formonsus formossus formosus*). Ebenso aus Acc. Sing. *filiom* Plur. *filios*, wo ohne den Nasal *o* auch zu *u* gesunken wäre (*annus quatur* christliche Inschrift bei de Rossi 1 p. 204, 473 für *annos quator*), aus *rem res*, aus *sinum sinus* (in der Inschrift bei Orelli 5326 *aqua*] *coloniae sufficiens et per plataeas lacuus inpertita* bezeichnet *uu* die Vocallänge wie sonst *casús ritús*). Bei den Grundformen auf *i* und den consonantischen war das Suffix des Acc. Sing. *em* und *im*, wovon *im* nur bei wenigen auf *i* überhaupt, bei noch wenigeren vorzugsweise Geltung erlangte, weil sich dem *m* leichter *e* anschmiegt;

Digitized by Google

jenem entspricht das Pluralsuffix *es* und *is*, wovon *is* in der classischen Zeit für die *i*-Stämme sehr oft, bisweilen auch für consonantische gewählt ward, weil dem *s*-Laut nach Ausweis des vulgären Vorschlags in *ispes* oder *Isticho* der Vocal *i* ganz bequem war. Im historischen Latein also ist die ältere Endung bei der *i*-Declination wie bei der consonantischen *es*, welche erst auf jüngerer Sprachstufe, in ausgedehnterem Maasse etwa seit dem 7n Jahrhundert, in *is* übergeleitet ward durch die Mittelform *eis*; es ist eine irrige Vorstellung wenn man von *is* als ältester Bildung im Lateinischen wie πόλῑς im Griechischen oder von 'der späterhin allgemeinen Form auf *es*' redet, eine Vorstellung welche den vorhandenen Denkmälern widerstreitet und über den mittelitalischen Sprachverband hinausgreift, wie die Vocalisierung des Acc. Plur. im Umbrischen *avef aveif avif* ergibt (lat. *aves aveis avis*). Endungen wie *hostes pisces dentes imbres* hat das Latein von jeher gehabt und trotz der Decrete mancher Grammatiker nie aufgegeben, Endungen wie *indices hospites praecones meliores* sind allezeit vorwiegend im Gebrauch gewesen. Es bedarf vielmehr nur einer Untersuchung über den Umfang der Casusbildung auf *eis* und *is*. Im Arvallied steht *pleoris* zweimal neben *pleores*, auf der Duellius-Inschrift *clasesque navales* und *claseis Poenicas* und *copias Cartaciniensis*, letzteres mit *i longa* geschrieben, alles triftigere Zeugnisse für die Kaiserzeit und deren sprachgeschichtliche Meinungen als für das wirkliche Latein des 5n Jahrhunderts. Zuerst begegnet *eis* auf dem Meilenstein des Popillius vom J. 622 in *ponteis omneis*, dann auf der genueser Bronze vom J. 637 *fineis omneis Genuateis* neben *Genuates*, ferner *calleis* in der lex agraria vom J. 643, *Decembreis* und *omneis* in der l. Cornelia vom J. 673, *civeis* und *fineis* in der l. Termens. vom J. 683, *Octobreis* und *Quinctileis* zu Pompeji und Furfo in den J. 676 und 696, zuletzt *Alpeis* in der l. Rubria vom J. 705, die übrigen undatierten Beispiele *tristeis turreis baseis* (Hübners Index p. 604) gehören ebenfalls dem 7n Jahrhundert an und spätestens dem Anfange des 8n; ein Curiosum ist der Archaismus *civeis* auf der africanischen Inschrift bei Renier 1521 aus der Verfallzeit. Im Plautustext, dessen erste Redaction dem 7n Jahrhundert verdankt wird, sind hier und da Formen derselben Art sicher überliefert, *aureis* im *Persa* 182, *omneis* 325, *liteis Stich.* 79, *plureis* 607; noch bei Sallust im Anfange des Catilina las man *omneis homines* (Cap. 51, 1 dagegen *omnes homines* nach Charisius p. 139, 22) und bei dessen Zeitgenossen ähnliches; wenn unter Nero der Tragiker Pomponius Secundus behauptet hat, man müsse *omneis* und nicht *omnes* sagen (Charisius p. 137, 23), so ist gewis dass diese reactionäre Theorie 100 Jahre zu spät kam und keine Nachfolge fand. Die inschriftlichen und sonst zweifellosen Beispiele zeigen *eis* nur wo Grundformen auf *i* existierten wie *fini* und *Genuati*; auch Varro nahm an dass der Acc. Plur. auf *eis* ausgehen könne wo der Gen. Plur. *i* vor der Silbe *um* habe mit Ausnahme der Nomina *falces merces aves luntres ventres stirpes urbes corbes vectes neptes* (Charisius p. 129, 19); desto auffälliger ist dass Stilo die Bildung der Comparative auf *eis* wie *ferocioreis* gestattet haben soll und dass Plinius nicht bloss in seinem Cäcilius *facilioreis sanctioreis* sondern

Digitized by Google

selbst bei Cicero *maioreis* gefunden hat (Charisius p. 129, 31. 130, 4. 137, 27), so anomal gebildet wie *pleoris plureis.* Der Meilenstein des Popillius gibt Acc. *aedis* neben *omneis*, andere Urkunden des 7n Jahrhunderts *omnis litis finis Octobris Sextilis turris*, insgesammt die republicanischen Inschriften keine 30 Beispiele bei etwa 15 Wörtern (Hübners Index p. 604), die auf das J. 649 gestellte über einen Mauerbau zu Puteoli kennt nur die Endung *omnes* und *fores.* Jene Beispiele sind auf Grundformen mit *i* beschränkt; nur auf eines Libertinen Grabschrift C. I. L. 1 n. 1027 aus Cäsars Zeit steht *hominis misericordis amantis pauperis*; wenn die lex Iulia munic. gegen den Schluss einmal *municipis* und einmal *municipieis* schreibt, letzteres wohl durch Mischung von *is* und *eis*, so ist zu beachten dass dieselbe Z. 145 den Gen. Plur. *municipium* bildet und dass noch die Bronze von Malaga Or. 7421 den Nom. Sing. *municipes* Gen. Plur. *municipium* als Nebenformen zu *municeps municipum* darbietet. Augustus Regierungsbericht gewährt meist *es*, *fines gentes labentes*, siebenmal *is*, *finis omnis currulis pluris agentis inferentis* und bei einem sonst consonantisch flectierten Nomen *consulis* (Mommsens Ausgabe p. 147). In den pränestinischen Fasten *omnis calendas*, auf den Inschriften bei Or. 6428 und 5375 um das Jahr 754 *civis* und *turris* mit *i longa*, desgleichen *annos tris* im elogium 20; in Claudius lyoner Rede *pluris* aber *fines.* Für die folgende Kaiserzeit, wo man das inschriftliche Material noch nicht übersieht, muss eine behutsame Prüfung auch den vulgären Lautwechsel von *e* und *i* in Rechnung bringen, da in amtlichem Document unter Domitian *eiiusdem condiciones* neben *eiiusdem condicionis* auftritt. Varro hörte *hos montis*, *fontis* neben *hos montes*, *fontes* und *gentis* neben *mentes* und *dentes* (*l. lat.* 8, 66); während Varro nur *urbes* gelten liess, gebrauchte Vergil auch *urbis*, und Probus leitete solche Schwankungen des Dichters von euphonischen Rücksichten her. Asper sagte, wenn im Gen. Plur. *i* bleibe, müsse dies auch im Acc. gewahrt werden. Plinius leugnete was Varro und andere bejaht hatten, *ea nomina quae nominativo singulari et genetivo per is terminabuntur et genetivos plurales per ium loquentur*, *accusativos in eis posse dicere*, und nahm hier die Endung *is* an, wenn ich des Charisius Notizen richtig deute. Dieser selbst verlangt den Acc. Plur. *is* bei den auf *is* endigenden Wörtern die ohne Silbenvermehrung im Dat. Sing. *i* haben, wie *caelestis hos caelestis*, und macht vom Acc. Plur. *is* abhängig ob der Gen. Plur. auf *ium* ausgehen soll (p. 43, 6). Priscian stellt für die im Nom. und Gen. Sing. gleichlautenden Nomina wie *omnis* als die gewöhnliche Form des Acc. Plur. *is* auf, *es* als die seltnere; dazu hätten die im Nom. Sing. auf *er*, *ns* und *rs* endigenden Nomina häufig *is* wie *celeris fontis partis*, selten die auf *x* wie *tenacis*, andere obwohl sie im Gen. Plur. *i* vor *um* aufnähmen wie *civitas civitatium has civitates* fast nie (7 § 84 ff.). Jedenfalls bestätigen die Aussagen der Grammatiker im Verein mit den Inschriften, dass ein Acc. Plur. *religionis*, den Lachmann zu Lucr. p. 50 durch einen fehlerhaften Abdruck der lex Cornelia getäuscht für zulässig erachtete, dem mustergiltigen Latein aller Perioden fremd war. Denn den handschriftlichen Formen kann in diesem Falle nur so weit sie den

Digitized by Google

sonst gesicherten Ergebnissen nicht widersprechen, Beweiskraft beigelegt werden, und der Versuch O. Kellers (rhein. Mus. 21, 241—246) bestimmte Regeln für die Accusativendung *is* bei den augusteischen Dichtern aus den Collationen zum Theil mittelmässiger Handschriften zu ziehen, bleibt für jetzt, wahrscheinlich sogar für immer in all den Punkten problematisch, welche über die ausdrücklichen Zeugnisse alter Grammatiker hinausgehen. Wenn bei Plautus *Bacch.* 580 u. 650 *tris*, 832 *tres* ohne Variante überliefert wird, so hindert nichts an die Authenticität der Formen zu glauben. *vis multas* sagten Lucrez Sallust Messalla statt des üblichen *vires*, das bei Plautus und Lucrez auch *viris* geschrieben wird. Folgende Beispiele aus Plautus *glor.* können einen Ueberblick des Gebrauchs von *is* in Handschriften überhaupt geben: *legionis* 17 u. 224, *virtutis* 32. 655. 1027, *moris* 40, *latronis* 74, *meretricis* 93, *aedis* 121. 310 und sehr oft, *amantis* 139, *osculantis* 176, *omnis contubernalis* 184 (die älteste Hs. A allein *omnes contubernales*), *omnis molis* 191, *omnis* auch 662 (bloss B *omnes*) 658. 1232, *hostis* 219, *perduellis* 222, *foris* 328 u. 1296 (aber B 328 und alle Hss. 342 *fores*), *auris* 358, *inprudentis* 432, *imbricis* 504, *oboedientis* 611, *tris hominis* 660, *artis* 669, *similis sermonis* 699, *crinis* 792, *lepidioris* 804, *partis* 811, *mercis* 1023, *praegnatis* oder *praegnantis* 1077, *maris* 1113, *exeuntis* 1136, *piscatoris* 1183, *peioris* 1218, *civis* 1289: gegen die meisten lässt sich nichts einwenden, die Comparative schrieb Stilo ja wie die Participialformen mit *eis*, immer aber bleiben sicher irrige Formen wie *hominis* und *piscatoris* zurück. Genauer lässt sich das allgemeine Ergebnis zunächst nicht fassen, als dass die *i*-Stämme und diejenigen consonantischen welche aus *i*-Stämmen entstanden sind wie *lit* Nom. Sing. *lis* oder auch in der übrigen Flexion die *i*-Form annehmen wie *amantium* und *amantia*, im Acc. Plur. die Endung *es* früh in *eis* und *is* umsetzten, sodass in der Blüte der Litteratur bei einigen Wörtern z. B. *omnis finis turris pluris Decembris* die Bildung auf *is* der auf *es* sichtlich vorgezogen, nirgends aber ausschliesslich angewandt ward. Bei rein consonantischen Stämmen wie *sermon* wird der welcher den Acc. Plur. *sermonis* aus Handschriften aufnimmt, zuvor nachweisen müssen dass er sich auf eine bessere Autorität als die der schlechtesten Latinität stützt.

Die regelmässige Länge der Endung hat ihren Grund in dem vor *s* ausgefallenen Nasal; wie aber der Acc. Sing. bei den Dramatikern das *m* ohne Ersatzdehnung verlieren und so *manum* vor folgendem Consonant zu zwei Kürzen werden konnte, ebenso haben sie bisweilen auch im Acc. Plur. die Endsilbe geschwächt, indem das auslautende *s* nicht gerechnet und der vorhergehende Vocal als kurz behandelt ward: *dómŏs patres patriam ut colatis* Nävius *com.* 94, *move mánŭs properá* Pl. *Persa* 772, *mánŭs ferat Bacch.* 480, *fórĕs pultabo trin.* 868, *nisi mavoltis fórĕs et postes comminui securibus Bacch.* 1119, *bónŏs ut aequomst facere Stich.* 99, auch bei Terenz noch im Septenar vor Vocalen *ác forĭs aperi ad.* 167 und *expedit bonŏs esse vobis hautont.* 388, gegen welche Stellen niemand einwenden wird dass nach Schwund des *s* Synalöphe der zusammentreffenden Vocale stattfinden konnte wie im ennianischen *palm' et crinibus*

Digitized by Google

für *palmis* (Cicero *orat.* § 153). Der im 6n Jahrhundert zugelassenen Verkürzung von *manŭs* ist analog der Uebergang im Inlaut aus *quamsei* oder *quansei* (lex agraria Z. 27) in *quāsei*. Was durch strengeres Gesetz in Vers und Sprache dann verworfen ward, lebte im Volksmund fort: ein plebejischer Hexameter lautet *Donata pia iusta vale*, *serva tuŏs omnes* (Inschrift bei Renier 283).

Die geschlechtigen Pronomina weichen in nichts von den *o*- und *a*-Stämmen ab, *hos* und *has*, *quos* und *quas*, *eos* und *eas*, *illos* und *ollas* (Pl. *glor.* 669). Im ennianischen Vers *ann.* 103 *nam sibi quisque domi Romanus habet sas* erklärte Verrius, der *sos* für *eos* bei demselben Dichter wiederholt gelesen, richtig *eas*, unrichtig wie der Plural beweist Festus *suas*, indem er sich volkstümlicher Schreibungen wie *sa pecunia* (Inschr. in den Jahrbüchern des archäol. Instituts 1856 p. 23, 132) und *iungar tis umbra figuris* (Ritschl bonner Progr. Sommer 1852 p. 16) oder des von Alters her so tradierten *lumina sis oculis bonus Ancus reliquit* erinnerte. Den männlichen Formen der übrigen Pronomina sehen *nos*, im Arvallied *enos*, und *vos*, die zugleich als Nominative fungieren, sehr ähnlich, während beim Reflexivum auch für den Plural *se* dient, wie die attischen Dichter σφέ für jedweden Numerus gebrauchen.

Genetiv des Singularis.

Bei den consonantischen Stämmen ward das ursprüngliche Suffix *as* im Gräcoitalischen zu *os*, im Lateinischen zu *us*, das in 12 Beispielen erhalten ist, besonders bei Eigennamen auf römischen und campanischen Inschriften vereinzelt bis zur Mitte des 7n Jahrh., rustican noch auf den glandes Perusinae des J. 713: *Castorus Venerus Cererus Honorus Caesarus patrus nominus hominus praevaricationus* (Hübners Index p. 603) wie Κάστορος πατρός. Der Uebergang in *es*, *is* erfolgte wahrscheinlich durch Einwirkung der *i*-Stämme, wie auch im oskischen und umbrischen Gen. Sing. die consonantische und die *i*-Declination zusammenfällt. *Salutes pocolom* findet sich schon vor dem hannibalischen Kriege, desgleichen scheint C. I. L. 1 n. 187 *vicesma parti Apolones dederi* gleich *Apollonis*, endlich ebenda 811 *Cereres*. Die gemeinigliche Endung ist *is* in *vocis pedis bovis auctoris* usw. für griech. Fοπός ποδός. Bei unsern Texten darf man natürlich aus den Handschriften nicht auf älteres *es* für *is* schliessen: *virgines* bei Ennius *ann.* 103 steht für *virginis* oder *virgine*, bei Plautus *trin.* 1153 bezeugt Nonius ausdrücklich den Gen. *nōn ego sum dignus salutis* statt des Abl. *salute dignus* unserer Hss. die an Alter mit den Quellen des Nonius sich gar nicht messen können. Das auslautende *s* fällt im alten und vulgären Latein ab: *Caesaru* C. I. L. 1 n. 696, *ante aedem Serapi* in der Bauurkunde n. 577 vom J. 649 und *Serapi medicina utor* Varro in einer Satire (denn Gen. *Sarapis* war üblicher als *Sarapidis*) wie *Isi* auf einer Inschr. in den ann. dell' inst. archeol. 1855 p. 85, *Palaestrioni somnium* ohne *s* geschrieben Pl. *glor.* 386, wie ohne *s* gesprochen im Senaranfang *militis qui amicam* Pl. *Bacch.* 574, im Ausgang des Septenars *Sosia Amphitruōnis sum*

Digitized by Google

Amph. 411, der Hexameter *Hyperionis cursum* oder *liminis parte* bei Ennius und Lucrez, Gen. *admirabili pueri* auf africanischer Inschr. bei Renier 3420. — Die *i*-Stämme sind von den consonantischen im geschichtlichen Latein nicht zu scheiden: Gen. *piscis vitis cerilais* könnte von Grundformen *pisc vit cerial* nicht anders gebildet sein, *partus* für *partis* in der tab. Bantina ist vom St. *part* abgeleitet. Möglich ist dass Gen. *avis* aus *avius avios* entstund wie *alis* aus *alios*, in welchem Falle für die älteste Sprache Länge der Endung, *avīs* oder *aveis* vorauszusetzen wäre. Vielleicht bewahrt eine Spur davon der Senar aus sullanischer Zeit (C. I. L. 1 n. 1009) *amor parenteis quem dedit natae suae*, ein Genetiv der genau mit dem oskischen *Herentateís* und *Lúvkanateís* von *i*-Stämmen stimmt. Beispiele für Abwerfung des *s* sind schon vorhin aufgeführt, da ich eine abweichende Behandlung der *i*-Stämme in diesem Punkt nicht erweisen kann; bei Lucrez ist 1, 591 *inmutabili' materiae* und 5, 1434 *mundi versatili'* emendiert, Plautus hat *corporist* (*glor.* 997) für *corporis est*, ob aber *civist*?

Die *u*-Stämme wahrten das Genetiv-Suffix in älterer Gestalt, da sich *o* nach *u* regelmässig hält: *senatuos* constant im SC. Bac., *magistratuos* I. R. N. 3901. Wenn auf ziemlich späten Inschriften *domuus* (Boissieu Inschr. von Lyon p. 28) *exercituus conventuus* (Ritschl mon. epigr. tria p. 7) geschrieben wird, so kann im einzelnen Falle der doppelte Vocal zur blossen Bezeichnung der Länge verwandt sein. Durch Contraction *sumptūs* und *fructūs* seit Beginn der Litteratur; Gen. *senatus* begegnet verhältnismässig spät, auf republicanischen Inschriften nur zweimal n. 635 u. 1149 und nicht vor Sulla, dann in Augustus Regierungsbericht beständig und in der Kaiserzeit. Eine andere Art der Zusammendrängung war die in *os*, wie von *quattuor* in *quattor*; Augustus schrieb *domos genetivo casu singulari pro domus nec umquam aliter* nach Sueton Oct. 87, womit Marius Victorinus p. 2456 übereinstimmt; im Neuumbrischen tritt *o* an die Stelle von ursprünglichem *u* im Gen. *trifor* St. *trifu* altumbr. *trifus* wie röm. *tribus*. Ohne weiteres Beispiel, wenigstens bei geschlechtigen Nomina, steht die aus *senatus* erwachsene Form *de senatu sententia* im tit. Aletrinas C. I. L. 1 n. 1166 um das J. 620. Neben dem contrahierten *manus* war seit dem Ende des 6n Jahrh. bis in den Anfang des 8n allgemeiner verbreitet *manuis*, wo *i* dem ehemaligen *o* entspricht; *anuis* Terenz, *metuis* Cicero, *senatuis domuis rituis victuis* und andere Beispiele aus Schriftstellern des 7n Jahrh. citiert Nonius Cap. 8 *de mutata declinatione*, Gellius 4, 16 meldet als ausgemacht *M. Varronem et P. Nigidium non aliter elocutos esse et scripsisse*. Einige sprechen, so sagt noch Martianus Capella p. 77, 20 Eyssenh., *genuis* und *cornuis*, aber man muss *genus* und *cornus* im Genetiv sprechen wie *exercitus*. In der That war dies die übliche Form bei Cicero, Lucan, Plinius; daneben erhielten sich aber *genu* und *cornu* mit abgeworfenem *s* wie im obigen *senatu*, da die nachhadrianischen Grammatiker die Indeclinabilität des Neutrum im Singular lehren (Freund im Wörterbuch gramm. Scholien Nr. 3). Endlich schlagen die *u*-Stämme seit der ältesten Zeit in die *o*-Declination um: Plautus gibt *quaesti* (z. B. *most.* 1107 und *Persa* 66)

Digitized by Google

neben *quaestus*, *sumpti* (z. B. *trin.* 250) neben *sumptus*, Terenz regelmässig *quaesti* (*hec.* 836) *adventi fructi*, selten *quaestuis* (*hec.* 735), nie *quaestus* (Fleckeisen krit. Miscellen p. 43); auf Inschriften des 7n Jahrh. gewöhnlich *senati* wie auch bei Sisenna Sallust Cicero und Zeitgenossen (rhein. Mus. 8, 494), ferner *tumulti piscati aesti porti geli laci* von Ennius bis Lucrez so häufig, dass für diese Periode die Bildung auf *uis* und *us* ohne Zweifel zurücktritt.

Während bei den *u*-Stämmen die Endung *ūs* nicht für ursprünglich, durch Ansatz eines *s* an den gedehnten Stammvocal entstanden, gelten kann, darf umgekehrt bei den *a*-Stämmen die Endung *ās* nicht erst als contrahiert aus *a-is* betrachtet werden; die gleichartigen Genetive im Oskischen *eituas* (lat. *pecuniae*), im Umbrischen *tutas* (*civitatis*), im Griechischen σοφίας beweisen das Vorhandensein dieser Bildung bei weiblichen Grundformen auf *a* vor allem Latein. *escas Latonas fortunas vias* las man bei Livius Nävius Ennius, *Alcumenas* hat Plautus, und ich sehe nicht ein weshalb derselbe *Bacch.* 307 *Diánae Ephesiae* oder *Persa* 409 *pecuniaé accipiter* den fehlerhaften Hiatus nicht sollte vermieden haben durch die Schreibung *Dianas* und *pecunias*, wofür man freilich keine Bestätigung in den Handschriften suchen darf, die nicht einmal den fast trivialen, noch in ciceronischer Zeit hundert Male gebrauchten Genetiv *ai* im *glor.* 103 gewahrt haben. *dum minoris partus familias taxsat* schreibt das bantische Gesetz, *pater* oder *mater familias* behauptete sich immer im Gebrauch von Terenz (*ad.* 747) bis auf Quintilian und spätere (Haase zu Reisigs Vorl. p. 66 Anm. 41), wenn auch im Plur. *matres familias* (Pl. *Stich.* 98) Stilistikern, wie es scheint auch dem Sisenna misfiel. Auf jüngeren Inschriften *Quartas filius* I. R. N. 4805 oder *Nymphas* und *medicas* fallen wohl weniger unter den Gesichtspunkt des Archaismus als des Gräcismus. Hierher gehören die sehr alten Adverbialbildungen *alias alteras* bei Festus, *utrasque* bei Nonius p. 183 was Cassius Hemina von der Zeit brauchte (*in Hispania pugnatum bis: utrasque nostri loco moti* 'beide Male'), Cäcilius vom Ort (*atque hercle utrásque te, cum ad nos venis, suffarcinatam vidi* 'auf beiden Seiten'). Heute wird man vorsichtiger urteilen als Lachmann zu Lucr. p. 104, der an sechs Stellen seines Dichters das echte *interutrasque*, wobei der Genetiv so wenig von dem ersten Compositionsglied abhängt als der Ablativ und Locativ in *interea* und *interibi*, verdrängt hat. Ich rechne auf die Zustimmung verständiger, wenn ich in Stellen wie Plaut. *Poen.* 5, 3, 43 *quid si eámus illis obviam?:: at ne inter vias praetérbitamus metuo*, Ter. *eun.* 629 *dum rús eo, coepi egomet mecum inter vias aliám rem ex alia cogitare*, Turpilius 196 R. *inter vias epistula excidit mihi, infélix inter tuniculam ac strophium conlocaram*, die Erklärung von *vias* als Acc. Plur. für unnatürlich, in der terenzischen für völlig sprachwidrig halte, vielmehr in dem adverbialen *intervias* das lateinische Seitenstück zum deutschen 'unterwegs' erkenne. Auch *inter pugnas* bei Ennius *ann.* 256 gebe ich zu bedenken. Die Bildung des Gen. auf *ās* hat die Sprache im 6n Jahrh. gänzlich aufgegeben, und Asper war unbedingt im Irrtum, wenn er dem Sallust *castella custodias thensaurorum*

Digitized by Google

in deditionem acciperentur zuschrieb, *custodias* als Genetiv auslegend (Charisius p. 107, 12), sei es dass *acciperentur* aus *acciperent* oder *custodias* aus *custodiae* verderbt war, wie bei Verg. *Aen.* 11, 801 *auras* aus *aurae* vor Servius. Die seit dem 6n Jahrh. gebräuchlichen Genetivendungen beruhen auf einem andern Bildungsprincip, der Vermehrung des Stammes durch *i*, welche in der pronominalen Declination mehrfach sich wiederholt. Im oskischen Gen. *Marai* (Nom. *Maras*) und im griech. Πριαμίδαο (Nom. Πριαμίδης) sind die männlichen *a*-Formen durch ihr Suffix gesondert von den weiblichen wie *múltas* und Ἥρας; im Latein erstreckt sich die neue Bildungsweise auf Feminina und Masculina. Das älteste Beispiel derselben ist *Prosepnais* auf einem Spiegel C. I. L. 1 p. 554 n. 57 für *Proserpinae* neben den Götternamen *Venos* und *Diovem.* Durch Abstossung des *s* Gen. *irai* mit drei langen Silben, ein sprechender Beweis für die Verschiedenheit dieser vermutlich aus *ajas* hervorgegangenen Endung von der consonantischen und halbvocalischen Flexion. Auf alten Schalen *Lavernai Belolai Aecetiai*, im SC. Bac. *Duelonai*, bei Ennius *Albái longái* und *silvái frondosái*, bei Plautus in einer Art von Parodie auf den Curialstil *magnái rei publicai gratia.* Die Verschleifung der beiden Längen wird durch die Bühnendichtung wesentlich gefördert worden sein; an wenigen Stellen bei Plautus hat die Restitution von *ai* den Schein der Wahrheit wie *glor.* 84 *comoediai*, während an anderen dem Vers auf mehrerlei Art aufgeholfen werden kann, wie *merc.* 834 durch *fámiliai Lar pater* oder *fámiliae Larispater.* Terenz dem Bentley einigemal diese Endung unterschob hat kein Beispiel mehr davon (Ritschl prol. trin. p. 325); in den Urkunden der Gracchenzeit ist sie schon durchgehends geschwunden, obgleich das Repetundengesetz noch *quaerundai* und *faciundai* bietet; in der daktylischen Kunstdichtung lebten die im Volksmund untergehenden Formen fort, Lucrez liebt sie augenscheinlich, *materiai purpureai gelidai*; im Anfang des Verses *Iphianássai* und in der Mitte *patriai tempore iniquo* und öfter im Schluss *ferai* oder *viai*; noch Vergil macht sich die Technik der alten Schule zu Nutz in *aurai aulai pictai aquai.* Das zweisilbige *ai* ward zusammengedrängt zum einsilbigen Doppellauter, dieser zu *ae* getrübt. Im Hexameter C. I. L. 1 n. 1202 *non aevo exsacto vitái es traditus morti* ist der Genetiv noch dreisilbig, zweisilbig in den Senaren 1007 *heic est sepulcrum hau pulcrum púlcrai feminae* und Or. 5756*a* aus der Kaiserzeit *Priapus ego sum, mortis et vitaí locus.* So bereits constant in der dramatischen Metrik des 6n Jahrh.; dass Varro in den Iamben *Parm.* 1 *viscum fugái lineamque compedam* geschrieben habe scheint mir weit bedenklicher als *fugarum* (die Hss. *fuge* oder *fugam*). Als längst *ae* gesprochen ward, bediente man sich graphisch noch des Zeichens *ai*, Nigidius um *huius terrai* von *huic terrae* zu scheiden (Gellius 13, 26), während andere umgekehrt den Dativ vor dem Genetiv so auszeichneten (Quintil. 1, 7, 18), *ad Murciai* im elogium 23 aus der augusteischen Periode, Claudius und andere im Gen. *Agrippinai publicai* wie überall für *ae* um die Schrift der griechischen anzunähern. Die Minderzahl männlicher Nomina auf *a* hat die gleichen Wandlungen durchgemacht, *Aeneái* Nävius, *Geryonái* Lucrez, gewöhnlich

Digitized by Google

Atridae agricolae. Wie aus zweisilbigem *ai* sich *ae* entwickelte, so *aes* aus dem alten *ais*; es muss aber betont werden dass diese Bildung ziemlich jung ist (als eins der ältesten Beispiele mag C. I. L. 1 n. 1212 *Pesceniaes Laudicaes ossa heic sita sunt* noch dem 7n Jahrh. zugeschrieben werden), ferner lediglich rustican, meist auf Libertineninschriften der ersten Kaiser, besonders häufig in Gori's etruskischen Inschriften, bei Eigennamen *Aurunceiaes Magnaes Faustaes Terentiaes Caniniaes Marinaes Agrippinaes Antoniaes Statiliaes Auctaes Festivaes Lepidaes*, auch bei männlichen wie *Messalaes liberta* und zweimal *Midaes* (im J. 740), vereinzelt auch *ex officio annonaes* (Fabr. 312, 366) und *vernaes* (ebenda 296, 258), nirgends ausserhalb plebejischer Kreise. Obgleich daher diese Flexion regelrecht sich an das archaische *ais* anschliesst, muss doch ihr Wiederaufleben nach der unterbrochenen sprachgeschichtlichen Continuität ohne andere Ausdehnung als die eines Idiotismus einem fremden Elemente, dem Griechischen zugeschrieben werden, zumal da oft auf denselben Denkmälern Formen wie *Actes* oder I. R. N. 5453 *Cerviaes Psyches* nebenhergehen. Bei *Dianes Popilies Prisces* ist erst recht nicht zu entscheiden, ob es römisch gebildete Genetive sind mit vulgärem Lautwechsel anstatt *Dianaes* wie *nostre* für *nostrae*, oder griechische.

Ueber den Genetiv der *e*-Stämme spricht von den Alten ausführlich Gellius 9, 14. Die älteste Bildung ist nach Analogie der *a*-Formen *diēs*, erhalten von Ennius bis auf Cicero und Vergil, *fides* bei Pl. *Persa* 244, *rabies* bei Lucrez 4, 1075, *Corneliáe Spés* bei Gruter 776, 13. In Ciceros Sestiana § 28 hatte Cäsellius *illius dies poenas* für das echte erklärt und Gellius fand dies als er sich einige alte Handschriften gesammelt, die damals cursierenden werden wie unsere heutigen schon *diei* gehabt haben; in der Rede *pro Sex. Roscio* § 131 las Charisius *pernicies causa*, Gellius und Nonius *pernicii*, wir nach unsern Hss. *pernicie*, alle drei an sich gleich gut; in einer Stelle des Claudius Quadrigarius hatten alle Bücher des Gellius *inmanitatem facies*, ein tiburtinisches Exemplar im Text *facies* aber am Rand *facii*, schlechtere Bücher *faciei* aber mit Rasur; wäre der Historiker auf uns gekommen, so wäre hundert gegen eins zu wetten dass auch der älteste Palimpsest *faciei* darböte. Dies ein Beitrag, um die secundäre Bedeutung der Codices für die Feststellung grammatischer Formen zu charakterisieren. Das Altertum erklärte *Diespiter* als 'Vater des Tages'. Daneben eine mit *i* vermehrte Bildung *diei* in der lex repet. wie *terrái*, *fidei* mit langem *e* bei Ennius und Lucrez 5, 102, *famēi veteres*, *unde adhuc famē producitur in ablativo* Priscian 6 § 59, wo indessen *famèi* nicht ausgeschlossen ist, natürlich auch mit langem *i*, daher *reI gerundae caussa* und *huiusque dieI* in den Consular- und Fasti Pinciani. Das *e* wird vor dem *i* gekürzt, bei Plautus *rei* sowohl als Spondeus wie als Iambus, *quid tibi mecúmst rĕi* im Versschluss *Men.* 323 und 494, und die Kürzung wird Gesetz in *fidèi plebèi*, ausser wo dem *e* schon kurzes *i* vorangeht wie *aciēi.* Durch Contraction des *e* und *i*, analog dem Gen. *púlcrai*, entsteht einsilbiges *rei* und *spei*, bei den Komikern weitaus üblicher als selbst die iambische Messung. *tribunus plebei*, der amtliche Titel wie in Gesetzen so in Claudius Rede, ward

Digitized by Google

schwerlich anders denn fünfsilbig gesprochen; in den vielen Fällen wo die Endung der Elision unterliegt wie *nil fidei hábeo* war sie offenbar einsilbig, wenn überhaupt die diphthongische Schreibung hier echt ist. Für eine dritte Genetivform der *e*-Stämme, nemlich die auf blosses *ē*, fehlt in der *a*-Declination das entsprechende Beispiel; *fide* kann sowohl aus *fides* entstanden sein wie Gen. *senatu* aus *senatus*, als auch aus *fidēi*, indem *i* nach dem langen *e* sich verlor, wie wir dies im Dativ der *a*-Stämme wieder sehen werden; das vorhandene Material verstattet kein sicheres Urteil über das gegenseitige Verhältnis dieser Formen, wenn auch die Abstumpfung welche nur den Stamm übrig lässt auf relativ jungen Ursprung weist. *rei* allein haben die inschriftlichen Gesetze vielmals, *re militaris peritissimus* erst nach der Republik elog. 29, *lex plebeve sc(itum)* die lex agraria éinmal neben zweimaligem *lege plebive*, öfterem *plebeive scito*; in der Grabschrift *dis manib. Casperiae Fide* Fabr. 326, 461 kann auch der Dativ gemeint sein. Nach den Handschriften und dem Zeugnis eines Grammatikers setzte schon Plautus *die* (z. B. *Pseud.* 1158); dass aber diese Formation damals keineswegs herschte, darf mit daraus gefolgert werden dass eine Verkürzung dieses Genetivs *fidĕ*, wie bei den *o*-Stämmen, wo die monophthongische Endung längst durchgedrungen war, Gen. *bonĭ*, so wenig vorkommt wie ein Gen. *manŭs* neben dem wirklich so geschwächten Acc. Plur. *facie die fide* und ähnliches bei Lucilius Sallust Vergil Ovid u. a., *quidam famis quidam fame dixerunt genetivo* (Charisius p. 40, 11), die Endung *e secundum antiquos regularis genetivus* (Servius zu Verg. *georg.* 1, 208), da Cäsar *de analogia huius die* und *huius specie* als Norm aufgestellt. Gewis war in der Latinität, deren lautliche Formen wir meist copieren, um Christi Geburt herum diese Form sehr gebräuchlich, man trifft sie noch in den Medicei des Tacitus, im Cassinensis des Frontin, im Nazarianus des Florus (z. B. *die* p. 30, 6 und *re* p. 50, 1 Jahn), freilich auch wo der Vers sie nicht duldet, wie am Ende eines ennianischen Hexameters *magnám cum lassus diei.* Endlich der Ausgang auf *i*, wodurch die *e*-Stämme den Grundformen auf *o* und *u* ähnlich wurden, war die lautliche Consequenz des einsilbigen *ei*; bei voraufgehendem Consonanten hatte schon Cato *fami*, die tabula Bantina *lege plebive* neben *plebeive scito*; auffälliger ist dass schon Pacuvius und C. Gracchus *progenii* und *luxurii* geschrieben haben sollen, da gerade nach *i* aus Wohllautsgründen *ei* nicht so leicht zu *i* sank (*progeniem genui*, *facta patris petiei* tit. Scip. des Prätors vom J. 615); die übrigen von Gellius angeführten Beispiele zeigen alle vorhergehendes *i* wie *acii* und *specii* und reichen bis auf Vergil dem er *dii* beilegt. Unter den Kaisern blieb überhaupt nur bei wenigen Nomina dieser Art ein Genetiv in Gebrauch; wie, fragt Quintilian 1, 6, 26, soll *progenies* im Singular, *spes* im Plural den Genetiv bilden? es gibt keinen oder nur einen unerträglichen. Der vulgäre Gen. *Spenis* (wie Acc. *Ispenem*) sei hier erwähnt, um auf den eigentümlichen Hang der römischen Volkssprache hinzudeuten, vocalische Grundformen durch den Nasal in consonantische umzubilden wie *Tycenis Heuresinis Philemationis* (Jahn spec. epigr. p. 96 und Ber. der sächs. Ges. 1861 p. 356), womit wohl auch

Digitized by Google

die plebejische Flexion *Eronis* für *Erotis* in Zusammenhang steht; solche Stammerweiterungen mit *n* kommen schon vor dem 8n Jahrh. vor, während die durch *t* in *Afroditetis* oder *Ispetis* (Lupi epitaph. Severae p. 157), Producte eines halbgelehrten griechisch angesteckten Jargons, erheblich später fallen.

Bei den *o*-Stämmen ist im Genetiv, so weit die Geschichte des Latein reicht, also schon im 5n Jahrh. das Casussuffix mit dem Stammesauslaut zu *i* verschmolzen, *populi* dem umbrisch *puples* und *puple*, jünger *popler*, und *sui* dem oskisch *súveís* entspricht. Dies lässt zurückschliessen bis auf eine italische Form *popolois* wie *Prosepnais*, wo nach Schwund des *s* und Contraction der Vocale, wie in zweisilbigem *mensai* und *diei*, der im Latein nur spärlich erhaltene, in der *o*-Declination überall verwischte Diphthong *oi* in *i* übergieng wie im Nom. Plur. *poploi* in *popli*. Wie früh dieser Process vollzogen war, erhellt einmal aus der auch von Lachmann zu Lucr. p. 245 beobachteten Thatsache dass gerade die ältesten Denkmäler ausschliesslich *i*, nicht *ei* als Genetivendung darbieten, sodann aus der steten Verschmelzung dieser Endung mit dem vorausgehenden *i* der *io*-Stämme, Gen. *consili* St. *consilio*, endlich aus der im Anfang des 6n Jahrh. bereits eingetretenen Verkürzung des *i*, durch welche volkstümliche Bildungen wie *Naepor* und *Marpor* (C. I. L. 1 n. 1539*e* u. 1076) aus *Naei* d. i. *Gnaivi por* und *Marcĭpor* entstanden und welche noch Plautus nicht verwunden hat, der in Anapästen *Bacch.* 1167 *probrĭ pérlecebrae et persuastrices*, im Senar wenigstens *erĭ cóncubinast* zulässt. Auf den Inschriften vor Lucilius ist *ei* unerhört: C. I. L. 1 n. 46 *Keri* 48 *Saeturni* 50 *Volcani pocolom*, 52 *Pomponi opos*, 32 *filios Barbati*, 104 und 151 *Curtia Rosci* und *Tapia Vestori*, 98 *Cordi mater*, im SC. Bac. *latini urbani sacri*, während der Nom. Plur. immer *virei oinvorsei foideratei* lautet, im genueser Schiedsspruch vom J. 637 lediglich *agri privati poplici casteli frumenti vini colendi anni primi* wie *senati*, während der Nom. Plur. zwischen *ceteri* und *invitei*, *qui* und *quei* schwankt. *ei* steht zuerst auf dem nach dem J. 608 verfassten tit. Mummianus: *cogendei dissolvendei tu ut facilia faxseis*, wo ich vordem aus syntaktischen Gründen einen Copierfehler statt *cogentei* vermutet hatte; auf der l. repet. vom J. 631/2 *populei* dreimal, *suei* zweimal, *tribuendei* neben *Latini poplici quanti simpli dupli scribundi consili*; auf der l. agraria vom J. 643 *populi Romanei* 6mal, *populei Romanei* und *populei Romani* je 1mal, *populi Romani* 2mal, *agri* 25- und *agrei* 1mal, *locei* 10- und *loci* 4mal, *publicei* und *privati*, *colonei leiberei* und *Latini tanti*, *vinei oleive*, lediglich *aedifici* und *iudici*. Hiernach kann nicht behauptet werden dass durch Aufnahme des *ei* in Attius Zeit ein an den ehemaligen Diphthong erinnernder Mischlaut und etwas anderes als langes *i* ausgedrückt ward. Lucilius stützte sich auf die Tradition des 6n Jahrhunderts, als er für den Gen. Sing. *i*, für den Nom. Plur. *ei* verordnete (Charisius p. 78 f.), obgleich seine Theorie den ferneren Gebrauch von Genetivformen wie *Marcei furtei utendei* bis ans Ende der Republik, in der l. Iulia munic. und bei Catull, nicht aufgehalten hat; Nigidius wiederholte die Vorschrift *huius amici* oder *magni* mit blossem *i* zu bilden (Gellius 13, 26) und sie ward

Digitized by Google

seitdem stets befolgt. Die Wahrnehmung dass bei den *io*-Stämmen das stammhafte mit dem casualen *i* vereinigt ward, verdankt man bekanntlich Bentley zu Ter. *Andr.* 2, 1, 20, eine sorgfältigere Ausführung Lachmann zu Lucr. p. 325. Aus der Metrik der Komiker und der späteren Dichter ersah Bentley dass 'sub Augusti senescentis aetate' zuerst die in unseren Hss. meist untergeschobenen Genetive auf *ii* hervortreten anstatt *mendaci convivi flagiti benefici ingeni negoti peculi preti* welche der Vers verlangt. *i* überall haben Horaz Manilius Persius, *ii* Properz 2—3mal, öfter Ovid, Seneca und die späteren, obwohl auch diese wie Juvenal noch Contraction zulassen. Lachmann beobachtete dass bei tribrachischen Wörtern schon die Sceniker dem zweisilbigen Genetiv wie *viti* aus dem Wege gehen, Vergil sagt ganz ausnahmsweise *Aen.* 3, 702 *fluvii*, der Dichter des Moretum Germanicus Gratius *apii spatii Latii.* Varro glaubte, die Aufschrift *Plauti fabulae* hätte verführt Stücke eines Dichters Plautius dem berühmteren Sarsinaten beizulegen; Nigidius unterschied durch die Betonung vom Gen. *Valéri*, der unsres Wissens keinen andern Accent hatte, den Voc. *Váleri*; formelhafte Wendungen wie *res mancipi* und *nec mancipi* und seit Plautus *compendi face* überdauerten die Veränderung des Genetivs für alle Zeiten. Auch die griechischen Wörter werden ebenso behandelt, *Talthybi* Plautus, *gymnasi* Catull, *Panaeti* Horaz, selbst Ovid *Rhegi*; Pl. *glor.* 271 hat der Ambrosianus *Philocomásii custos*, aber unleugbar richtig die anderen Hss. *Philocomasio custos* wie *glor.* 1431 *Philocomásio amator*; *Palladii* bei Verg. *Aen.* 9, 151 in einem Vers den Schrader und Ribbeck für unecht erklären, würde nur ein zweites Beispiel der aufkommenden Neuerung bei Vergil sein; in den von Lachmann angeführten Versen des Ennius und Terenz erkenne ich noch eine Verschiedenheit der Locativ- von der Genetivbildung. Auf den republicanischen Inschriften *feili benefici conlegi cultrari portori* (Hübners Index p. 603), je einmal *conlegei* und in der l. Rubria *municipei*; die einzige Ausnahme von der Regel ist *ostiei lumen* in der vom J. 649 datierten Bauurkunde C. I. L. 1 n. 577, worin man nicht umhin können wird ein Zeichen mehr für die paläographisch ermittelte Thatsache zu erblicken, dass die Urkunde wie sie vorliegt in kaiserlicher Zeit restauriert ist. Aber gesetzt auch *ostiei* habe in dem puteolanischen Instrument des J. 649 gestanden, so wird doch niemand diese Ausnahme misbrauchen um handschriftliches *ii*, wo es dem Vers nicht geradezu widerspricht, durch die Umsetzung in *iei* zu schützen, z. B. *glor.* 478 *cónsiliei commisceam* statt *consili*, oder gar einen Senarausgang wie *glor.* 865 *meám partem infortúniei* herzustellen statt des in den Hss. wenig entstellten Gen. Plur. *infortunium.* Auch die augusteischen Denkmäler bieten fast ausschliesslich *i*, Augustus Regierungsbericht *congiari* und *divi Iuli* und *navalis proeli*, zum Theil mit emporragendem *i*, welches bloss die Länge bezeichnet und durchaus nicht *ii*, sowenig als in *consularI cum imperio* oder *reI publicae* oder *In saliare carmen*, derselbe Bericht aber éinmal 4, 37 nach sicherer Ergänzung *magi*[*ster conleg*]*iI* wie das elogium 27 *auspiciI repetendi caussa.* Ob Verrius zum 23 Dec. seiner Fasten *Taruti* oder *Tarutii* schrieb, bleibt ungewis, da verschrieben steht *Tarutili* und zwar *l* sicher vor dem

Digitized by Google

Schluss-*i*. In Claudius Rede *Tarquini* und *Caeli*, aber *imperii* neben *imperi*. Seitdem wiegen die aufgelösten Genetive vor wie die Dichter lehren, aber die contrahierten sind nie untergegangen, *Septimi Severi* und *propagat. imperI* und *Aureli Antonini piI* Or. 5493, *Porci Optati* Or. 5494, *Septimii Severi Pertinacis et M. Aureli Antonini* Or. 5496 usw. Mit dem wirklichen sprachgeschichtlichen Hergang stimmt nicht recht die Ueberlieferung des Charisius, wonach Varro bei Nomina wie *Lucius Aemilius* den Genetiv auf doppeltes *i* befohlen und zugesetzt *vocativum quoque singularem talium nominum per duplex i scribi debere, sed propter differentiam casuum corrumpi*, wonach Plinius zwar die Vernünftigkeit des Gen. *Lucii* eingeräumt, aber zugesetzt *multa iam consuetudine superari* (p. 78, 6 und 79, 2): dergleichen Vocative Sing. *Lucii pii* sind mir nicht bekannt. Von den Substantiven hat der Gebrauch die Adjectiva unterschieden. Zwar das ancyraner Denkmal schreibt auch *auri coronari* wie *Iovis Feretri*, aber in der Litteratur finden Seneca's *numen Epidauri dei* und Juvenals *nominis Appi* nicht ihres Gleichen, *Feretri Iovis* bei Properz wird als eine Art Beiname leichter entschuldigt, kein Autor sagte und schrieb anders als *patrii numinis*. Das vergilische *fluvii* erklärt Lachmann aus der adjectivischen Geltung des Wortes nach Fem. *fluvia* bei Attius und Sisenna, ebenso *o mihi nuntii beati* Catullus 9, 5 gleich ὢ τοῦ εὐαγγελίου vom Nom. *nuntius* oder *nuntium*, und ich sehe hier keinen andern Weg der Erklärung, wenn man nicht den Zeitgenossen Varros eine bewuste Abweichung vom Herkommen schlechthin beimessen will. Die Unterscheidung der Adjectiva scheint keinen tieferen Grund zu haben als das Streben der Schriftsprache nach Deutlichkeit; *arbitratu Cn. Laetori magistrei pageiei* im Beschluss des pagus Herculaneus vom J. 660 (C. I. L. 1 n. 571), wo *ex lege pagana* vorangeht, ist wohl nur durch Versehen geschrieben für *pagei* wie im Bauernkalender December *tropaeae* für τροπαί. Wo das *i* vor der Nominativendung *us* consonantisch war, ward es ebenfalls mit dem casualen *i* verschmolzen wie *Pompei* in Augustus Regierungsbericht; aller Wahrscheinlichkeit nach existierte alt *hominis plebei* und *plebeiei*. Da *Pompeiius* nicht ungewöhnlich war, so sollen einige der späteren Regel gemäss *Pompeiii genetivum per tria i* geschrieben haben *ut si dicas Pompelli, nam tribus i iunctis qualis possit syllaba pronuntiari? quod Caesari placitum a Victore quoque comprobatur* (Priscian 1 § 19). Bei den Scenikern ist der Gen. *mei* einsilbig wie bei andern Dichtern *Pelei* und *Promethei* zwei- und dreisilbig; Nigidius Worte *mei qui scribit in casu interrogandi velut cum dicimus 'mei studiosus', per i unum scribat, non per e, at cum mihei, tum per e et i scribendum est, quia dandi casus est* (Gellius 13, 26) geben keinen andern Sinn als den dass im Gen. Sing. *mi* zu schreiben sei (vgl. Voc. Sing. und Nom. Plur.), *mei* aber dem Dativ vorbehalten werde. Africaner nehmen es mit Barbarismen wie *lector meis carminis* nicht zu genau. Wunder nimmt der Genetiv nach der *o*-Flexion bei Eigennamen deren Nominativ auf *es* endigt, und zwar griechischen, von denen *Achilli* und *Vlixi* auf Grundformen *Achilleo* und *Vlixeo* zurückgeführt werden könnten, aber nicht *Carneadi Aristoteli Chremi* (bei

Digitized by Google

Terenz *Andr.* 368, Cicero und sonst); so auch *aerumnas omnis Herculi* und *Herculei labos est* Plautus und Catullus, *filium Verri* Cicero (Probus p. 28, 20 K.), durch συνεκδρομή, wie das letzte Beispiel klar macht, mit den römischen Gentilnamen und mit griechischen Genetiven wie Καρνεάδου.

Beim persönlichen Fürwort gehen die echten Genetive *mis* und *tis*, von den auch im Dativ zu Grunde gelegten Stämmen *mi* und *ti* mit Dehnung, in Plautus Zeit verloren; *sis* von Priscian vorausgesetzt, ist nicht nachweisbar. Im gemeinen Gebrauch sind statt jener die Genetive des Pronominaladjectivs *mei tui sui.* — Ganz eigentümlich dem Latein ist die Genetivbildung bei den geschlechtigen Fürwörtern: der Stamm wird durch *i* erweitert und nimmt das Suffix *us* an; in den zweisilbigen Formen behält *i* consonantische Geltung, in den mehrsilbigen wird es rein vocalisch; diese Genetive dienen dem Masculinum und Neutrum sowohl als dem Femininum. Also *quoius* vom St. *quo*, auf republicanischen Inschriften nie anders, auch im elogium 29, dann *cuius*; dreisilbige Messung darf nicht angenommen werden, der Saturnier der Scipionengrabschrift ist zu scandieren *quoiús formá virtútei párisumá fúit*; bei Lucrez 1, 149 *principiúm cuius hinc nobis* kann man Verkürzung der sonst langen Stammsilbe sehen oder Reduction auf éine Silbe (vgl. Lachmann zu d. St.); letzteres ist bei den Scenikern ganz gewöhnlich, indem *u* herausgedrängt und so die Endung fast ganz zerstört ward, kretisches *quoiusmodi* (z. B. Pl. *Men.* 575) unterscheidet sich nicht von dem geradezu so geschriebenen *quoimodi* wie regelmässig *cuicuimodi*; *quoi fides fidelitasque* steht in den Büchern des Plautus *trin.* 1126 für *quoius*, wohl auch *cui non misertus ego* (Inschrift bei Renier 2074) als Genetiv; mit blossem Schwund des *s* Lucrez 2, 1079 *aliquóiu siét saecli.* Ferner *hoius*, *hoiusce*, im Tempelgesetz von Furfo (C. I. L. 1 n. 603) vom J. 696 *hoiusque aedis*, aber gleich darauf *aedis huius* nach Mommsens Verbesserung von *humus*, unter Augustus (C. I. L. 1 n. 1409) *huius rogationis ergo*; *huiusmodi* als Dactylus, da auch der Gen. *modĭ* kurz ward, Pl. *glor.* 1023, *huius est* wie éine Silbe also gleich *hoist Stich.* 50. Ferner *eius*, oft *eiius* geschrieben (*uxor eiius* und *nura eiius* Reniers Inschr. 3575, in Hss. nicht selten verderbt und von Herausgebern nicht verstanden wie Cic. *ad Att.* 1, 1 zu Ende *miserrimo eiius tempore* und *ut totum gymnasium eiius* ἀνάθημα *esse videatur*) oder *eIus* um den *i*-Laut zu beiden Silben zu ziehen (Schmitz stud. orthoepica Düren 1860 p. 12 ff.), zu Gallienus Zeit auch *aeius* (Or. 1009); in Ciceros Hexameter *de d. nat.* 2 § 109 *átque eius ípse manet religatus corpore toto*, wo ein alter Corrector *ēius et* änderte, gleichfalls einsilbig in der alten Volks- und Bühnensprache. Die Genetive *illius istius ipsius utrius alius totius solius* usw. werden aus *illoius* entstanden sein durch frühe Vereinigung des *i* mit *o* zum Diphthongen und Trübung desselben; *ipseius* eine asiatische Inschr. Or. 6338, auch eine rheinische, dasselbe meint wohl eine christliche aus Algier mit *frater ipsieus* (Renier 3446). Bei Plautus *illius* bereits Tribrachys wie Amphimacer, *illiust* und *ilĭus est* (*glor.* 986 und 987), *prae ilĭus forma* (*glor.* 1170); die daktylische Prosodik konnte nur *álterius*

Digitized by Google

brauchen, Lucrez hat *totīus*; da Cicero *de or.* 3 § 183 in *si Quirites minas illius* einen kretischen Eingang der Rede findet, scheint in der gewöhnlichen Aussprache dieses Wortes damals die Kürze durchgedrungen zu sein, während bei den meisten die Länge sich erhielt; Quintilian 1,5,18 fand *unīus* nicht *extra carmen*, *solius* und *neutrius* kommen nirgends verkürzt vor. Wie *quoius* einsilbig, so ward *nullius* bei den ältesten zweisilbig; als Spondeus, folglich metrisch gleich *nulli* steht dies *Pseud.* 1196 *nullius colóris* wo daktylische Messung – ◡́ ◡ gegen den Verston verstösst; durch diese Zusammendrängung entstanden die zweisilbigen Formen *isti modi* und *illi modi* bei Plautus und Cato, *ali rei causa* und nicht *alii* für *alius* bei Cälius Antipater, *satias toli familiae* bei Afranius. Hiermit hängt nicht zusammen der Umschlag aus der pronominalen in die nominale Declination, wie regelmässig *neutri generis*, schwerlich aus *neutrius* sondern wie *masculini*, nicht selten beim Femininum, *gnatae alterae* Ter. *Andr.* 983 und *utrae unae ullae totae* laut Grammatikern, aber nie *eae*.

Genetiv des Pluralis.

Ursprüngliches Suffix *ām*, gräcoitalisch *om*, woraus griechisch ων ward, italisch zumeist *um*, oskisch *Núvlanum* und *Tiiatium*, umbrisch *puplum* und *fratrum* aber jünger *poplom* und *fratrom*, im Latein hielt sich *om* über den Anfang des 6n Jahrh. hinaus nur nach *u* und *v*. Für den Vocal vor *m* war die Länge überkommen, daher mit Hiatus Ennius *milia militūm ócto.* Von consonantischen Grundformen *bovom* noch bei Vergilius *georg.* 3, 211 nach handschriftlichem Indicium, *boum* bei Lucrez und Varro, in Hss. auch *bouum* für eine jener Formen (z. B. in Halms Cicero Bd. 4 p. 795, 29); *iudicum frugum principum peditum capitum prolationum fulminum pugilum matrum maiorum scelerum.* Ganz eigene Formen führt Varro *l. l.* 8, 74 an, *boverum greges* und *Ioverum signa*, und aus den Annalisten Charisius p. 54, 25 *nucerum regerum lapiderum*, schwerlich für *bovi-rum*, sodass das bei den Pronominal- und *a*-Stämmen aufgenommene Suffix *sum*, *rum* einst auch der *i*- und consonantischen Declination sich mitgetheilt hätte; vielmehr, da auch im Gen. Sing. *sueris* für *suis* bei Plautus vorkam, scheint *er* nicht Casus- sondern Wortbildungssuffix, *bover suer lapider* erweiterte Grundform neben *bov su lapid* oder besser *bovi sui lapidi*, wie *vir sper* in *vires speres prospere* neben *vi spe* oder besser Gen. Sing. *puberis cucumeris acipenseris* neben *pubis cucumis acipensis.* Von *i*-Stämmen, die zum Theil nur in diesem Casus als solche sich bewähren, *aedium omnium testium civium navium aurium animalium gentium lilium artium imbrium.* Die Verwirrung von Grundformen auf *i* und consonantischen, das Schwanken der Endung zwischen *ium* und *um* hat die ganze Latinität über gedauert; die alten Grammatiker, um feste Regeln bemüht, widersprachen sich in vielen Punkten, wie Charisius darthut: Cäsar verlangte *panium* aber Verrius *panum*, Cäsar *partum* aber Plinius dem

Digitized by Google

Sprachgebrauch gemäss *partium*; die mehr aus der Uebung seiner Zeit als aus erschöpfender Sammlung des Materials abstrahierten Vorschriften Priscians stellt Struve (über die lat. Decl. u. Conjug. p. 33 f.) kurz zusammen. Wie weit der Usus bei einzelnen Wörtern, ja Wortclassen sich consolidiert hatte, lässt sich ohne alle einschlägigen Beispiele kaum vorführen. Dabei sind zuvörderst die inschriftlich, durch Grammatiker, metrisch garantierten Formen zu sondern von den übrigen handschriftlichen Zeugnissen, die bei prosaischen Schriftstellern keine sichere Grundlage abgeben. In Plautus *glor.* 262 und 297 haben BCD *familiarum*, das für den Vers nötige *familiarium* ward erst in A gefunden; *Bacch.* 41 *haut meretricium est* änderten die meisten Abschreiber in *meretricum est*, indem sie das Adjectivum verkannten, denn der Gen. Plur. lautet allerdings *meretricum Bacch.* 563, *meritricum* bei Verrius in dessen Fasten 25 April; *Stich.* 4 ist *absentium* in A, *absentum* in BCD, und interessant genug je nach der Genetivform in beiden Recensionen der Vers gemodelt, in der einen *abséntium ita ut aéquom est*, in der andern *abséntum ut ést aéqum*, der Verdacht der Fälschung kehrt sich gegen die erstere Recension, obwohl *Stich.* 220 *praesentium* steht; *Men.* 355 hat die beste Hs. *amantium*, die andern *amantum*, womit sich der wünschenswerthe Parömiacus herstellen lässt *inlécebra animo sit amántum*, und derselbe Genetiv begegnet *Pseud.* 66, *most.* 171, *glor. arg.* 2, 11 und V. 625, während Terenz *Andr.* 218 *amentium haud amantium* sagt. Also wo handschriftlicher Ueberlieferung das Correctiv fehlt, wird man behutsam zu Werke gehen und nach Analogien umschauen müssen. Bei den Nomina, deren Sing. Nom. und Gen. die *i*-Form zeigt, war *ium* allzeit zulässig, meist vorherschend, ausgenommen *canum* und *iuvenum*: *apum* neben *apium*, bei Cicero und andern *sedum caedum vatum*, *mensum* bei Plautus und Ovid, *mesum* Inschr. bei Fabr. 31, 59, *caelestum agrestum* bei Vergil, *Thermesum* zweimal in der lex Antonia vom J. 683 neben viermaligem *Thermesium* oder *Termensium*, aber *Vticensium Caeninensium Viennensium* auf Inschriften aus Gracchus Augustus Claudius Zeit; *Neptúnum regnatorem márum* Nävius in einem Saturnier, dessen Schluss freilich vorliegen müste um dem Gewährsmann unbedingt zu glauben, *insularum Baliarum* Inschr. bei Gori 2, 46. Man kann zugeben dass bei der kürzeren Genetivbildung *tribunus Celerum*, *vólucrum*, *comparum* auch eine gewisse Abneigung den Accent von *céleres* zu ändern mitgewirkt hat, aber die Bedeutung welche Reisig (Vorles. p. 93) dem Accent beizulegen geneigt war, wird nicht nur durch die Dative, sondern auch durch manche Genetive, wo der Ton gegen die übrigen Casus nach der gemeinen Accentuation um eine Silbe vorrückt, auf das entschiedenste bestritten. *ium* nähert sich durch Synizese dem blossen *um*; bei Plautus nicht nur in Anapästen *hic homóst omnium hóminum praecipuos* (*trin.* 1115), sondern auch im Septenar *Stich.* 526 *ómnium mé exilem átque inanem* (Ritschl prol. trin. p. 134 will lieber *ŏmnium* anapästisch messen), im Senar eines kaiserlichen Militärbeamten Or. 5863 *spicifera iusti inventrix úrbium cónditrix*. Bei sonst consonantisch flectierten Nomina wird die Nebenform *ium* nie oder fast nie angetroffen bei *n- r- s*-Stämmen

Digitized by Google

wie *ordinum epulonum patrum doctorum morum maiorum* (aber *virium* und *conplurium*), dagegen öfter bei Guttural- und Labialstämmen, besonders bei einsilbigen wie *mercium*, aber auch *radicium* nach Plinius Gebot, *scalprorum fórcipiumque* Lucilius und *municipium* in amtlichen Urkunden aus Cäsars und Domitians Zeit, adjectivisch *felicium* aber *supplicum*, nach Priscians Meinung zur Differenzierung vom Substantivum *supplicium*. Die grösten Schwankungen zeigen sich bei Dentalstämmen: *compédium tritor* Plautus, regelmässig *ancipitium*, während im Sing. Nom. die Grundform bis auf *ancep* verkürzt ist; *Langatium* und *Genuatium* wie *Langensium* und *Genuensium* im J. 637, *Penatium* und *civitatium* in Augustus Regierungsbericht, *procurator hereditatium* als ständiger Amtstitel, sodass bei dieser Endung *ium* den Vorzug verdient; für *servitutium* mangelt ein sicherer Beleg aus älterer Zeit, denn bei Plautus *Persa* 418 ward recht überliefert *stabulum servitricium*, eine Adjectivbildung wie *meretricius*, an deren Analogie das häufige *victricia arma* sich anlehnte; *Samnitium* elogium 27, *Interamnitium* I. R. N. 6164, aber *Interamnitum* dort 6152, *locupletium* in Claudius Rede, aber bei kurzem Vocal vor der Endung *divitum* und *segetum*, denn in dem Distichon aus Tarragona *si nitidus vivas, eccum domus exornata est: si sordes, patior, sed pudet, hospitium* ist der Gen. Plur., an den jemand gedacht hat, nachdem ich den Nominativ des Neutrum früher mit *pudet* construiert (Fleckeisens Jahrb. 1863 p. 777), dem Sinne nach unpassend statt des Sing., in jener Form auch nur durch ein paar handschriftliche Varianten beglaubigt, welche erst in Verbindung mit zuverlässigeren Quellen Werth erlangen würden; die Stämme auf *nt*, Participia und Adjectiva, haben von Alters her neben der consonantischen Form *ferentum* wie φερόντων die *i*-Form *ferentium*, bei den Daktylikern regelmässig die consonantische wie *induperantum animantum balantum carentum rudentum sapientum* bei Ennius Lucrez Vergil, weil sich *animantium* weniger dem Hexameter anbequemt, aber auch in den Lyrica des Catull und Horaz *sonantum imminentum fugientum*, auf alter Inschr. C. I. L. 1 n. 1241 *deis inferum parentum*, auf einer andern I. R. N. 5020 *committentum*; anderntheils schon bei Plautus Cäcilius Terenz *amantium* neben *amantum*, *adulescentium* und *parentum* usw. Die seit Seyferts Sprachlehre eifrig fortgepflanzte Theorie, dass *um* für *ium* eintrete bei Erhebung der Adjectiva oder Participia zu Substantiven, muss den Römern wohl nicht bekannt gewesen sein, da sie sonst nicht so viele Fehler dagegen gemacht hätten, nicht allein Plautus sondern selbst Horaz, die so gut wie *cluentum* oder *clientum* auch *gerentum* und *recentum* sagen. Während bei den letztgedachten Stämmen das Latein wenigstens seit dem 6n Jahrh. abweichend von den verwandten Sprachen auch die *i*-Form aufnahm, bildete es abweichend von den etymologisch verwandten Wörtern den Gen. Plur. *alitum* auch nach den *u*-Stämmen, *alituum* bei Lucrez und Vergil choriambisch; bei dem inschriftlichen *virtutuum* (Fabr. 688, 99 und Or. 896 corrigiert von Henzen p. 94), *fratruum* (Renier 1430 und 4025) und dem wiederholten handschriftlichen *mensuum* (Haupt in Mommsens iuris Anteiust. fr. Vatic. p. 370, 26) zweifle ich sehr dass *uu* Dehnung

Digitized by Google

des Vocals anzeigen sollte. In der lex Antonia steht neben *Thermesum* und *Termensium* einmal *Thermensorum*, und dieser Metaplasmus war häufig bei einer Reihe von Neutra, griechischen wie *poematorum*, lateinischen wie *Compitaliorum vectigaliorum anciliorum* bei Cicero und Horaz von Grundformen auf *io* statt der gewöhnlichen auf *i*, bei Lucilius *surpiculique holerórum* wie Cato *holeris* für *holeribus* hat, später in der Volkssprache *pontificorum* (Fabr. 419, 378) und *mesoru* für *mensum* (Fabr. 397, 282) oder mit verdumpftem Vocal *mesoro* und in griechischer Schrift μηcωρων (Lupi epit. Sev. p. 5 und 188), letzteres in der Endung gleich dem Gen. Plur. *soporantion* bei Renier 3253.

Bei den *u*-Stämmen wird sich *om* allen Analogien zufolge länger gehalten haben, *magistratuom* wie Gen. Sing. *magistratuos*, wenngleich unsere Hss. es schon bei älteren Autoren in *um* umgesetzt haben, *fructuum*, *mánuum móllitudine* u. a. Durch Contraction *passūm* bei Plautus *Men.* 178, Lucilius, Martial, *currum* bei Vergil, *trium exercitum* in Augustus Regierungsbericht. Nach der *o*-Declination Laberius *versorum*, *noenu numerum* (oder *non numerorum*), *numero studuimus* wie ein anderer Komiker *cum tragicis versis*, plebejisch *spiritorum magistratorum* (Lupi p. 188).

Das *o* der *o*-Stämme fliesst mit dem Casussuffix zusammen, alt *deom* wie griech. θεῶν, so auf den ersten Münzen C. I. L. 1 n. 1 *Romanom*; diese Endung blieb nach *u* und *v*, noch unter Sulla *maiorum*] *sovom leibertatem* C. I. L. 1 n. 588, *duomvir* ein aus dem ursprünglichen Genetiv erwachsenes Nomen 1107 und 1341; *duumvirum* neben *duovir(um)* und *duoviralium* in dem Baudocument von Puteoli ist dem Datum des J. 649 nicht angemessen, *senatorum duum* Fabr. 266, 8, *duum* Inschrift von Lyon bei Boissieu 526, 114, Fronto p. 137 N. in Nävius Art; *divom* oder *dium* in den Hss. des Plautus *merc.* 842. Seit dem 6n Jahrh. *um*, inschriftlich *Veiturium inferum serrarium fabrum deum sestertium* und constant *II* oder *III virum*, bei Plautus noch ungemein häufig *nostrum socium*, *deum fidem* und *deum virtute* und *deum atque hominum*, *maiorum meum* und *meum parentum* und *vestrum familiarium*, *liberum* neben *liberorum most.* 120 und 121, *doctum hominum*, *ceterum verbum sat est* wie bei Ennius *commodus paucum verbum*, namentlich *nummum aureum Pilipum numeratum* bei vereinzeltem *nummorum* (*trin.* 152), wie auf Inschr. regelmässig *viginti millia nummum* und *centumilia nummum* (ann. dell' inst. arch. 1856 p. 24, 138 und Fabr. 85, 152), auch bei Terenz *amicum* und *advorsarium* wie *nostrum liberum*, *maiorum suom*, *deum* oder *divom* und *talentum*, bei Lucrez meist in längeren Worten *montivagum squamigerum horriferum consanguineum* wie *deum* und *Graium*, bei Catull *virum*, Vergil *omnigenumque deum*, Horaz *deum* und *nummum*, ebenso noch später z. B. *proque prole posterum* im pervigilium Veneris. Die Prosa bewahrte *um* als regelmässige Form bei metrologischen Angaben, *nummum denarium modium iugerum*, nach alter Ueberlieferung in Titeln wie *praefectus fabrum* (aus Servius Classenordnung *procum patricium*), *triumvirum sevirum quindecimvirum* 'einer der Dreimänner' bei Cato Livius Tacitus, zu allen Zeiten, besonders

Digitized by Google

beliebt auf africanischen Inschriften (rhein. Mus. 11, 527), *duo et octoginta templa deum refeci* sagt Augustus; aber wenn Sulpicius an Cicero schreibt *tot oppidum cadavera* im Gegensatze zu *si quis nostrum* (*ep.*4, 5, 4), so galt diese Form den damaligen Redemeistern für veraltet. Mit Schwund des auslautenden *m* auf Münzen des 5n Jahrh. *Romano Caleno Paistano Aisernino*, daher auch fernerhin *duovir*, indem das Casusverhältnis nicht mehr bewust war und andere Bildungen, Nom. Plur. *duo viri*, einwirkten. *Aisernio*, wie andere Münzen der Colonie Aesernia schreiben, wird vielleicht richtiger auf einen *i*-Stamm zurückgeführt; das seltene *Aisernim* (C. I. L. 1 n. 20) mahnt an die Nachbarschaft des Oskischen, wo *u* unterdrückt ist in *Safinim* (lat. *Sabinorum*), wenn auch im Latein *alios alis* analog ist; die Münzaufschrift *Tiati* kann hiernach für *Tiatim Tiatiom* stehen. Auffällig bei Plautus *Stich.* 383 *unguenta multigenerum multa*, was von *multum*, *multu generum* hergeleitet werden muss.

Von den *a*-Stämmen haben nur männliche das Suffix *um* angenommen, das mit dem Stammesauslaut verschmolz; Belege sind die Composita deren zweites Glied *cola* und *gena* ist bei Dichtern, *agricolum terrigenum*, und Namen wie *Aeneadum genetrix* oder *gentem Lapithum* wohl unter dem Einfluss der griechischen Declination auch nur bei Dichtern; denn der Gen. *Metropolitum* bei Cäsar *b. civ.* 3, 81, wo Nom. Plur. *Metropolitae* vorhergeht, mit zwei oder drei verwandten Beispielen in Prosa wird eben wegen der Seltenheit dieser Bildung besser als Heteroclitum nach Art von *Quiritum Samnitum* betrachtet denn als identisch mit *Metropolitarum*. Offenbar griechisch sind *amphorum* und *drachmum*, die einzigen weiblichen Genetive dieser Art, die obendrein vor Varro nicht vorzukommen scheinen, deren Einführung durch *talentum sestertium* u. ä. erleichtert ward; bemerkenswerth ist dass das distributive Zahlwort seine gewöhnliche Genetivform auch in Verbindung mit einem Femininum behält, *amphorarum septenum* bei Columella 12, 28 statt *septenarum*; dagegen *drachumarum Olympicum* bei Pl. *trin.* 425 ist neuerdings beseitigt, *duum rerum* ebenda 1052 statt des handschriftlichen *duarum* war verfehlt. *trinum noundinum* (SC. Bac.), ursprünglich Genetiv und als solcher noch von Cicero *de domo sua* 16, 41 durch die Gegenüberstellung von *trium horarum* bezeichnet, dann wie ein eigenes ungeschlechtiges Nomen behandelt, wird nicht auf *nundinae* zurückgehen, das den neunten Tag selbst ausdrückt wie *nonae kalendae*, sondern auf *nundinum* das wohl von Alters her den Zeitraum zwischen zwei *nundinae* ausdrückte (*decemviri cum fuissent arbitrati binos nundinum divisum habuisse* Varro bei Nonius p. 215); in den Lexicis fehlt eine dritte Form *nundinium* 'Markt' (algiersche Inschr. vom J. 202 n. Ch. bei Renier 4111 *pecora in nundinium immunia*). Im Vers des Ennius *optima caelicolum Saturnia* tritt natürlich das weibliche Genus hinter das männliche zurück wie in dem des Calvus *pollentemque deum Venerem*.

Bei den weiblichen *a*- und den *e*-Stämmen, desgleichen gewöhnlich bei den *o*-Stämmen ist das Suffix *rum*, vor welchem der Vocal gedehnt wird, *filiarum filiorum*. Aus Vergleichung des griechischen θεάων war längst auf graecoitalisches *som* geschlossen; dies bestätigt der oski-

Digitized by Google

sche Gen. Plur. *egmazum* (lat. *rerum*), während im Umbrischen bereits wie im Latein *s* in *r* verwandelt ist: *menzaru* (lat. *mensarum*); das ursprüngliche *sam* ist im Altindischen auf die pronominale Declination beschränkt, da nach Zersetzung der Ursprache das Bedürfnis, den Gen. Plur. der *a*-Stämme durch ein volleres Suffix von anderen Formen zu unterscheiden, beim asiatischen Sprachzweige zu einem verschiedenen Modus geführt hat. Wir dürfen demnach im Hinblick auf die römische Lautgeschichte annehmen dass älteres *mensasom* seit den Samniterkriegen in *mensarom*, seit dem ersten punischen in *mensarum* übergieng. So alle andern *a*-Stämme, männliche wie weibliche. Von *e*-Stämmen waren nur *dierum* und *rerum* in Gebrauch, Cato hatte *facierum* gesagt, Cicero *top.* 7, 30 verschmäht und bezweifelt die Latinität von *specierum* und *speciebus*, Quintilian 1, 6, 26 will keinen Gen. Plur. von *spes* kennen; der alte Sprachgeist erstarb, als Appulejus und Eumenius *specierum sperum* und ähnliche Genetive zu Tage förderten. Das vollere Suffix ward auch auf die *o*-Stämme übertragen: das früheste Beispiel ist, vielleicht nicht zufällig, das Pronomen *olorom* auf der Duelliussäule, dann *duonoro* für späteres *bonorum* auf dem tit. Scip. um das J. 500, im SC. Bac. begegnet mehrmals *eorum*, aber ausser diesem und *trinum noundinum* nur éin Gen. Plur. *ceivis Romanus neve nominus Latini neve socium quisquam*, in welcher Formel nicht bloss die lex agraria sondern auch Livius regelmässig den kürzeren Genetiv braucht. Mit der Entwicklung der Litteratur scheint die jüngere Bildung sich mehr und mehr ausgebreitet zu haben, da sie bei Plautus schon vorwiegt, im Schiedsspruch der Minucier unter drei Fällen zweimal *Veituriorum Vituriorum.*

Der Gen. Plur. wird beim persönlichen Pronomen wie der Gen. Sing. vom Possessivpronomen entlehnt, *nostri* und *vostri* oder *vestri*, eigentlich 'des unsrigen', für das Reflexivum wieder *sui*. Alt C. I. L. 1 n. 1220 *et nostri voltus derigis inferieis* wo man *nostris* erwartet, unter Alexander Severus *fascibus annus is nostri datus est* Or. 5758*a*, wodurch man auf die Vermutung gebracht wird verderbte Verse bei Plautus wie *trin.* 601 *postquam éxturbavit híc nos ex nostris aedibus* durch Herstellung von *nostri* zu heilen (vgl. *Pseud.* 4 und Gellius 20, 6, 10). Da *nostri* und *vostri* Singulare sind, so muss wo der Mehrheitsbegriff heraustreten soll, beim Zusatz eines andern Plurals und bei Theilung der im Pronomen zusammengefaszten Personen, der Plural desselben Adjectivs angewandt werden, *duo duum nostrum patres* und *aliquis vostrum*, nach des Schriftstellers Belieben auch *contentione nostrum* und *maiores vostrum* bei Cicero und Sallust. Das 6e Jahrhundert bedient sich dabei der kürzeren oder längeren Genetive, *nostrorum nemo dignus est* und *maxima pars vostrorum*, im letzteren Falle natürlich wo bloss weibliche Personen in Betracht kommen *neutram vostrarum*; die classische Periode, welche durchweg die Klarheit der Rede durch verschiedene Fixierung der einen und der andern Form fördert, nur der kürzeren. — Bei den geschlechtigen Pronomina *eum antiqui pro eorum* nach Festus, und dieser Genetiv wird in der alten Formel *eum h(ace) l(ege) n(ihilum) r(ogato)*, wo sonst Sing. *eius* steht, noch in der lex Iulia munic. Z. 52 ge-

Digitized by Google

funden, sonst ausschliesslich Masc. Neutr. *eorum* wie Fem. *earum*, bei den Dramatikern zweisilbig wie *eorundem* bei Ennius *ann.* 206 dreisilbig; *horunc alterum* C. I. L. 1 n. 1007, *harunc Baccharum* bei Plautus und Terenz, *harunce aedium Stich.* 450, *harunce rerum* Cato *r. rust.* 139, immer ohne Affix *istorum illarum*, *quorum quarum.* Charisius p. 162, 2 und 7 gibt einen Gen. *cuium* für Masc. Neutr. an und zwar als regulären Genetiv zum Indefinitum Nom. Plur. *ques*; dies *quoium* entspricht einerseits dem Sing. Gen. *quoius* wie Plur. *hominum* dem Sing. *hominus*, und fällt anderseits zusammen mit dem Plur. Gen. des Pronominaladjectivs *quoius* wie *nostrum.* Plautus *trin.* 533 *neque úmquam quisquamst*, *quoius ille ager fuit*, *quin péssume ei res vorterit; quoium fuit*, *alii éxulatum abierunt alii emortui*, wo man ohne Künstelei nur den Gen. Plur. verstehen kann. In der lex agraria Z. 9 *neive quis facito quo quoius eum agrum esse oportet*, *eum agrum habeat* und Z. 10 *neive quis ferto quo quis eorum*, *quoium eum agrum esse oportet*, *eum agrum habeat*, was ich wie bei Plautus erkläre, obgleich in der sonst verstümmelten Stelle Z. 8 *quoium* auf *eum* folgt und in der lex repet. Z. 5 geschrieben ist *quoius nomen delatum erit aut quoium nomen ex reis exemptum erit*, *seiquis eius nomen* usw. Charisius hat in sofern Recht, als der Genetiv verallgemeinernde Kraft zeigt, wie einst *eum quis volet magistratus multare liceto* gegenüber dem in unseren Gesetzen dafür angenommenen *quei volet.*

Ablativ des Singularis.

Bei der Bildung dieses Casus, der im Latein das Woher und Wohin, Womit und Wodurch ausdrückt in *Roma isto curru vi*, und überhaupt so verschieden nuancierte Verhältnisse, dass man ihn den parataktischen Casus κατ᾽ ἐξοχήν nennen möchte, der nicht die Unterordnung des betreffenden Nomen unter ein Verbum oder ein anderes Nomen sondern bloss die Unselbständigkeit und allgemeine Abhängigkeit desselben im Satzgefüge darstellt, war das charakteristische Element der Laut *t*, so wie bei der Genetivbildung das *s*-Zeichen. *t* ward im Italischen, welches sich durch Bewahrung des Ablativs vor dem Griechischen auszeichnet, zu *d* erweicht: oskisch *egmad sakaraklúd slaagid*, lateinisch *praidad pucnandod coventionid.* Während das Oskische dies ablativische *d* stets erhalten, hat das uns bekannte Umbrische es bereits gänzlich verloren, *tuta* gleich osk. *toutad*, *puplu* gleich lat. *poplod*, *kvesture*; im Latein verliert sich der schwach auslautende Consonant seit dem 6n Jahrh., den Anfängen der Litteratur. Die Duelliussäule vom J. 494, wie sie Quintilian auf dem Forum sah und das auf uns gekommene Fragment, gibt keinen Ablativ ohne *d*, ja ebenso noch der Erlass über die Bacchanalien vom J. 568 bis auf die am Schluss mit anderer Schrift nachgetragene Ortsangabe *in agro Teurano.* Die zu Anfang des 6n Jahrh. verfasste Scipionengrabschrift C. I. L. 1 n. 30 bietet *Gnaivod patre prognatus*, etwa gleichzeitig 181 *quaistores aire moltaticod dederont*, wodurch die Vermutung nahe gelegt wird dass der Schwund des *d* von den consonantischen Stämmen

Digitized by Google

und solchen Verbindungen mehrerer Ablative ausgieng. Auf den Urkunden des 7n Jahrh. ist *d* bis auf ein paar Beispicle erstarrter Ablative verschwunden; wenn in den Fasten von Amiternum nach dem J. 769 *eod die* zum 2 August geschrieben ist neben *eo die*, bei Boissieu inscr. de Lyon p. 477 *prod* für *pro*, so sind das mehr Schreibfehler als versprengte Archaismen. Nun mag man immerhin behaupten dass der Amtsstil sich durchweg länger im hergebrachten Geleise fortbewege, Dichter aber und Schriftsteller im einzelnen der Sprache ihrer Zeit vorauseilen, dies Facit bleibt dass im 6n Jahrh. die Bildung des Abl. mit *d* neben der jüngeren hergieng, und wenn Nävius Plautus Ennius nicht absonderlichen Grillen nachjagten, so müssen auch sie die ihren Zeitgenossen geläufige Form um so mehr angewandt haben, als die Auswahl unter mehr Endungen das oft gewaltsame Streben nach rhythmischer Gestaltung erleichterte und als sonst Dichter wenigstens die eine oder andere Stelle durch altertümliches Colorit zu heben suchen. Der Abstand ist wahrlich gross genug zwischen der Gesetzessprache und der Litteratur, wenn was im SC. Bac. Regel, bei dem zwei Jahre darauf gestorbenen Dichter nur noch Ausnahme ist, wenn dieser für gewöhnlich schon Elisionen der Ablativendung gestattet: *mágis quam scorto aut sáviis* und gar im letzten Fusse *most.* 1139 *abséntè te*: im übrigen aber muss man sich gewöhnen, wie überhaupt die Plautuskritik sich künftig hüten wird in sprachlichen Dingen durchgehende Gleichförmigkeit zu erzwingen, für plautinische Verse den Abl. *ingratod homine* neben *ingrato* vorauszusetzen, den bei Ablativen so haufigen Hiatus nicht erklären als hätte der plautinische Senar einen andern Bau als der terenzische, sondern daraus dass in jenen Versen die alte, eine Generation später erloschene Sprachform nachwirkt, wie ich mit Bezug auf einen ähnlichen Fall schon im litt. Centralblatt 1865 p. 1450 unter Vergleichung der homerischen Gedichte bemerkt habe. Natürlich gibt unser Text jenes *d* so wenig wie der aristarchische des Homer das Digamma, und kein besonnener Forscher wird z. B. in *adaequet most.* 30 eine Form *adaequed* anerkennen; natürlich bieten unsere Handschriften, wenn man die Composita *antideo* neben *anteo*, *antidhac* und *postidea* neben *antehac* und *postea* ausser Acht lässt, das *d* lediglich im Abl. der persönlichen Pronomina: denn in derjenigen Periode auf welche die allererste Redaction des Plautus zurückgeht, war zwar noch *sed* lebendig (in der tab. Bant. um 630) und gewis ebenso *ex med*, *abs ted*, aber *senatud poplicod legid* längst begraben. Ein Horaz konnte über die plautinischen numeri kein Urteil haben, weil die dabei vorausgesetzten sprachlichen Thatsachen dem Bewustsein seiner Zeit völlig entschwunden, der Mehrzahl nicht einmal bekannt waren. Bei Nävius und Ennius sind wenige Spuren der *d*-Form in der Ueberlieferung durch Grammatiker erhalten, *noctú Troiád exibant* im *b. Poen.* V. 8 für *Troiade* bei Servius, *álted élata petrisque ingentibus tecta* in den Annalen V. 366 statt *alte delata* bei Festus, *quodcum* ebenda 239 bei Gellius gleich *quocum*. Letzteres Beispiel, wo kein metrisches Bedürfnis vorliegt, müste rundweg für ein Versehen der Abschreiber erklärt werden, wenn man nicht noch fünfzig Jahre später im

Digitized by Google

Repetundengesetz läse Z. 13 *quei condemnatus siet quod circa eum in- senatum legei non liceat*, oder meint jemand im Ernste dass dies ein anderer Casus sei als in der l. Iulia munic. Z. 118 *quei condemnatus est quo circa eum in Italia esse non liceat*? Von plautinischen Stellen die hierher gehören seien einige angeführt, deren Zahl leicht vermehrt werden kann, *trin.* 540 *sués moriuntur anginá acérrume* gleich *anginad*, *glor.* 4 *praestríngat oculorum aciem in ácie hóstibus*, *Bacch.* 428 *ibi cursu luctándo hásta*, 941 *hoc ín equo insunt milites*, *Men.* 91 *suo arbitrátu ád fatim*, 563 *cum coróna ébrius*, 903 *vita évolvam sua*, *Stich.* 216 *sum famé emórtuos* statt *famed*, welche Schreibung ich wenigstens in der Arsis für die echt plautinische halte, *most.* 152 in Kretikern *disco hástis pila cúrsu ármis equo* wo das einstige *d inter duas vocales velut nota est ne ipsae coeant*, nicht minder *trin.* 726 *dormibo plácide in tabernaculō*. Der Hiatus wird so zu einem bedeutsamen Fingerzeig, *Men.* 526 *atque húc ut addas auri póndo únciam* oder 445 *plús trigínta ánnis natus ego sum*, denn ich zweifle nicht dass diese Zahlen, *septuaginta* usw. *duodequadragintá*, wie die Länge noch unter Augustus betont ward, ablativische Composita sind. Terenz hat keine *d*-Formen mehr, bloss *antehac* zweisilbig, und obwohl *prodambulare* von ihm so gut wie *prodesse* und *prodire* geschrieben werden konnte, so mag man doch *ad.* 766 *prodeámbulare huc lubitumst* ertragen, wenn die Textesquellen mit Donat übereinstimmen.

Die vocalischen Stämme bilden den Ablativ, indem sie an den gedehnten Vocal *d* anhängen. Also bei den *a*-Stämmen *de praidad*, *sententiad* (Hübners Index p. 603), im SC. Bac. *exstrad urbem* und *suprad scriptum est*, zu einem Beutestück des Marcellus Consuls im J. 543 *M. Claudius consol Hinnad cepit*, aber zu einem des Nobilior Consuls im J. 565 *M. Fulvius cos. Aetolia cepit,* wonach der Wechsel mitten in die Blütezeit des Plautus fällt, seitdem ohne *d catenā eximia infra Aenea*, danach archaisch und provinziell auch *cum schema* und *scholam cum aetoma* (Or. 6919); mit kurzem *a* erst beim Verfall aller Prosodie, *in tota venerabilis únctă popina*, welche Phrase der Versifex de Amphitryone 217 und mehrmals aus Horaz nahm, inschriftlich *cum pálmă relatus.* Bei den *o*-Stämmen *Benventod*, *in altod*, *in preivatod*, *meritod*; auf der Bronze von Bologna C. I. L. 1 n. 813 *Iunon*]*e Loucinai ..... astud facitud*, wie Mommsen meint, *die nefasto facito* imperativisch, wie Ritschl, *castu* oder *casto facto* im Particip, wahrscheinlich die Endung *ud* neben *od* wie im Oskischen *tanginud* und *aragetud* neben *tanginúd* und *Búvaianúd*; so *apud* von Wurzel *ap*, wofür Paulus Festi *apor* angibt, Scaligers Glossar aber *apo* παρά. Nach Schwund des *d Gnaeō occulto* usw., die Volkssprache des 6n Jahrh. war auf dem Wege die Länge des Auslauts zu zerstören: Plautus *Stich.* 2 *virŏ suó caruit* anapästisch, *Persa* 645 *bonŏ* und *Bacch.* 546 *málŏ*, Terenz *ad.* 198 *dómŏ me eripuit*, Plautus und Terenz *citō* neben dem üblichen *citŏ*, *merc.* 331 *quō modō* was zu *quŏmodŏ* abgeschliffen ward, *Bacch.* 75 *iócŏn adsimulem an serio*, wie *viden* und anderes; bei den Nomina restituierte die Kunstdichtung den langen Vocal. Bei den wenig zahlreichen *e*-Stämmen

Digitized by Google

ist kein Beispiel der *d*-Form erhalten: *perniciē avaritie*, in derselben Weise *fame*, *tabe labe sorde* bei Lucrez 1, 806. 5, 930. 6, 1271; für *specie* schreibt B *trin.* 840 *specia* nach der *a*-Declination wie *sua inmunditia* und *munditia Stich.* 747 und früher genanntes; trochäisch ist der Vers *Persa* 243 *fidĕ data* mit Verkürzung des vielgebrauchten Wortes, wie auch *glor.* 1369 *fidĕ nulla.* Im SC. Bac. *facilumed* lehrt dass *certe* wie *certo* und alle Adverbia auf *e* von den Adjectiven auf *us a um* ablativischen Ursprungs sind, indem die Sprache wie durch *pulcrad* und *pulcrod* die Genera des Nomen, so durch *pulcred* die adverbiale von den Nominalformen sonderte. Ablativisch ist auch das oskische Adverb *amprufid*, ob von einem *a*-Stamm wie lat. *improbed* umbr. *prufe* oder vielmehr von einem *i*-Stamm, steht dahin. Auch die Adverbialendung wird gekürzt theils durch häufigen Gebrauch wie *malĕ benĕ*, zum Theil unter metrischem Einfluss wie *prosperĕ* und *maxumĕ* in Anapästen des Plautus *Pseud.* 754 und *glor.* 1024, *supernĕ* bei Lucrez und Horaz. Nach der *u*-Declination *magistratud*, wofür im SC. Bac. vom Graveur *magistratuo* wie bei Plautus *Men.* 492 *mĕo absenti* und *merc.* 197 *mĕo iam* für *med* verschrieben ist. Dann *ū* in *a pecu*, *in statu*, *hac noctu*, *sub diu*, zum Zeichen des langen Vocals *pequlatuu* in der lex Cornelia de XX quaest.; mit verkürzter Endung alt *quód manŭ nequeunt*, Nävius *etiám qui res magnas manŭ saépe gessit gloriose. ex hac domu* Plautus *glor.* 126, feine Inschr. um Sullas Zeit C. I. L. 1 n. 1009 V. 21, Verrius zum 28 April, Inschr. bei Fabr. 135, 101. 146, 178. 210, 526; *humu* Varro, wo die *o*-Formen häufiger waren. Ständig wechseln *o* und *u* bei den Verbalsubstantiven, *pagei scitu* C. I. L. 1 n. 573 neben *plebei scito*, *sortitu* und *sortito*, *tortu* und *torto*, *opus est factu* und *facto*, *inconsultu* und *inconsulto*; die Bildung solcher Verbalia in diesem Casus hat die Sprache sehr geliebt, *in nutricatu*, *meo datu* und *adlegatu*, *tuo arcessitu*, *ex eo compressu*, *natu grandior* (aber nie so unsinnig *animus natu gravior ignoscentior* Ter. *hautont.* 645, was zunächst aus *natura*, *o vir*, verderbt ist), daher viele ausser dem Ablativ nicht vorkommen, wie die negativen *iniussu meo*; alle sog. Supina sind Accusative und Ablative, letztere mit Dativen verwirrt. Wo das classische Latein *u* fixiert hatte, schreiben doch Provinzialen *o*, *in fructo* in den berliner Monatsber. 1857 p. 521, *spirito* bei Boissieu p. 308.

Für die *i*-Stämme dürfen wir als alte Ablative *aved* und *avid* mit gedehntem Vocal voraussetzen. Den Verfasser der Duellius-Inschrift, welcher *navaled* wie *dictatored* aber zweimal *marid* und zwar mit verlängertem *i* schrieb, habe ich im Verdacht dass er ohne weitere Umstände die zu seiner Zeit üblichen Formen mit einem *d* versah (daher auch *praedad* wofür die wirklich alten Furius-Inschriften *praidad* bieten). *antedeo* steht bei Plautus *Bacch.* 1089, geläufiger war damals ohne Zweifel *antideo.* Wird die einreissende Verkürzung der Endung durch die Composita *antĭdhac* und *postĭdea* auch nicht vollkommen erwiesen, so lassen doch andere Analogien und der gleichzeitige Gebrauch von *antĕ* mit steter Kürze und *poste post* kaum Bedenken übrig. Es versteht sich dass die Kürze keineswegs bei allen Wörtern und bei demselben Wort nicht

Digitized by Google

ausschliesslich durchdrang; wie *avī* dem *avīd*, so entspricht *avĕ* das schon im 6n Jahrh. gefunden wird wohl älterem *avīd*; im tit. Scip. 33 *facilé facteis superases gloriam maiorum* sehe ich den langen Ablativ des *i*-Stammes, *proclivi* war im Gebrauch neben *proclivĕ*. Betrachten wir nun die consonantischen Grundformen, so zeigen diese in den echten Urkunden nur die Endung *id*, *airid* für wenig jüngeres *aire*, *coventionid*, [*no*]*minid*, und es kann nicht für wahrscheinlich gelten dass diese Endung aus einem besonderen, von Haus aus kurzen Suffix, ursprünglich *at*, entwickelt sei; vielmehr empfiehlt sich die Annahme dass die consonantischen Stämme im Latein das Ablativsuffix der *i*-Flexion erborgt haben, so dass die Quantität auch hier nicht erst auf Ersatzdehnung nach Abfall des *d* zurückgeführt zu werden braucht. Jedenfalls kam, als der Vocal in den Auslaut trat, langes *e* und *i* auch consonantischen, kurzes *e* (denn auslautendes kurzes *i* widerstrebte dem Römer) auch *i*-Stämmen zu. Im tit. Scip. 30 *Gnaivód patré prognatus*, bei Nävius *b. Poen.* 3 *órdiné ponúntur*, bei Plautus nicht bloss *glor.* 707 *meá bona mea morté cognatis dicam*, *inter eos partiam*, *ei apud me erunt*, *me curabunt*, 720 *sin forté fuisset febris*, *Men.* 478 *dé parté mea* (wo die Hss. zwischen *parte* und *parti* schwanken, ein ziemlich gleichgiltiger Umstand, da die Entscheidung in der Länge oder Kürze des Vocals liegt, weshalb z. B. *glor.* 262 der handschriftliche Ablativ *sermóni* kaum der Anführung werth ist), *Cas.* 2, 7, 5 *sorti sum victus*, *trin.* 714 *síne dotei neque tu hinc abituru's* (vgl. 605), *capt.* 914 *tótum cum carní carnarium*, sondern ebenso auch *Stich.* 71 *grátiam a patré si petimus*, *most.* 256 *múlieri memorarier*, *capt.* 807 *quí alunt furfurí sues*, *Bacch.* 628 *múlta mala mi in pectoré nunc*, *Persa* 41 *nam tú aquam a pumicé nunc postulas*, um andere mehr zweifelhafte Stellen aus dem Spiel zu lassen wie *glor.* 699 *mé uxoré prohibent mihi quae huius similes sermones serat* oder 932 *a tua úxoré mihi datum esse eamque illum deperire*, an deren ersterer die Schreibung *med* möglich, an deren letzterer *a tuád uxore mihi datum esse* sogar wahrscheinlich ist. Auch Terenz hätte sich Betonungen wie *hec.* 531 *témporé suo*, *ad.* 346 *pro vírginé dari*, *hautont.* 216 *ex suá lubidiné moderantur* nicht erlaubt, wenn nicht noch damals die Länge der Endsilbe Spuren hinterlassen hätte. Ennius wenigstens *ann.* 420 *súb monté*. Die Schreibweise *ei* als Mittel zwischen langem *e* und *i* ist auf Inschriften selten (Hübners Index p. 603), *quei núnquam victus est virtutei* im tit. Scip. 34 um das J. 600, *proxuma faenisicei* wie *proxuma aestate* und *ab fontei* neben *ab fonte* in der tab. Gen. vom J. 637, *partei* und *omnei* noch unter Cäsar, *annalei* Varro laut Charisius Zeugnis p. 120, 28; in den Hss. der Autoren deuten vielleicht Corruptelen wie *innabellippam* auf *in navei lippam*. Wo *i* im Auslaut steht, bezeichnet es gewis langen Vocal, während im Inlaute wie *ab eo heredīve eius* oder *hereditati deditionive obvenit* in der l. agr. vielleicht nur euphonische Umgestaltung von *heredĕve* und *deditioneve* obwaltet, wie *benevolentia* und *bĕnivolentia* gesprochen ward; in vulgären Hexametern freilich auch *tam símplicī vita* Or. 7386. *sorti* wahren die l. repet. und die l. agr. beide, die erste hat *parti* neben *parte* Z. 65, *de sanctioni* Z. 56 neben *dicione*

Digitized by Google

contione, die l. Iulia munic. *pro portioni* Z. 39 und *corpori* Z. 122, einzelne alte Inschriften *silici nomini marmori* wie nach der Republik noch *pietati* (Fabr. 5, 26). Bei Lucrez *parti* 1, 1111. 3, 611. 4, 515 und *morti* 6, 1232 wie *imbri*. Sonst endigen seit dem Ende des 6n Jahrh. die Substantiva welche im Nom. Sing. consonantischen Stamm zeigen, regelmässig auf kurzes *e*, *lege urbe Ope potestate monte necesitudine consule honore corpore*. Nicht anders die meisten Nomina der *i*-Declination, *aede colle orbe mense veste*, ein paar schliessen *e* aus, *vi siti tussi*, wenige ziehen in der classischen Zeit *i* vor, *igni*, griechische Wörter wie *basi* und Neutra wie *mari* und *vectigali* (aber *marĕ* sicher bei Varro vom Atax und Lucrez 1, 161, *vectigale* wie *natale* Inschr. I. R. N. 4869). Ablative wie *cónclaví* und *cúm vectí*, wo die Arsis den langen Vocal garantiert, trifft man bei den alten Dramatikern nur ganz vereinzelt, schwerlich durch Zufall, da *próclivi parí leni triplici cápitali clémenti* zum Theil wiederholt sich finden, *glor*. 752 *prolétarí sermone* für *proletario*, wofern es nicht richtiger als Genetiv zu *proletarius* gefasst wird, *Bacch*. 928 *millé cum número navium* gleich *milli* ähnlich dem griechischen ϲὺν χιλίᾳ ἵππῳ, wie das Neutrum noch bei Lucilius declinjert ward *milli nummum uno*. Beispiele in der Thesis wie *ósse fíni*, *cívi femina*, *fústi pectito* und die der Prosa unterliegen keinem Einwand, entbehren aber auch der zureichenden Beweiskraft. Lucrez schwankt zwischen *finique locet se* und *fíne patere*, *a fíne profectum*; *classi* wie Vergil und *posti* wie Ovid schrieb, waren nicht mehr die gewöhnlichen Formen ihrer Zeit. Die Regeln Cäsars und anderer Grammatiker, dass die weiblichen Nomina welche den Acc. auf *im* und die ungeschlechtigen welche den Nom. auf *e al ar* haben, den Abl. auf *i*, die welche im Nom. und Gen. Sing. übereinstimmen, den Abl. auf *i* und *e* bilden sollten, wurden vom Sprachgebrauch vielfach durchbrochen; Inschriften um das J. 800 d. St. schreiben *a turre* (Or. 5514. 5417. 5419), die Dichter wählen *puppe*, auch die Theorie muste *igne* anerkennen. Bei den Adjectiven, an die sich die genannten Neutra eng anschliessen, bekam die *i*-Form den Vorzug, *in agro Genuati* im J. 637, *fatali igne* um das J. 700, Augustus im J. 767 *grandi consulari penetrali servili* wie ausserdem nur *mari*, Claudius im J. 801 *inopi Tarquiniensi consulari provinciali decemvirali civili* aber *difficiliore*. Bei Lucrez *inopi memori diti hebeti ancipiti vementi consorti duplici sagaci*. Ausnahmen fehlen nicht, *pernicĕ chorea* 2, 635 neben *saltú pernicē tollere corpus* 5, 559, bei Ovid *specié caeleste resumpta*, in Prosa bei Cicero verbürgtermaassen *aliquo excellente ac nobile viro*, C. I. L. 1 n. 1429 *nomine servile*. Die lex agr. schreibt *vetere*, eine africanische Inschrift (Renier 4070) *domo sua veteri*. Bei den Comparativen ist *maiori* heutzutage nicht nachzuweisen vor Lucan und den Dichtern welche Priscian 7 § 69 nennt, denn die republicanischen Inschriften und das augusteische Zeitalter kennen lediglich *maiore priore*; aber dass *maiorid* auch zu *maiorī* ward, ist an sich glaublich und wird von Plinius bestätigt, der in den 'Handschriften und sämmtlichen Fasten' *a Fulvio Nobiliori* las, wohl in Urkunden des 6n und 7n Jahrhunderts; auf späteren Inschriften *ampliori titulo* (Maffei mus. Veron. 147, 2) und

Digitized by Google

ähnliches. Bei den Participialbildungen auf *nt* sind von Alters her *i* und *e* gebräuchlich: auf der tab. Gen. *in re praesente*, aber in der l. agraria *pequnia praesenti* wie Plautus *Men.* 1159 *praésenti pecunia* und Terenz *Phorm.* 957 *animó virili praesentique*, in der lex Iulia munic. Z. 56 *ubi continenti habitabitur* nach Z. 20 *ubei continente habitabitur*; für Horaz hat Bentley zu *carm.* 1, 25, 17 die Untersuchung in gehöriger Weise geführt, wonach unter etwa 60 Beispielen nur éinmal (2, 19, 5 *euoe recenti mens trepidat metu*) *i* durch den Vers gefordert wird, in allen übrigen *e* entweder notwendig oder zulässig ist. Die letztere Form hatte sich beim Ablativus absolutus festgesetzt und Verrius forderte sie schlechthin; Plinius macht subtile Distinctionen, *a prudente* nemlich *ab homine* aber *a prudenti consilio*, wie auch sonst ähnliche, *Iuvenale* aber *iuvenali in corpore*, mit besonderer Klügelei *ab hoc forte oratore* wenn man den Cicero dabei nennt, aber *ab hoc forti viro* wenn es eine mehr generelle Bemerkung ist; einfacher spricht Servius jenen Worten, wo sie als Participia und Adjectiva stehen, *i* und *e* zu, *ardenti* und *ardente*, wo als Substantiva, bloss *e* wie *tridente.* Die Vorschrift des Verrius (Charisius p. 126, 9) lässt erkennen dass der damalige Usus dergleichen Unterscheidungen noch nicht genehmigt hatte; die Fasten schreiben *in colle Quirinale* jedesmal und das Volk *lanius de colle Viminale*; dass hier die Endung abgeschliffen ward und nicht ebenso in *veste triumphali*, hieng von der Gangbarkeit jener Wörter im Leben ab, nicht von der grammatischen Qualität. Statt des kurzen *e* wird *ae* geschrieben schon im J. 136 n. Ch., *iniquitatae* im Beschluss eines Collegium von Lanuvium Or. 6086 Col. 2.

Beim persönlichen Pronomen *med haud invita* und *abs ted auferat* plautinisch, dann *me* und *te* wie *se* aus *sed.* Die *seditio* ist in der Auffassung des Staates das Gegenstück der *comitia*; die Identität des pronominalen Ablativs mit der Präposition in *sēvoco sēorsum* und der Partikel *sed set* kann nicht wohl bestritten werden, da der Stufengang dieser Entwickelung leicht erhellt; die Partikel gleicht unserm 'allein'. *sed fraude* oder *frude sua* geben die l. repet. und die l. agr., diese daneben *se dulo malo*, die l. Rubria *se sponsione*, Deutlichkeit der Sprache führte zur Anhängung des negativen *ne*, *seine sufragio* in der l. repet. neben der üblichen Verkürzung *sĭne malo pequlatu.* — Bei den geschlechtigen Pronomina Fem. *qua* Masc. Neutr. *quo*, *hace* oder minder oft auf republicanischen Inschriften *hac* und *hoc*, wofür nur éinmal C. I. L. 1 n. 1291 *ex hoce loco* steht, ohne das Affix *hodie* aus *hoddie*, daher mit Länge der ersten Silbe wiederholt bei Plautus, z. B. *most.* 174 *donábo ego hódie áliqui*, regelmässig verkürzt *hŏdie* wie *quŏmodo*, ebenso *ista*, *istacine causa*, und *isto*, *istocine pacto.* Die adverbiale Function 'hierher' ward von der nominalen unter den Kaisern gesondert durch den Umlaut zu *huc istuc illuc*, alt *hoc veniundum est tibi* und *hoc mansum veni*, noch in Claudius Rede *illoc potius revertar*, auch in Hss. nicht immer verwischt, wie bei Plancus *exercitum hoc traiciendum cures* und bei Cicero. *ea* und *eo*, im SC. Bac. *quei arvorsum ead fecisent quam suprad scriptum est* wie *antea praeterhac postilla quapropter* u. a., *eadem* dreisilbig bei

Digitized by Google

Pl. *Bacch.* 60, zweisilbig ebenda 49 und mit volkstümlicher Licenz sogar bei augusteischen Dichtern.

Dativ des Singularis.

Auf diphthongisches *ai*, welches ursprünglich den Charakter des Dativs ausmacht, weist noch die Länge des *i* zurück, welches im Dativ der *a*- *e*- und *o*-Declination an den Stamm tritt, der Stammvocal wird davor gedehnt. Also Dat. *Romai* in drei Längen zu einer Zeit wo der Gen. wohl durchgängig noch *Romas* war, *terrái frugiferái* als Dativ ausdrücklich bezeugt bei Ennius *ann.* 479, auch *Menervai* und *Loucinai* auf Inschriften des 5n Jahrh. (C. I. L. 1 n. 191 u. 813) können viersilbig sein. Das *i* in *Római* verklingt wie im griechischen θεᾶι und fällt ganz ab in etwa 10 Beispielen gegen das 6e Jahrh. hin (Hübners Index p. 603): *Feronia Sta. Tetio dede*, *matre Matuta dono dedro*, *Iunone Loucina Tuscolana sacra.* Anderntheils ward *Romai* in zwei Silben zusammengedrängt und gieng so vom Genetiv und Locativ nicht mehr unterscheidbar in *Romae* über, wie oskisch *Fluusai* (lat. *Florae*). Diese Contraction muss im 6n Jahrh. vollkommen obgesiegt haben, weil Dihärese der Endung ausser dem Ennius-Vers nicht mehr begegnet, auch wo *ai* geschrieben ist wie *et meaí vitae* Pl. *trin.* 822. Die amtlichen Urkunden vom 7n Jahrh. ab bieten *ai* zwar noch im Gen. das eine oder andere Mal aber im Dativ nirgends; dazu passt dass Nigidius um den Gen. und Dat. graphisch zu scheiden *huius terrai* aber *huic terrae* aufstellte (Gellius 13, 26). Einige freilich schrieben *ai* im Singular *cum in dativum vel genetivum casum incidissent* (Quintil. 1, 7, 18), so in der Republik *Vergilius Rufus Vergiliai Hilarai* und *Dexsonia Clemio sibi et Philemae suae amantissumai*, in den Fasten von Allifae vor dem J. 725 zum 30 Juli *Fortunai*, im elogium 24 *curai sibi habuit*, und da wieder andere *ai* überall wie die Griechen setzten, Kaiser Claudius z. B. *Antoniai Augustai matri* und seine Freigelassenen *cullibertai suai Claudiai Genesini*, so gieng diese Schreibweise auch im Dativ nie ganz aus. Wie alt die Contraction von *ai* ist, geht am besten daraus hervor, dass um dieselbe Zeit wo der Dat. auf *a* ausgieng, statt jenes Diphthonges bereits einfaches *e* angetroffen wird, C. I. L. 1 n. 168 *donu dat Diane*, 183 *Victorie dono dedet* im Picenter- und Marsergebiet, also in der Nähe des Umbrischen das keinen andern Dativ der *a*-Stämme mehr kennt als *tute Ikuvine*, aber auch in Tusculum n. 64 *Fourio de praidad Fortune dedet.* Diese Trübung von *ae* mag im Volksmund fortbestanden haben, ehe sie etwa gegen Ende der Republik wieder in der Schrift auftritt bei Plebejern ,*L. Cornelius L. f. Sula sibi et Amande* (solche Namenbildung war aus sichern Gründen erst viel später möglich als *Ampliata* und selbst *Dirutia*), dann in der Kaiserzeit quantitativ durch die Zahl der Beispiele und qualitativ durch das Eindringen in die höheren Schichten zunimmt, endlich selbst in officiellen Documenten, *Vlpie Severine Aug. coniugi Aureliani* Or. 5552, mithin allgemeine Geltung erlangt. Aber Dative wie *Nice Arche Agathé* schliessen sich an die griechische Form Νίκῃ an, das römische Volk zog Stammes-

Digitized by Google

erweiterung mit *n* vor, *Apateni Callitycheni Agathaeni* wie *Helpini Zoini* für *Helpi Helpidi* oder *Chrysarioni* und *iuveni margaritioni* (Fabr. 44, 253) für *Chrysario*, wo *n* schon vorhergieng, und sonst bisweilen die mit *t*, *Hedoneti Cyriaceti*, ganz ausnahmsweise *Hedonëi* wie *Spei*, indem der Jargon lieber auch beim lateinischen Worte *Speni* bildete. Die Schwächung von *ae* zu *e* machte schliesslich Verse möglich wie I. R. N. 7017 *hoc pater infelix posuit piĕ natĕ merenti.*

Bei den *e*-Stämmen *faciei* mit ionischer Messung, *plénus fidéi* Ennius *ann.* 342 und nachmals wieder Paulinus Petricordius (L. Müller metr. poet. lat. p. 248), während die classische Zeit ausser nach *i* Kürzung des Stammvocals eintreten liess, *fidĕi*, Plautus *pósiquam ei réi operám damus* und in Bakcheen *amórin me an réi opsequi potius pár sit*, wo *amórine me án rei* mit Elision dieses Wörtchens entschieden schlechter. Die vollen Formen wie *diei* erhielten sich und wurden seit Cäsar, vielleicht auch auf dessen Empfehlung hin, zur Regel gestempelt; Augustus im mon. Ancyr. schreibt Dat. *plebei* Gen. *plebis*, die stete Länge des *i* wird öfter durch Verlängerung bezeichnet, *SpeI* in den Kalendarien neben *Spei.* Aber im alten *fidēi* verklingt auch das *i* wie in φυγῇι und schwindet ganz gegen das 6e Jahrh. hin, *Fide* der Göttin C. I. L. 1 n. 170, *mandatùs est fide ét fiduciae* Pl. *trin.* 117 nach B, während die anderen Hss. *fidei* substituieren wie 128 und 142, *tuae re* und *ei re* ebenda 635 und 757, *huíc ego dié nomen Trinummo facio* ebd. 843 (womit wenigstens die Tradition solcher Dative von Alters her bewiesen wird, denn Plautus liess den Sykophanten mit dem nötigen Gestus sprechen *huice hodie*), *Pseud.* 126 *pubé praesenti*, was Festus p. 253 als Ablativ verstand, *tuae mandó fide* im Versschluss Ter. *Andr.* 296, *facie* bei Lucilius, *commissa fide* Horaz *sat.* 1, 3, 95, ähnliches in Hss. des Sallust und Livius, *Claudiae Spe* Inschrift bei Gori 1, 371, 122: *in casu dandi qui purissime locuti sunt non faciei sed facie dixerunt* sagt der Archaist Gellius (9, 14, 21). Durch Contraction entstand zweisilbiges *fidei*, einsilbiges *rei*, so meist bei den Scenikern in Verbindungen wie *eí rei operám dabo*, *ei rei óperam dare*, *ei rei fundus*, *ei rei árgumenta*, wenn man nicht gegen die hsl. Ueberlieferung überall den Diphthong abändern will. Aber es ist klar dass aus diesem Mischlaut die ferner bezeugte Endung des Dativs auf blosses *i* hervorgieng, *facii* lasen nach Gellius manche für *facie* bei Lucilius, und bei Pl. *merc.* 13 Servius *Nocti aut Dii*, während die Hss. den Abl. *noctu aut die* darbieten, Dat. *fami Stich.* 158 kann demnach auch hierher gezogen werden. Oskisch in der Weihinschrift von Agnone Dat. *Kerrii* und *Kerri* vom *e*-Stamm, der im lat. *Ceres* mit *s* vermehrt und weiblich begrenzt erscheint wie *diei* und *die.*

Bei den *o*-Stämmen einst *agroi*, welche Schreibung Marius Victorinus p. 2458 P. noch kennt *ex libris antiquis foederum et legum*, *etiamsi ex frequenti transcriptione aliquid mutarunt*; p. 2463 erwähnt er speciell *populoi Romanoi*, und so konnte vielleicht noch Ennius einen Vers schliessen, aber dass dieser *ann.* 129 *Mettói Fubettói* nicht schrieb, folgt aus Quintilians Angabe, der *duos in uno nomine soloecismos* exemplificieren will, und aus dessen Handschriften die auf *Métti Fúfetioeo* weisen;

Digitized by Google

seltsam aber sind Victorins weitere Belege p. 2469 *non solum ex libris veteribus sed etiam ex peritorum quorundam scriptionibus ut cameloi caproi*, im besten Falle Paradigmen eines unterrichteten Grammatikers, da diese Dativform abgestorben war als die Römer mit dem Kamel bekannt wurden. Das *i* von *agroi* schwindet wie in ἀγρῷι; indem das Latein *agrō* als einzige Form seit dem 6n Jahrhundert anerkennt, verfolgte es hier den bei der *a*- und *e*-Declination nur vorübergehend und halb eingeschlagenen Weg mit Consequenz. Das Oskische vereinigte Stamm- und Casusvocal im Dativ *húrtúi* oder *Abellanúi* zum Diphthongen *oe* der im Umbrischen schon überall zu *e* und *i* gesunken ist, Dativ *kapre* und *kapri*. Verkürzung bei Plautus, wenn auch in Anapästen *Men.* 602 *virŏ mé malŏ mále nuptam* setzt völligen Untergang des alten Suffixes voraus.

Consonantische und *i*-Stämme bilden den Dativ im Italischen gleich, bei beiden ist im Latein Dativ- und Locativ-Endung dieselbe. Es fragt sich daher ob *matrē* ein echter Dativ ist mit dem Suffix *ai* wie die gleiche Form im Sanskrit, sodass bei den Grundformen auf *i* dieser Vocal im folgenden *e*, *i* aufgegangen, oder ob *avē* locativischen Ursprungs ist wie im Griechischen bei Homer πόληι πτόλει πτόλι, sodass die consonantischen Stämme sich der *i*-Flexion anschliessen (Schleicher vergl. Gramm. 2, 461). Das Latein bildet diesen Dativ auf *e* wie das Umbrische, regelmässig zu der Zeit wo der Ablativ noch *d* hat, namentlich in den Dedicationen des pisaurischen Hains die schwerlich über das Ende des 5n Jahrh. hinausgehen, *Iunone Salute matre*, sonst *patre Marte Diove Iove Victore Hercule* (Hübners Index p. 603). Quintilian las auf alten Werken und berühmten Tempeln Roms Inschriften wie *Diove Victore*, *non Diovi* (1, 4, 17), vermutlich auf dem Quirinal von dem uns noch gleiche Weihinschriften erhalten sind (C. I. L. 1 n. 638). Für Plautus will natürlich handschriftliches *e* statt *i* wie *glor.* 1020 *sérmoné* wenig bedeuten, mehr Varianten wie *merc.* 521 *bona — fruge* in A neben *bonam hercle te et frugi* in den anderen Hss., indem das echte *fruge* auf den Gedanken des Ablativs und so zur Correctur in der einen Recension führte; *uxsor fruge bona pudica* C. I. L. 1 n. 1072, *bona proba frugei* 1256 statt des gewöhnlichen *frugi*, bei Plautus *próbus est et frugi bonae*, aber auch schon *cúm frugi hominibus*. In den Gesetzen der Gracchenzeit ist *quoi is ager vetere prove vetere possesore datus* l. agr. Z. 17 für Dat. *veteri* eine einzelne leicht erklärbare Ausnahme; *emptori*] *pro curatoreve eius heredive reddito* dort Z. 69 eine syntaktische und nicht formale Anomalie. Einige Titel und Wendungen des alten Curialstils bewahrten das *e*, *ubei ioure deicundo praesse solent* in der l. repet. Z. 31, so noch bei Livius 42, 28, 6 *duae provinciae praetoriae iure Romae dicendo*, bei demselben 31, 13, 5 *solvendo aere alieno*, unter Domitian auf der Bronze von Malaga *qui iure dicundo praesit*, der Name der Münzmeister bei Cicero *IIIviri auro aere argento* nemlich *flando feriundo*. Die von der Urbanität verworfene Form gieng darum im Volk noch nicht unter; dies schreibt wie im 7n Jahrh. Dat. *Vrsio Pilemone* und *Iunio lictore* so über die Republik hinaus den Dativ gleich dem Ablativ, *coniuge* (Fabr. 267, 113) und anderes bei Struve p. 28. Der grosse Haufen sicherlich, wahrscheinlich auch Cicero

Digitized by Google

und Livius wusten nichts mehr von verschiedener Quantität des Dat. *aerē* und Abl. *aerĕ*; ein Pentameter lautet I. R. N. 6057 *casta pudica pudens coniugĕ cara suo.* Dagegen war es eine falsche Vorstellung Scaligers und Burmans (zu Properz p. 594) vom Lesepublicum der augusteischen Zeit, wenn sie diesem zumuteten in Versen wie *limine formosos intulit illa pedes* oder *nec facies impar nobilitate fuit* Dative zu erkennen. Während der Ablativ im 6n Jahrh. schnell aus *patrid* durch *patrē* in *patrĕ* übergieng und auch bei vielen *i*-Stämmen den langen Vocal mit *ĕ* vertauschte, ohne dem diphthongisierenden *ei* irgend erheblichen Spielraum zu verstatten, fand im Dativ *ei* für *ē* sehr häufige und dauernde Anwendung, *patrei Diovei voluptatei* wie die oskischen Dat. *paterei Diúvei Herentatei.* Schon auf einem Stein des pisaurischen Hains *Apolenei*, auf dem zweiten tit. Scip. 30 zu Anfang des 6n Jahrh. *forma virtutei parisuma*, bei Plautus z. B. *Persa* 624 *Lucridei* und öfter in handschriftlichen Corruptelen verborgen wie *Bacch.* 1060 *ut solvam militei* in *militem*, auf den Inschriften besonders seit den Gracchen *iudicei leegei fraudei Mavortei Felicitatei praeconei captionei uxorei maiorei operei Iovei Hercolei* oder *Herculei* vorwiegend vor Formen wie *heredi parieti praetori ceivi.* Darauf kann Lucilius eingewirkt haben, dessen Vorschrift bei Quintilian 1, 7, 15 *mendaci Furique*, *addes e cum dare furei iusseris* ich so verstehe dass *mendaci* Gen. Sing. von *mendacium*, *mendacei* Dat. Sing. zu *mendax* sein sollte; die Aenderung Lachmanns (zu Lucr. p. 245), wonach umgekehrt einfaches *i* im Dativ dieser Worte befohlen wäre, bedünkt mich im Hinblick auf die inschriftliche Praxis nach Lucilius wenig glaublich. Noch die lex Iulia munic. schreibt *urbei heredei redemptorei*, obgleich die Grammatiker der cäsarischen Zeit diese Endung in die Acht erklärt haben müssen. Seitdem herscht *i* allein, nur ein Plebejer konnte nach Properzens Tod *merentei* schreiben (Gori 1, 420, 274). Interessant für die Beobachtung des Uebergangs sind C. I. L. 1 n. 638 *Diovei Victore* aus der zweiten Hälfte des 6n, 1110 *Q. Caecilius leibertus Iunone Seispitei matri reginae* des 7n Jahrh. Soll die Schreibung *Opiꟾ* in den Fasti Vallenses vor dem J. 767 zum 25 Aug. das *i pingue* ausdrücken? Wie jedes auslautende *i* so ward auch das des Dativs vom Volk verkürzt, *inimica neminĭ vixit* (I. R. N. 3169), *pellicĭ nascentĭ* u. a.

Die *u*-Stämme folgen den consonantischen, *senatuei* im SC. de Tiburtibus aus der Zeit des Bundesgenossenkriegs, meist *senatui.* Bei Plautus öfters im Versende *despicátui*, *frustrátui*, *Epid.* 3, 4, 83 *pérdam potius quam sinam me inpúne inrisum esse*, *habitum depeculátui*, *mei sic data esse verba praesenti palam*, obwohl die Hss. *depeculatum eis sic* geben, wie auch *glor.* 740 *sumptum* oder *sumtu* wo das Metrum die contrahierte Form abweist. Varro und Nigidius billigten *senatui fluctui domui* dem Gen. *domuis* entsprechend nach Gellius 4, 16, Sallust schreibt *scelerum ostentui esse* und *signa ostentui credere*, unter Augustus das elogium 29 *exercitui*, *domui* mehrere Inschriften z. B. eine lyoner bei Boissieu p. 494 und für den Locativ *peregri potius quam domui suae vita privatus* eine numidische Or. 7389. Neben dieser unter den Kaisern gewöhnlichen Bildung steht eine andere in classischer Zeit noch üblichere,

Digitized by Google

senatū durch den gedehnten Stammesauslaut äusserlich den Dativen *Matuta Fide populo* ähnlich, aber durch Zusammenziehung der Vocale *ui* entstanden, wobei der dumpfere den helleren verschlang, wie umbrisch *trifo* älter *trifu* (lat. *tribu*). Plautus *Pseud.* 305 und 306 *eho an paénitet te quanto hic fuerit usui?* :: *nón est ussu quisquam amator nisi qui perpetuò datat*, Terenz *vestitu neglectu*, Lucilius *anu victu*, Lucrez *visu usu*, Sallust *luxu exercitu*, Vergil *metu concubitu aspectu* worin Priscian 7 § 88 Ablative, mithin lediglich dichterische Licenz sah. Cäsar bot *dominatu casu* dar und verordnete *de analogia* diese Endung, deren sich auch Augustus, Livius und Tacitus bedienten; noch auf späteren Inschriften *socru* (Gruter 895, 4) und *consessu deorum* (Neigebaur Dacien 126, 11). Ebenso bei den Neutra, z. B. *laevo cornu praerat* und *dextro cornu praepositus* bei Livius 42, 58 und zwar so regelmässig dass die nachhadrianischen Grammatiker dieselben als Monoptota auf *u* im Singular behandeln, doch Martianus bezeugt dass *genui* und *cornui* von anderen gebildet werde. Dass im Supinum auf *u* Dativ und Ablativ zusammengeflossen sind, zeigt schlagend Pl. *Bacch.* 62 *istaec lepida sunt memoratui*; seinem Ursprung nach wird *facile intellectu* gewis natürlicher auf den Dativ als auf den Ablativ zurückgeführt, aber die Alten verloren das lebendige Gefühl für die dativische Bedeutung, da in der ausgebildeten Sprache die vollere Dativform des Verbalsubstantivs höchst selten auftritt, *esui iucunda* gegenüber *formidulosa essu*, wie in manchen Constructionen jenes Supinum der Casusbegriff überhaupt verwischt ist. Wechsel der *o*- und *u*-Declination in *tertia spolia Ianui Quirino* aus Numas Gesetz bei Festus p. 187, wie *ab Ianu* Or. 6983 von dem *u*-Stamme der dem Monatsnamen *Ianuarius* zu Grunde liegt, und in *praestu* welches Cassiodorius p. 2290 den *antiqui* beilegt wie Or. 6097 *qui sacris publicis praestu sunt*; der Härte wegen ward *laurui* nicht gebraucht, aber *pinu* und *pino*.

Beim Personalpronomen *mihe* C. I. L. 1 n. 1049 wie umbr. *mehe*, *tibe* 33 wie umbr. *tefe*, *sibe* bei vielen, auch bei Livius, wie Quintilian 1, 7, 24 von Pedianus lernte, der *e* gewis kürzte. Die ursprüngliche Länge erhellt aus der häufigen Schreibung *mihei tibei sibei* (ausnahmsweise und rustik *seibi* n. 1223); schon bei Plautus schwankt nicht bloss die Quantität sondern wiegt die Verkürzung der Endung weitaus vor, sogar im Versschluss *trin.* 642 *tibi tui.* Die Länge wird in der Schrift auch bei veränderter Quantität noch fortgeführt, *dé decuma Victor tibeĭ Lucius Mummius donum* nach dem J. 608 und *út sibeĭ me esse creatum laétentur* nach dem J. 615. Die Mittelzeitigkeit in *mihī tibi sibi* ward durch die Kunstdichtung anerkannt. *mihei*, *mihi* wird zusammengezogen in *mei*, *mi*; von Plautus bis auf Cicero ist *mei* in Handschriften nicht selten; dass es einst noch öfter geschrieben war als heute, kann man aus Verschreibungen wie *mihi honoris* statt des Gen. *mei* im *glor.* 620 folgern; Nigidius trennte graphisch Gen. *mi* und Dat. *mei* (Gellius 13, 26). *mi* steht bei älteren Dichtern aller Art (Ritschl prol. trin. p. 291 und 347), in Horazens Satiren und im leichteren Stil wie in den Gesprächen bei Petronius, *mi et meis* I. R. N. 6410, auch zweimal Inschr. im bull.

Digitized by Google

dell' inst. arch. 1862 p. 82. Festus Notiz *me pro mihi dicebant antiqui, ut Ennius 'si quid me fuerit humanitus' et Lucilius 'quae res me impendet'* muss entweder syntaktisch verstanden werden, und solche Dummheiten sind im Geschmack des Nonius, oder wenn er eine aus *mihe* erwachsene Form meint, für schlecht bewiesen gelten. *michi* wie *nichil* u. a. schon auf Inschriften des 4n oder 5n Jahrh. nach Christus, z. B. in Maffeis mus. Veron. 312, 2. Es ist handgreiflich dass diese Pronominaldative *mihe tibe*, denen im Sanskrit *máhjam* und *túbhjam*, dorisch ἐμίν und homerisch τεΐν entsprechen, und *sibe* von Grundformen *mi ti si* mit demselben Suffix gebildet sind, welches in *ube* (I. R. N. 5607) *ubei* (meist auf den alten Inschr.) *ubi* (vgl *si-cubi ali-cubi*) und *ibi*, in *utrobique* und *aliubi* locativisch verwandt ward; desgleichen im Umbrischen *pufe* und *ife* wie *tefe*. Auch hier geht die Mittelzeitigkeit durch, *néc remorantur ibī*, aber im Volksmund *ibĭ*, nur im Inlaut hielt sich die Länge des Suffixes, *ubīque* ohne Ausnahme und *ibīdem* seit Fixierung der Prosodie (Plautus *trin.* 412 *ibĭdem una traho* und *Bacch.* 756 *átque ibīdem ubi núnc sunt lecti* nach Belieben). Die labiale Aspirata des Suffixes gieng bei der ersten Person in blosses *h* über, das keine Scheidewand zwischen zwei Vocalen bildet, bei der zweiten und dritten in *b*. Aber wer auf die Aussprache der letzteren Formen im 6n Jahrh. achtet, muss gestehen dass das Latein einst auf dem besten Wege gewesen ist auch hier den dichteren Anlaut des Suffixes durch den blossen Hauch zu ersetzen, italisches *tebhe* gewissermaassen in *tihe ti*, dem dorischen τίν gleich wie *mi* dem ἐμίν, zu verwandeln. Trotz der Schreibung *tibi* und *sibi* werden die Wörtchen im Altlateinischen ganz wie einsilbige behandelt: im Saturnier der Scipionengrabschrift 33 *quibus sei in longá licuiset tibe utiér vita*, die einzig natürliche Cäsur und Messung, sodass *tibe* gerade wie *mihe* mit dem folgenden langen Vocal zusammenfliesst, Pl. *Bacch.* 491 *sátin ut quem tu habeas fidélem tíbi aut cui credas nescias*, Ter. *hautont.* 176 *núntió tibi hic ádfuturam*, meist allerdings bei den Scenikern nur noch vor einem nicht von Natur sondern durch Position gedehnten Vocal, *Bacch.* 887 *si tíbi est machaéra*, *glor.* 570 *ignóscam tíbi istuc. : : át tibi di faciant bene* (im Palimpsest *ti istuc* mit übergeschriebenem *bi*), 623 *eám pudet me tíbi in senecta*, 888 *ea síbi inmortális memoriast meminisse et sempiterna*, *trin.* 709 *quíd tibi intérpellatio aut*, *merc.* 971 *tibi ergo dícit*, *Stich.* 741 *sí tibi ambo áccepti sumus*, *Persa* 394 *dabúntur dotis tíbi inde sescenti logei*, *Andr.* 378 *síbi esse*, *Phorm.* 439 *dicám tibi inpingam*, 557 *ést tibi argénti*, zum Theil vor Silben deren Positionslosigkeit sonst unerweislich ist; danach kann man sogar *glor.* 686 die Ueberlieferung *quaé mihi numquam hoc dicat: eme*, *mi vír*, *lanam ŭnde tibi pállium* in Schutz nehmen, so gern ich ihrer Holprigkeit abhülfe, nur nicht wie Ritschl durch Tilgung von *mi*. Auch dass gerade vor der Cäsur des trochäischen Tetrameters so häufig *tibi* angetroffen wird und noch in einem varronischen Vers *tu nón insanis quóm tibi vino corpus corrumpis mero* an einer Stelle wo dieser Dichter einen andern Pyrrichius wohl nicht zugelassen hätte, erklärt sich aus der hergebrachten Verschleifung dieses Pronomens.

Digitized by Google

Die für alle Geschlechter gebrauchten Dat. *illi isti ipsi*, ferner *alteri neutri uni toti* usw., älter *alterei* in der l. repet. Z. 76, wohl aus *alteroi*, sind ihrer Bildung nach Locative wie *humi*; auch fungieren *illi* und *isti* als solche, indem beide Bedeutungen sich bisweilen sehr nahe berühren, wie Pl. *trin.* 530 *illi minus redit quam obseveris* 'auf dem Acker', *istic* und *illic* stehen als Dative *glor.* 1093 und *Men.* 304, regelmässig locativisch. *aliī* wird als Dativ abgesondert vom adverbialen *aliubi* (Grundform *alio*), zweisilbiges *alī* bei Lucrez 6, 1227 und *alei* in der l. Iulia munic. Z. 98 von *alibi* (Grundform *ali*), desgleichen *utri neutri* von *utrobi neutrubi*. Lucilius verlangte im Dat. Sing. *illi*, im Nom. Plur. *illei*. Die echte Dativbildung findet sich beim Masc. *illo isto ipso* nicht vor Appulejus, aber *nullo usui* bei Cäsar, *toto orbi* bei Properz, *huic neutro* empfohlen von Priscian 6 § 4, *alio nemini* I. R. N. 4641: beim Fem. *illae istae* bei Plautus und Cato, sodass handschriftliches *ille rei* (*Pseud.* 783) nicht aus *illi* verschrieben sein muss, *patronus emit sibi et illae et suis* C. I. L. 1 n. 1429, *mihi et ille vius posui* Or. 7383, *rei nulli aliae* Pl. *glor.* 802, *mihi solae* ebd. 356. 1019, Ter. *eun.* 1004, *alterae Phorm.* 928, *unae totae nullae* laut Zeugnis der Grammatiker oder wiederholter Schreibung der Hss. bei den besten Autoren. Beim Relativpronomen *quoiei* im tit. Scip. 34 (um das J. 600) und je einmal in der lex repet. (J. 631/2) und lex agr. (J. 643), in denselben Gesetzen meist und sonst immer auf republicanischen Inschr. *quoi*, in der l. agr. jedesmal *quoieique*, aber in der l. Iulia *quoique*; Quintilian 1, 7, 27 sagt *nunc 'cui' tribus litteris enotamus, in quo pueris nobis ad pinguem sane sonum q et u et o et i utebantur tantum ut ab illo 'qui' distingueretur.* Bereits bei den Scenikern des 6n Jahrh. ist die vollere Form nahezu ganz ausgeschlossen: nahezu, denn jenen Inschriften gegenüber ist die von Ritschl prol. trin. p. 171 aufgestellte Behauptung, *quoi* müsse bei Plautus überall einsilbig sein, ohne zwingenden Grund; und ich halte den Kritiker nicht für berechtigt einen Senar wie *trin.* 558 *si quém reperire possit cui os sublinat* abzuändern, es sei denn durch Umschreibung in die Form der Gracchenzeit *quoiei*; Einsilbigkeit bleibt seitdem Regel. In *quoiei* ist ähnlich wie im Gen. *quoius* der Stamm mit *i* vermehrt und daran das Dativsuffix der consonantischen Stämme angesetzt, *quoi* ist nach den Inschriften zu schliessen nicht älter als *quoiei*, und ich würde kein Bedenken tragen es für eine Contraction von diesem anzusehen, zumal da der nachmalige Umlaut in *cui* auf consonantische Natur des *i* deutet, wenn nicht bei der Auflösung in zwei Silben, schon im Hendecasyllabus Seneca's *Tro.* 852 (Neue Formenl. 2, 149), kurzes *i* einträte *cuĭ*, jedenfalls gegen die Analogie von *bovī ovī pecuī*. Einstweilen betrachte ich daher *quoi* als eine selbständige Bildung locativischen Ursprungs, der Dativ ward vom Locativ geschieden durch eine eigene Dativbildung *quoiei*, die sich bis zum 7n Jahrh. erhielt, durch die Umlautung des Locativs zu *quei* aber längst entbehrlich geworden war. Die Erklärung von *quoi* gilt auch für *hoi*, *hoice leegei* im bantischen Gesetz Z. 26, *huic* schon in Cäsars Zeit C. I. L. 1 n. 1194, sicher früher als *cui*; ob Plautus noch eine vollere Casusform als *hoi* kennt, was Ritschl leugnet, ist deshalb schwer zu entscheiden,

Digitized by Google

weil ihm für das Affix eine doppelte Form, *ce* und bloss *c*, zu Gebote stand, also in einem Septenar wie *Bacch.* 484 *míhi discipulus tíbi sodalis périit huic fílius* nach allen Regeln der Kritik jetzt nur *hoice*, nicht etwa *hoieic* hergestellt werden darf. Auflösung in zwei Silben bei Statius *laétus huíc dono* oder *falsus huic pennas*, plebejisch *quisquis huíc tumulo*, aber nirgends *huīc undas*. Das Affix fehlt auf vulgären Inschriften öfters, *hui monimento* Gruter 890, 9, *hui si qui manus intulerit* Jahn spec. epigr. 28, 29, auch *uii titelo* für *hui* auf einer christlichen Inschrift; nach der Ueberlieferung auch bei Terenz *hautont.* 481 f. *hui quántam fenstram ad nequitiem patefeceris, tibi aútem porro ut non sit suave vivere*, wo freilich gewöhnlich *hui* als Interjection an das Ende des vorigen Verses gestellt wird, obwohl der Gegensatz von *tibi* das Pronomen verlangt und meiner Erinnerung nach kein Dichter des 6n Jahrh. anders als *fénestra* oder *fenstra* gesagt hat. Endlich *ei* allzeit üblich, schon in der tab. Bant., einsilbig bei den Scenikern und Catull, während die nachfolgende Kunstdichtung dies Pronomen vermeidet und den Dativ fast nirgends hat, *eidem* zweisilbig bei Manilius (Lachmann zu Lucr. p. 152). Wie *quoiei* neben *quoi*, so *eiei* lediglich in der lex repet. aber in dieser siebenmal neben zehn- oder elfmaligem *ei*. Auf diese erweiterte Form geht das spondeische *ei* zurück, bei den Dramatikern sicher in etwa 20 Beispielen und noch wiederholt aber nur im letzten Fuss bei Lucrez (Ritschl bonner Progr. Herbst 1841 p. 10). Durch Verkürzung der ersten Silbe ward daraus *eei*, im Senarschluss des Akrostichon zu Pl. *glor.* V. 11 *quándo ĕei* nach der hsl. Corruptel *celi*, in der lex Rubria des J. 705 zweimal *iei*, iambisches *ei* wie bei Ovid *halieut.* 34 ist höchst selten nachzuweisen. In der l. Iulia munic. Z. 53 *quoius ante aedificium semita inloco erit, is eam semitam eo aedificio perpetuo lapidibus perpetueis integreis continentem constratam recte habeto* wird wohl richtiger anomale Structur als ein Dativ *eo* angenommen. Das Femininum *eae* scheint bei Cato wenigstens die Gewähr mittelalterlicher Ueberlieferung zu haben, beruht sonst auf Vermutungen, die zu vermehren (z. B. *glor.* 1204 *donavíque ĕae*) nicht rathsam ist.

Locativ des Singularis.

Dieser Casus welcher das Wo bezeichnet, scheinbar auch das Wohin in der elliptischen Wendung *quamquam domi cupio opperiar* Pl. *trin.* 841, ward durch die Gleichförmigkeit mit andern Casus früh unkenntlich, sodass er dem Sprachgefühl der Alten ganz und dem Gebrauch grösstentheils abhanden kam. Das Sanskrit braucht einfaches *i* für den Locativ, das Griechische scheidet Loc. οἴκοι vom Dat. οἴκῳ wie χαμαί von τιμῇ, das Oskische gleichfalls bei den *o*-Stämmen Loc. *múinikei terei* (lat. *in communi agro*) vom Dativ der *múinikúi terúi* lauten würde, während bei den *a*-Stämmen Loc. *viaí mefiai* (*in via media*) und Dat. *deivai* (*deae*) zusammenfallen. Das Oskische hat diesen Casus bei den gedachten Stämmen ausgebildet, das Umbrische aber in allen Declinationen im Singular und Plural durch die Aufnahme eigener Suffixe *mem* und *fem*, z. B. bei den

Digitized by Google

o-Stämmen Sing. *puplumem* Plur. *puplufem*. Das Latein steht dem Oskischen am nächsten. — Loc. *humoi*, zweisilbig von jeher und so verschieden vom dreisilbigen Dat. *humoi* mit gedehnten Vocalen, sank zu *hume* wie im Nom. Plur. *ploisumoi* zu *ploirume*, und weiter zu *humi*. Ueber den Wechsel von *e* und *i* in locativischen Verbindungen welche einen Zeitpunkt angeben spricht ausführlich Gellius 10, 24. Man sagte bis in die classische Periode *diequinte* und *diequinti*, Pomponius *diequarte*, Plautus, Cato, der Prätor in gewissen Formeln, ja Augustus *dieseptimi*, *noni*, *proxumi*, *crastini*, *pristini*, auch die adverbialen Composita *postridie pridie quotidie* gehören hierher, Plautus *Men.* 1157 verbindet *mane sane septimi* in der Ankündigung einer Auction gewis nach hergebrachter Formel, worin ich *sane* nur als Locativ verstehen kann, wie man sonst ablativisch *mane multo* oder *integro* sagte. Auch *praefiscine* und *praefiscini* scheinen Locativendungen wie im Griechischen ἀμισθεί ἀμαχί u. a. Den Mischlaut zwischen *e* und *i* bezeichnet *ei*, im Arvallied *semunis alternei advocapit conctos* kann man über die Geltung von *alternei* wie der Verbalform streiten, aber *Ladinei* auf einer Münze (C. I. L. 1 n. 24) jener Zeit wo der Genetiv bloss mit *i* geschrieben ward, ist Locativ, bei Plautus *Persa* 260 *die septimei*. Obgleich durch die Endung *i* Gen. und Loc. gleich wurden, zeigt sich noch die Verschiedenheit beider im 6n Jahrh. bei den *io*-Stämmen: denn ich halte es nicht für zufällig, dass die einzigen sicheren Ausnahmen von der Regel, dass der Gen. jener Stämme zu *i* zusammengezogen wird, in der Litteratur eigentliche Locative sind, bei Ennius *hedyph.* 4 *Brúndisii sargus bonus est* und bei Terenz *eun.* 519 *rus Súnii ecquod habeam*, also Loc. *Suniei* Gen. *Suni*. Unterstützt wird diese Annahme durch die lange Dauer des *e* in den obigen Locativen; wer hätte in Sullas Zeit noch im Gen. *quinte* gekannt? Stets gebräuchlich blieb *domi* wie *humi*, die in den Hss. wiederholte Vertauschung mit dem Dativ, z. B. Cic. *de off.* 3 § 99 *esse domui suae* ward schon vorher mit einem inschriftlichen Beispiele belegt, mit abgestumpfter Endung *dómĭ dolos domĭ delenifica facta domĭ fallacias* Pl. *glor.* 194. Ferner die Wendungen *belli domique* und *domi focique* und die Städtenamen wie *Tarenti Abydi Cypri* die regelmässig so flectiert werden ohne Präposition, wenn auch die älteren Autoren *Ephesi* und *in Epheso* ohne bemerklichen Unterschied wechseln liessen, der Name der Provinz *Aegypti* bei Valerius Maximus 4, 1, 15.

Beim *a*-Stamm Loc. *Romai* (C. I. L. 1 n. 54 *med Romai fecid*) zweisilbig, mithin vom Dativ verschieden, bis dieser auch der Contraction unterworfen und ebenfalls in *Romae* umgelautet ward. So die Städtenamen allzeit, *Aminulae Corcyrae*, bei Sallust *Iug.* 33 *Romae Numidiaeque facinora eius*; auch bei Cicero *de re p.* 3 § 14 *Graeciae sicut aput nos delubra humanis consecrata simulacris* ist die locativische Bedeutung unleugbar, diese Form für das gewöhnliche *in Graecia* durch die Neigung zu altertümlicher Färbung jener Schrift veranlasst. Bei Plautus *Bacch.* 205 *proximae viciniae habitat*, wo ich die Schreibung *proxime* nach der Hs. des Charisius p. 223, 11 für irrig erachte; Celsus verstand es richtig nicht als Gen. sondern *adverbialiter*, das heisst in unserer Termi-

Digitized by Google

nologie als Loc. Ebenso ist *glor.* 273 *vidisse hic proxumae viciniae* und Ter. *Phorm.* 95 *vidi virginem hic viciniae* weder *proxume* zu billigen noch die Annahme eines partitiven Gen. notwendig, wie immer man über *Andr.* 70 urteilen möge. Für den Loc. fungiert wie so oft der Abl. *most.* 1062 *foris concrepuit proxima vicinia.* Terenz verbindet *ad.* 495 *militiae et domi*, Cicero *domi militiaeque.*

Das erwähnte *die* könnte man versucht sein aus einem Loc. *diei* herzuleiten, weil nach Gellius *diĕquinte pro adverbio copulate dictum est secunda in eo syllaba correpta.* Aber da im Auslaut z. B. von *pridie* der Vocal lang, das lange *e* aber nicht aus dem monophthongischen *ei* des Locativs hervorgehen konnte, so liegt in jenem die Verwirrung mit andern Casus vor, wahrscheinlich mit dem Ablativ wie *hodie.* Desgleichen entbehren die *u*-Stämme eines eigenen Locativs, *qua noctu* ist Ablativ. Wo die consonantischen und *i*-Stämme durch einen blossen Casus local bezeichnet werden, sehen wir ī und ĕ: *Tibure* bei Horaz *epist.* 1, 8, 12 aber älter und üblicher *Tiburi*, *Acherunti Carthagini Sicyoni Lacedaemoni* bei Plautus und andern, *Caesar Hispali vicit* in den Maffeischen Fasten um das J. 750, *mani* als Locativ gebilligt von Sisenna bei Charisius p. 203, 27 und *mane*, *peregri* und *peregre; luuci* oder *luci* im bantischen Gesetz, dann in Verbindung mit einem Abl. oder einer Präposition *hoc lúcī* (Pl. *Amph.* 165), *cúm lucí simul* (*Stich.* 364), *cum primo luci* (Ter. *ad.* 841), ebenso *vesperi* oder *vespere* und *quí de vesperí vivat suo* (Pl. *glor.* 995); *rúrī most.* 799 und *rurí Phorm.* 363, *rúre* Charisius aber *ruri* unser Text Ter. *ad.* 542, *rúri* Nonius aber *rure* die Hss. Pl. *trin.* 166, *uxor rúrest merc.* 760 und *rure morari* Or. 7404, *me rúrĕ futurum* Horaz; *tempori temperi* wo für *temporĕ* ein metrischer Beleg fehlt; von dem in *hes-ternus* χθές erhaltenen Stamm *heri*, dessen Länge z. B. aus dem Hiatus *héri advectus* (*merc.* 257) folgt, *herei* nach der Corruptel *hercle glor.* 59, *here Persa* 108; Quintilian 1, 4, 8 hörte in dem Wort weder *e* klar noch *i*; in der bei Livius 1, 26, 6 überlieferten Gesetzesformel *infelici arbori reste suspendito.* Nun können ja die *e*- und ein Theil der *i*-Formen ablativischen Ursprungs sein wie *terra marique* und wie der Verfasser der Duellius-Inschrift *rem navebos marid consol primos cesit* schrieb, aber darin dass die Ortsnamen welche den Abl. ausschliesslich auf ĕ bilden, regelmässig bei localer Bezeichnung auf *i* ausgehen, also mit dem Dativ zusammenfallen, liegt unverkennbar noch die Reminiscenz einer ehemals selbständigen Casusform. Ich fasse daher *manē* als echten Locativ eines *i*-Stammes, wo das Suffix *i* im gesteigerten Stammesauslaut aufgieng, und ebenso *rurē*, indem die consonantischen Grundformen in die *i*-Declination übertraten; daraus ward *mani* und *ruri* in regelrechter, beim Dativ dargestellter Entwicklung, andererntheils *manĕ* und *rurĕ*, worauf der verwandte Gebrauch des Ablativs von besonderem Einfluss war. Es verdient auch Beachtung, dass der Infinitiv, vermutlich der Locativ erstarrter Verbalnomina, ebenso zwischen *i* und *e* schwankte in *fieri* und *fiere* wie *Tiburi* und *Tibure*; die alte Länge der Infinitivendung *generē* (Präsens *geno* gleich *gigno*) spürt man noch bei den Dramatikern des 6n Jahrh., *glor.* 848

Digitized by Google

numquam édepol vidi promeré, *verum hoc erat*, wo die winzige Redepause an sich eine unzulängliche Entschuldigung der gedehnten Endsilbe wäre; *Stich.* 513 *quám me ad illum promitteré*, *nisi nollem ei advorsarier*; auch in der Terenzischen Betonung *Andr.* 23 *male diceré*, *malefacta ne noscant sua*; aber gerade diese Beispiele zeigen zugleich dass bereits die Kürze *generĕ* allgemein herschte.

Vom Pronomen *hic* ward ein Locativ gebildet nach Analogie der *o*-Stämme, *heic hic*, einmal noch mit vollem Affix *me heice situm* C. I. L. 1 n. 1049, ohne Affix *hi* auf einer christlichen Inschr. bei Boissieu 595, 55, auch die Schreibung *his situs est* Or. 5844 deutet auf vulgäre Aussprache der Art; ganz seltsam auf der alten Grabschrift des Protogenes C. I. L. 1 n. 1297 *suavei heicei situst mimus*; wo die Trennung in *heic ei* zu der bestimmten Interpunction des Steines nicht passt, die Interjection auch ungebührliches Pathos hineinträgt, sodass hier ausser dem Pronomen auch das Affix in den Locativ gesetzt scheint, während bei *eapse* und *ipsa* immer nur eins von beiden Gliedern decliniert wird. Vom Relativpronomen Loc. *quei qui*, in adverbialem Gebrauch bei Fragen *qui fit*, beim Ausruf *hercle qui ut tu praedicas cavendumst mi aps te*, in *atqui* und sonst, als Casus für den Abl. in *qui praesente* (Pl. *Bacch.* 335) und besonders häufig *quicum* für alle Genera, *quei ab eorum quei emit* l. agr. Z. 17; ebenso *cum quiquam* (*Bacch.* 17), *quique liceant veneant* (*Men.* 549), *ab aliqui* (*Epid.* 3, 1, 11); im SC. Bac. *neve pro magistratud neque virum neque mulierem quiquam fecise velet* und Pl. *glor.* 465 *qui aéque faciat confidenter quiquam quam quae mulieres* nicht für *quicquam* sondern ‘in irgend einem Punkte’, wie *truc.* 5, 30 *gaudere aliqui me volo.* Die andern pronominalen Locative wurden beim Dativ besprochen.

Die älteren Grammatiker, Sisenna des Plautus und Celsus des Terentius Interpret, betrachten die Locative schlechthin als Adverbia, und der erstere sagt *quaecumque nomina e littera ablativo singulari terminantur*, *i littera finita adverbia fiunt*, wie *luci* und *mani.* Für die Bildung solcher Adverbia werden dann die bekannten Regeln aufgestellt, *per genetivum cum ex primo et secundo ordine veniunt ut Romae Beryti domi*, *cum vero tertii ordinis sunt ablativo casu velut Carthagine*, von Charisius p. 188, 11, nach dessen Angabe die *recentiores*, vielleicht die Archaisten, *Carthagini per dativum* verlangten. Gellius oder mit Nonius p. 441 zu reden *prudentes quorum auctoritas in obscuro est* meinten, *die quarte* könne man von der Zukunft brauchen, aber von der Vergangenheit *die quarto*; *ruri* ward festgehalten in der Bedeutung ‘auf dem Lande’ und unterschieden von *rure* ‘vom Lande’, *peregre* soll nicht mehr als Adverb *in loco* sondern *e loco* und *in locum* dienen.

Dativ Ablativ Locativ des Pluralis.

Das Suffix des Dat. Abl. Plur. im Altindischen *bhjas* erscheint im Latein zu *bos* gesunken unter Ausdrängung des *j*, wie in *potos* das bei *potestas* zu Grunde liegt für *potjos potior*, wie in *minus* für *minjus*,

Digitized by Google

also *navebos* im J. 494, dann *Tempestatebus* nach dem J. 500 auf dem tit. Scip. 32, von Grundformen *navi* und *tempestati* wo das helle *i* vor dem Suffix im 6n Jahrh. zur Geltung kommt, *Dectuninebus* in der tab. Gen. ist durch den fremden Namen *Dectunines* entschuldigt; die Volkssprache pflanzte die ältere Lautierung fort, z. B. *virginebus Vestalibus* (Jahn spec. epigr. p. 28, 29). Einstige Länge des Suffixes tritt nirgends mehr klar heraus, erlaubte aber dem Plautus noch Betonungen wie *grávida tegoribús onere uberi* (*Pseud.* 198), *in aédibús habitet* (*most.* 402), *cum digitis auribús oculis labris* (*most.* 1118), dergleichen bei Terenz nicht mehr vorkommen. Wie bei den *i*-Stämmen das Suffix einfach antritt in *ceivibus* oder *tribus*, so hätte auch bei consonantischen *vocbus doctorbus hominbus* gebildet werden müssen; abgesehen vom Umbrischen, wo die Dat. Plur. der consonantischen Declination sehr entstellt sind *fratrus* und *homonus* vielleicht aus *fratrfus* wie lat. *potui* aus *potfui*, das Latein selbst zeigt eine solche Bildungsweise in *bōbus* und *būbus* aus *bovbus boubus*, bei Ausonius *epigr.* 62 *cúm bŭbus* wie *bŭbulcus*, während *bovibus* nie in Gebrauch war; *sŭbus* bei Lucrez 6, 974 u. 977 erklärt sich aus unmittelbarer Anfügung von *bus* an den Stamm, *sūbus* bei demselben 5, 969 und in Varros Eumeniden (*án colubrae an volvae de Albuci subus Athenis*) aus Contraction der ebenfalls zugelassenen Form *suibus*; im SC. Bac. Z. 6 *senatorbus* darf für ein Ueberbleibsel echt consonantischer Flexion gelten, obwohl im selben Document *senatoribus* zweimal und *mulieribus* folgt. Für gewöhnlich nemlich nehmen alle consonantischen Stämme in diesem Casus die *i*-Form an, *cordibus operibus nivibus* usw. Das *s* der Endung schwindet vor Consonanten bis gegen das J. 700, in einer daktylischen Monodie des Ennius *et fera velivolantibu navibu complebit manu litora*, bei Lucrez *ex omnibu rebus*, in der vorennianischen Metrik wohl auch vor Vocalen, im tit. Scip. 32 *dedét Témpestátebus aide méreto[d vótam*, wo aller Wahrscheinlichkeit nach mit *aide* die zweite Vershälfte begann, dann aber ein daktylischer Schluss der ersten unrhythmisch ist, bei Plautus *glor.* 1127 *nám exaedificavisset me ex his aédibus apsque te foret* mit unerträglichem Dactylus statt des Trochäus. Oder soll man an einsilbige Aussprache von *ibus* denken, wie sie für *tibi* feststeht, so dass das Latein vor dem Beginn der Litteratur die Bahn betreten, welche im oskischen Dat. Pl. auf *iss* durchmessen scheint? Solche Verschleifung trifft am ersten vielgebrauchte Wörter wie *omnibus* (Pl. *Men.* 984): die Hss. schreiben *Stich.* 684 *omnib* oder *omnibus modis* wo der Vers *ómnĭmodis* nötig macht; dieses Adverb entstand, wie die Analogien lehren, durch das Medium *omnis modis.* Hiermit hat der Wechsel von *is* und *ibus* bei verschiedener Grundform nichts gemein: Dat. *Thermensis* in der l. Antonia zum Gen. *Thermensorum* neben *Thermesium* wie umgekehrt *Odiatibus et Dectuninebus et Cavaturines et Mentovines* im genueser Schiedsspruch für *Dectunines*; *moeniis* und *iliis* von *io*- statt *i*-Stämmen, regelmässig *poematis epigrammatis aenigmatis.* — Die *u*-Stämme setzen *bus* an, *acubus specubus portubus*, schwächen aber meist den Vocal vor dem Suffix zu *i*, *manibus domibus.* Diese Form ist ausschliesslich angewandt bei den Verbalnomina

Digitized by Google

fluctibus fructibus questibus, geht neben der *u*-Form regelmässig oder vorwiegend her in *lacibus genibus quinquatribus* und fast allen anderen, fehlt, wenn man überhaupt selten vorkommende Dative mit *u* nicht einrechnet, bloss bei *tribubus* und *arcubus*. Die Schreibung mit *u* oder *i* ist insofern unwesentlich, als sie nur den Mittelton der in diesen Wörtern gehört ward wie in *optumus optimus*, nach der einen oder andern Seite bestimmter ausprägt. In der hadrianischen Zeit klang der Ton mehr hell als dumpf, und Scaurus p. 2259 verwirft die von andern aufgestellte Unterscheidung zwischen *artibus* St. *art* und *artubus* St. *artu* mit der Bemerkung *vox scribenda quomodo et sonat*, *nemo autem tam insulse per u artubus dixerit*. Die späteren Grammatiker aber, ohne Verständnis für die lediglich orthoepische Natur dieser Frage, distinguieren scharf *artubus partubus arcubus* von *artibus partibus arcibus*, ja erfinderisch Pseudopalämon p. 1371 *hic victus ab hoc victu victubus facit: nam vitibus ab eo quod sunt vites*, weil seine Zeit wie *Vitorinus* (Or. 3527) u. a. so *vitus* für *victus* sprach und schrieb. Von den Grammatikern hängen unsere Texte ab; bei Horaz *epod.* 5, 5 steht *partubus* 'den Geburten' gegen die Regel aller Verbalia, *carm.* 3, 6, 22 schwankt die Schreibung zwischen *artibus* und *artubus*, je nachdem die Alten 'Künste' oder 'Glieder' verstanden. — Die ursprünglichen *a*-Stämme dehnen den Vocal vor dem Suffix, *duābus ambabus*. Diese Bildung erhielt sich nur zur Unterscheidung des weiblichen Geschlechts vom männlichen in *dis deabusque*, *filiis et filiabus*, *libertis et libertabus*, während sonst auch von Weibern *libertis* gesagt ward, wo der Zusammenhang vor Misverständnis und Zweideutigkeit schützte. Vor dem 6n Jahrh. hatte jene Bildung weit grösseren Umfang, *manibus dextrabus* bei Livius, *gnatabus* bei Plautus, *puellabus portabus oleabus*, *pro duabus pudicabus*, *ex raptabus*, *cum aliis paucabus* mit sonderbarer Altertümelei beim Historiker Gellius (Charisius p. 54, 13); Plebejer bilden *Nymphabus* auf Inschr. nach *deabus*, die kupferne Latinität *mimabus equabus animabus* nach *filiabus* und *libertabus*, auf den rheinischen Matronensteinen *matribus Gabiabus*, *matronis Vatriabus Afliabus Gavadiabus* u. dgl. so häufig, dass ich den Grund davon nur in der Aehnlichkeit altgallischer Formen suchen kann, daher sogar *matrabus* Or. 2091, was irgend einer zu *matris Eburnicis* latinisierte Or. 5935. Von *e*-Stämmen gehören nur *diebus* und *rebus* der lebendig schaffenden Sprache an, für *speciebus* der Verfallzeit behilft sich Cicero mit *formis*, *spebus* bei Ekklesiastikern lautet bei Varro *speribus*, die alten Juristen hätten den Digestentitel *de superficiebus* in *superficiis* corrigiert. Von *o*-Stämmen allein *duobus* und *ambobus*. Es ist keine organische Weiterbildung dieser Flexion sondern Vertauschung der Grundformen namentlich auf *o* mit *i*-Stämmen, wenn wir auf vulgären Inschriften treffen *viis semitibusque* (berliner Monatsber. 1857 p. 454), *dibus* und *diibus* für *dis* und *diis* ziemlich häufig, sodass diesen Metaplasmus auch Petronius *sat.* 44 seinem Bauer zueignet, *filibus* (vgl. Struve p. 15), *amicibus* Or. 4681, *sibi et suibus* I. R. N. 6417 und contrahiert *subus libertis* Fabr. 85, 155; ähnlich in der älteren Litteratur, *generibus* bei Attius (γαμβροῖϲ wie Dat. Sing. *generi* Nom. Pl. *generes* auf

Digitized by Google

africanischen Inschriften, wie Dat. Sing. *socri tuo* bei Nävius) und bei Pomponius *atell.* 70 *quin bono animo es, video erepsti primiter de pannibus.*

Die gewöhnliche Endung der *a-* und *o-*Stämme ist *īs* aus *ais* und *ois*, welche Diphthonge im Oskischen und Sabellischen bestehen blieben, osk. *Diumpaís* und *ligatúís Núvlanúís*, sabell. *seffi inom suois cnatois* (*sibi et suis gnatis*), im Umbrischen gleichermaassen beide zu *ēs* sanken, *tekuries* jünger *dequrier* und *Treplanes* jünger *Treblaneir* oder *Treblanir*. Das Vorwalten und der umgestaltende Einfluss des *i*-Lautes in dieser Endung macht ihre Identität mit dem vorbesprochenen Suffix, die Entstehung von *silvais agrois* aus *silvabios agrobios* nicht recht glaublich; vielmehr wird man die italischen Formen gleich den griechischen ὕλαις ἀγροῖς zu erklären haben, die bekanntlich aus ὕλαισι ἀγροῖσι verkürzt sind und in denen das plurale Locativ-Suffix altindisch *su* wiedergefunden ist. Das locale Adverb *foris* 'vor der Thür' begünstigt diese Auffassung; schliessendes kurzes *i* fiel meist ab, griech. ἐστί italisch *est*, altlat. *tremonti* dann *tremont*, *postid poste post* u. a.; das Zusammentreffen des Dat. Abl. Plur. nach Abrechnung des *s* mit dem Dat. Sing. *silvai agroi* wird niemanden zum Glauben an ein eigenes italisches Bildungsprincip verführen. Die älteste lateinische Form, Anfügung des Casussuffixes an den bloss gedehnten Stammvocal, bewahrt die Inschrift C. I. L. 1 n. 814 *devas Corniscas sacrum*, gefunden in der von Festus p. 64 bezeichneten Gegend *Corniscarum divarum locus erat trans Tiberim*; sie entspricht den altattischen Dativen und Locativen ταμίασι ὥρασι Ὀλυμπίασι. Ueblicher ward Vermehrung des Stammes durch *i*, gleichsam *devāis* wie griech. θεῇσι für ursprüngliches θεᾶισι, daraus durch Contraction zum Diphthong und dessen Trübung (griech. θεαῖσι θεῇσι) *deves*, erhalten in der Protogenes-Inschrift 1297 *plourupna que fecit populo soveis gaudia nuges*, seit dem 6n Jahrh. regelmässig *deiveis*. Ebenso die *o*-Stämme, für welche den alten Diphthong zwei Glossen des Festus nachweisen, *ab oloes* und *privicloes* (verschrieben *priviclio es*) wie ἐκείνοις und ἑκάστοις; die Endung *es* ist nur in den fremden Namen *Cavaturines et Mentovines* der tab. Gen., die sonst *invitis* und *inviteis* schreibt; bei diesen Stämmen scheint schneller als bei denen auf *a* der Diphthong zum einfachen Vocal geschmolzen, nach der Verstümmelung in plautinischen Anapästen zu schliessen, *trin.* 822 *bonĭs mis quid foret* (einsilbiges *mieis* im tit. Scip. 38, ähnlich *soveis*, *sis* und *tis* für *tvis*), *Bacch.* 1095 *dolĭs dóctis*, *Pseud.* 174 *virĭs cúm summis*, in den Verbindungen *multis modis* und *miris modis* wie bei den Dramatikern durchweg überliefert ist statt *multĭmodis* und *mirĭmodis* (*trin.* 931, *Bacch.* 385, *Persa* 706, *Andr.* 939), wozu Cicero *orat.* § 153, wohl aus Nävius und Ennius, *tecti' fractis* und *vas' argenteis* oder *palm' et crinibus* beizufügen wuste. Dem that die daktylische Verskunst Einhalt, die Länge der Endung bleibt Gesetz und wird seit dem 7n Jahrh. regelmässig durch *eis* ausgedrückt. Von *a-* und *o-*Stämmen in zahllosen Beispielen *vieis tableis noneis scribeis incoleis controvorsieis inferieis leibereis liberteis loceis conciliaboleis sublegundeis crasseis aesculnieis comitieis moinicipieis meeis* (Hübners Index p. 604); in diesem Casus allein bieten noch die augusteischen Urkunden,

Digitized by Google

das Monument von Ancyra, die Triumphalfasten, die Leichenrede der Murdia, den sonst ausgemerzten Mischlaut *ei*, das erstere vom J. 767 in *Dalmáteis*, *quadrigeis*, *emeriteis stipendis* neben dem weit häufigeren *is* (Mommsen p. 146). Auch in den Hss. ist *eis* nicht selten, im Ambrosianus des Plautus z. B. *merc.* 479 *tueis ingratieis*, in den Medicei von Ciceros Briefen *ludeis Marseis lateis*, dann wieder bei Fronto *caerimonieis roteis* u. a., mitunter corrumpiert wie *taleis* Pl. *glor.* 165 in *taliis*. Durch das Schwanken zwischen *is* und *eis* scheint entstanden *Lumphieis* gleich Νύμφαις C. I. L. 1 n. 1238 um das J. 700, *sacrieis* nach dem J. 732 bei Ritschl P. L. M. Taf. 77 H, der *ingenuiIs* von einer plebejischen Inschrift C. I. L. 1 n. 1492 dazu stellt, zweimal *sibi et suieis* n. 1042 und 1460. Geht *i* der Endung *is* vorher, so kann es durch Contraction in der Endung aufgehen, im mon. Ancyr. *provincis* (die in solchen Fällen häufige Verlängerung des *i* über die Zeile ist das gewöhnliche Zeichen prosodischer Länge) und *colonis* (für *coloniis*) neben *manibiis*, *municipis* und *municipiis*, *consiliis iudiciis* aber *auspicis stipendis collaticis*, im elogium 34 *proelis* neben *copiis*, 29 *victoris*, Maffei mus. Veron. 221, 4 *iurgis*, in der Kaiserzeit auf ganz correcten Urkunden wie überaus oft in unseren Hss. Ebenso verschlingt *eis* bis auf Augustus das vorhergehende *i*, *coloneis* wiederholt in der l. Iulia munic. vom Nom. Sing. *colonia* wie anderswo vom Nom. Sing. *colonus*, *oficeis* C. I. L. 1 n. 1050, auch *Salluveis* in den Triumphalacten p. 460 neben *Bruttieis Messapieis* wie in den Hss. Nom. Plur. *Salluvi* oder *Salui* Gen. *Salluviorum* Acc. *Salluvios*. Aber auf späteren Inschriften *macereis* (Fabr. 223, 595) oder *osteis* (Gori 1, 58, 140), im Digestencodex *doleis* für *doliis* sind nicht aus Contraction sondern aus vulgärer Assimilation wie *ascea* für *ascia* abzuleiten. Die Litteratur nahm die zusammengezogene Form an in *deis* oder *dis* (*ab deis* in A, *a dis* in BCD Plaut. *Stich.* 296, *dis* mon. Ancyr. 1, 26 und etwas früher C. I. L. 1 n. 639 für älteres *deis* n. 1241, zu metrischem Bedarf auch zweisilbiges *deis* oder *diis*); Plautus erlaubt sie sich von *deis* und *meis* abgesehen lediglich in Anapästen, in Canticis wie *Bacch.* 1206 *filis fecere insidias*, *trin.* 1116 *voluptátibu gaudisque antepotens*, 242 *nam qui amat quod amat quom éxtemplo savis sagitatis pércussust* (was für den einen Recensor doch ein gar zu absonderlicher Versbau war); *gratiis* und *ingratiis* stets drei- und viersilbig bei den Scenikern, während Lucrez und spätere die Contraction der damaligen Umgangssprache adoptierten; dass Ennius *nonis Iunis* geschrieben habe *ann.* 167, ist völlig unglaublich, eher noch *Iuneieis*. Vergil hat einmal *taenis*, Seneca dann *supplicis* und *exilis*, Martial *denaris* wiederholt und selbst beim Adjectiv *Vipsanis columnis* (Lachmann zu Lucr. p. 279); nach der Seltenheit solcher unantastbarer Beweise muss *filis* und ähnliches bei Schriftstellern vor dem 8n Jahrh. für unzulässig, bei späteren immerhin für bedenklich gelten.

Beide Suffixe fungieren locativisch, indem die Dativbildung der einzelnen Grundformen hierfür maassgebend ist: *Italici quei Argeis negotiantur* und *Athenis* von *o*- und *a*-Stämmen wie *foris*, *Sardibus* vom *i*-Stamm etwa wie singularisch *ibe*.

Digitized by Google

Beim persönlichen Pronomen, wo die verwandten Sprachen das Dativsuffix des Singulars anwenden (ἡμῖν ὑμῖν wie ἐμίν), vermehrt das Latein die Endung des Singulars *bei*, *bi* mit dem Pluralzeichen *s*. Der Stamm *nos vos* büsst sein *s* vor dem Suffix ein wie in *vopte*, der Vocal wird gedehnt. *nōbeis*, wie herzustellen ist in dem verlorenen SC. de Tiburt. *nosque ea ita audiveramus ut vos deixsistis nobeis nontiata esse*, *vobeis* in demselben und schon im SC. Bac., dann *nobis* und *vobis*, ohne dass die Endung wie in *tibi* je geschwächt ward. Festus sagt *calim dicebant antiqui pro clam*, *ut nis pro nobis*, *sam pro suam*, *im pro eum*; ist diese Form echt, und das übrige gibt keinen Anlass zur Verdächtigung, so gieng sie vermutlich aus *nŏbis* hervor durch einen ähnlichen Process wie *mihi* und *tibi* einsilbig wurden. Für das Reflexivum dient *sibi* auch im Plural. — Vom Pronominalstamm *i* Masc. Neutr. *ibus* von Plautus bis auf Lucrez, erst mit langem *i*, z. B. *glor.* 74 *latrónes ibus dinumerem stipendium*, dann mit kurzem, z. B. Lucr. 2, 88 *neque quicquam a tergo ĭbus obstet* (Lachmann zu Lucr. p. 262); Fem. *eabus* bei Cato und Hemina. Gewöhnlich nach den *a*- und *o*-Stämmen: *eieis* das heisst mit langer Stammsilbe noch zweimal im SC. Tiburt. (das eine Mal las Visconti freilich *ieis*), daher wahrscheinlich auch Plautus *Men.* 972 *quid éis preti detur* schreiben konnte, aber schwerlich ausser den Canticis, daraus verkürzt *eeis* schon im SC. Bac., häufig bis in die augusteische Zeit (elog. 32) *ieis*, welchen Formen der in unseren Hss. *eis* oder *iis* geschriebene Iambus an einigen Stellen des Plautus entspricht, am üblichsten die Contraction *eis* einsilbig wie regelmässig bei den Scenikern, stets bei Lucrez, ob man *eis* schrieb oder wie einmal inschriftlich in der l. repet., öfter in Hss. *is*; erst unter Augustus *iis* aus *ieis*, durchweg mit *i longa* geschrieben, im mon. Ancyr., im elog. 29, in Verrius Fasten zum 2 Januar und 1 April. Ebenso meist in zwei Silben *eisdem* oder *isdem*, selten in drei: *dat ĕisdem* bei Juvenal, *in iisdem diebus* l. Iulia munic. Z. 5, nachdem Z. 3 *isdem diebus* vorhergieng. Vom Pronominalstamm *sa* in Ciceros Gesetzestafel *de leg.* 2 § 21 *sisque adparento*. Die Form *hibus* ist für Plautus *Curc.* 506 bezeugt als Masc. *parissumi estis hibus* mit langem *i*, auch von Varro anerkannt, gewöhnlich *his*, in der l. repet. Z. 8 *de heisce*. Beim Relativum *quĭbus* auch für das Femininum, daneben *quis* noch in Priscians Zeit, in unsern Texten wiederholt *queis* geschrieben auch nach Augustus; die älteren Inschriften geben diese Form, welche Festus dem Nom. Plur. *qui* vergleicht wie *quibus* dem Nom. Plur. *ques*, nirgends, aber eine britannische Or. 5863 *ex quis muneribus*; desgleichen ist bei den alten Scenikern die kürzere Form höchst selten überliefert (z. B. *most.* 1040), obgleich sie für den Vers an hundert Stellen weit bequemer wäre, wie *Bacch.* 1081 *quibus videó*, 584 *quibuscum habéres rem*, Ter. *ad.* 822 *éx quibus*, wo Bentley *quibus ex* ohne Not corrigierte; auch in Prosa trifft man *quis* und *aliquis* neben *quibus* und *aliquibus*. Bei den übrigen Pronomina *olleis* aus altem *oloes* und *olaes*, *illeis illis*, *alieis aliis*; Formen auf *bus* wie *illibus ipsibus* sollen einst häufig gewesen sein (Sergius zu Donat p. 545, 13 und 548, 1 K.).

Digitized by Google

Nachtrag zu S. 9.

Die im Griechischen und zum Theil im Oskischen erhaltene Bildung des Nom. Sing. männlicher *a*-Stämme mit *s* wie *Numas* ist handschriftlich noch nachweisbar aus dem Gesetz Numas bei Paulus Festi p. 221: *si quis hominem liberum morti sciens d. m. duit, paricidas esto.* Auch '*hosticapas*' *hostium captor* bei Paulus p. 102 unter Glossen, welche auf die zwölf Tafeln und sacrale Urkunden gehen wie '*hortus*' *omnis villa*, '*horctum*' *pro bono*, '*horda*' *unde hordicidia*, darf nicht in *hosticapax*, braucht nicht in *hosticapus* oder *hosticapa* geändert zu werden (vgl. Ribbeck com. praef. p. XII).

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Digitized by Google

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Ueber

Aussprache, Vokalismus und Betonung

der

lateinischen Sprache.

Von der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin gekrönte Preisschrift.

Von

W. Corssen.

2 Bände. 1858. 1859. gr. 8. geh. 5 Thlr. 12 Ngr.

Kritische Beiträge

zur

Lateinischen Formenlehre.

Von

W. Corssen.

1863. gr. 8. geh. 3 Thlr. 24 Ngr.

Unter der Presse:

Kritische Nachträge zur lateinischen Formenlehre. Von **W. Corssen.**

DER VOKALISMUS

DES

VULGÄRLATEINS.

VON

HUGO SCHUCHARDT.

I. Band. 1866. gr. 8. geh. 3 Thlr. 6 Ngr.

Digitized by Google

GRUNDZÜGE
DER
GRIECHISCHEN ETYMOLOGIE.
VON
GEORG CURTIUS.
Zweite erweiterte Auflage.
1866. gr. 8. geh. 6 Thlr.

PERVIGILIUM VENERIS.
ADNOTABAT ED EMENDABAT
FRANCISCUS BÜCHELER.
1859. 16. geh. 8 Ngr.

SEX. IULII FRONTINI
DE AQUIS URBIS ROMAE LIBRI II.
RECENSUIT
FRANCISCUS BÜCHELER.
1858. gr. 8. geh. 15 Ngr.

LUCIANI MUELLERI
DE RE METRICA
POETARUM LATINORUM
PRAETER PLAUTUM ET TERENTIUM
LIBRI SEPTEM.
ACCEDUNT QUIDEM OPUSCULA.
1861. gr. 8. geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Digitized by Google

PHILOLOGIE

UND

SPRACHWISSENSCHAFT.

ANTRITTSVORLESUNG

GEHALTEN ZU LEIPZIG AM 30. APRIL 1862

VON

PROF. DR. GEORG CURTIUS.

LEIPZIG,
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1862.

Digitized by Google

Digitized by Google

Hochzuverehrende Herren!

Indem ich heute zum erstenmal in diesen Kreis trete und ein fast allen persönlich unbekannter um Ihre freundliche und wohlwollende Aufmerksamkeit bitte, erlaube ich mir Ihr Augenmerk nicht auf eine Einzelfrage der Wissenschaft, sondern auf das Verhältniss zweier grosser wissenschaftlicher Gebiete zu einander zu lenken. Es wird mir, so hoffe ich, auf diesem Wege am leichtesten gelingen, während ich die Beziehungen dieser Gebiete zu einander bespreche, Ihnen die besondern Ziele und Aufgaben vorzuführen, welche ich zu verfolgen bemüht sein werde. Aber auch an sich dürfte es nicht überflüssig sein, das wechselseitige Verhältniss zweier Wissenschaften einer kurzen Betrachtung zu unterwerfen, von denen die eine, die Philologie, sich einer reichen und alten Geschichte rühmen kann, die andre, die Sprachwissenschaft, recht eigentlich ein Kind unsers Jahrhunderts ist. Freilich gehören Fragen nach der Abgrenzung wissenschaftlicher Gebiete zu den misslichen. Nirgends in der Wissenschaft gibt es Grenzpfähle oder Markscheiden, welche die Territorien und Felder mit rechtlicher Kraft scharf von einander sondern. Dem freien Forschergeiste des einzelnen Einhalt zu gebieten, oder umgekehrt von dem, der für seinen Wissenskreis eine engere Umgrenzung begehrt, zu verlangen, dass er die Grenzpfähle vorrückt, wäre gleich thöricht. Alle Grenz-

Digitized by Google

fragen der Wissenschaft können sich nur auf die Sache, dürfen sich nie auf Personen beziehen. Es wird bei solchen Fragen überdies viel weniger auf das Trennen als auf das Verbinden ankommen. Nichts dürfte für den vorgerückten Standpunkt der Wissenschaften in unserem Zeitalter bezeichnender sein, als die immer mehr und zahlreicher sich herausstellenden Verbindungen auch solcher Disciplinen unter einander, welche auf den ersten Blick sich wenig berühren. Und gerade die Philologie, so wenig sie auch in ihrem eigensten Kreise den Vorwurf verdient, der ihr zuweilen gemacht wird, sie sei eine alternde Wissenschaft, darf bei der Mannichfaltigkeit der von ihr umschlossenen Stoffe sich am allerwenigsten gegen den Austausch mit andern Wissenschaften engherzig abschliessen. Eben in diesen Berührungen liegt eine unerschöpfliche Fülle der bedeutendsten, stets sich erneuernden Aufgaben, liegt ein Schatz von Anregung, welchen die Philologie nicht unbenutzt lassen darf. Freilich aber kann man von Philologie kaum reden ohne den Begriff näher zu bestimmen. Und auch für unsern Zweck wird es nöthig sein diesen Begriff mit zwei Worten genauer anzugeben. Um von den mannichfaltigen Schicksalen ganz abzusehen, welche das Wort und der Begriff Philologie von den Zeiten der Alexandriner bis auf unsre Tage erlebt haben, können wir drei Auffassungen dieser Wissenschaft als solche hervorheben, die in unserm Jahrhundert zu einer weiteren Anerkennung gelangt sind. Erstens versteht man in England und Frankreich unter Philologie gewöhnlich nichts andres als Sprachstudium. Schlössen wir uns dieser Auffassung an, so fiele die Frage nach dem Verhältniss der Philologie zur Sprachwissenschaft fort. Beide wären eben identisch. Aber in Deutschland hat mit vollem Rechte diese Anwendung des

Digitized by Google

Wortes niemals Anklang gefunden. Ihr widerspricht schon der Name selbst. λόγος heisst nicht Sprache, sondern Rede, λόγος bezeichnet das inhaltreiche Wort. Die Wissenschaft von der Sprache als einem Vermögen des menschlichen Geistes oder von den Sprachen, als den verschiedenen Versuchen der Völker dies Vermögen geltend zu machen würde griechisch eher γλωσσολογία heissen. Nach einem zweiten weit reichenden Gebrauche ist das eigentliche Object der Philologie die Litteratur, das der classischen Philologie also der ganze Nachlass schriftlicher Ueberlieferung aus dem griechischen und römischen Alterthum. Und wer könnte leugnen, dass hiermit der Stoff bezeichnet ist, dem ganz vorzugsweise der unermüdliche Fleiss und der eindringlichste Scharfsinn der Philologen gewidmet war und ist. Die Meisterschaft Gottfried Hermanns, durch welche Leipzig einer der gefeiertsten Sitze classischer Philologie wurde, galt dieser Auffassung. Aber auch Gottfried Hermann hat sich nicht ängstlich in diesem Kreise gehalten. Er machte in seiner epochemachenden Schrift *de emendanda ratione grammaticae Graecae* und anderswo kühne Streifzüge in das Gebiet der allgemeinen Sprachforschung, er zog die Mythologie, die scenischen Alterthümer in den Bereich seiner Forschung. Ist es aber unmöglich die Schriftwerke eines Volkes gesondert für sich zu durchforschen, müssen selbst zu ihrem vollen Verständniss die übrigen Seiten seines geistigen Lebens hinzugenommen werden, so sieht man nicht ein, warum der Philolog gerade die Beschäftigung mit der Litteratur als das eigentliche ἔργον, die übrigen nur als πάρεργα betrachten soll. Mag der einzelne für sich oder seine besondern Zwecke diese Stellung nehmen, sachlich wird eine solche Bevorzugung einer Seite vor der andern nicht zu halten sein. Mit Recht also

Digitized by Google

hat man verlangt, dass das Studium der Sprache, der s. g. Alterthümer, der Mythologie, der Kunst nicht bloss als Mittel zum Verständniss der Schriftwerke betrachtet werde, sondern neben dem Studium der Litteratur eine gleichberechtigte Stellung einnehme. Und so ist denn mehr und mehr eine dritte Auffassung der Philologie durchgedrungen, diejenige, welche im wesentlichen F. A. Wolf vertrat, als er die Philologie im Sinne der Alterthumswissenschaft begründete. Stellen wir der Philologie in diesem Sinne die Aufgabe das Alterthum in seiner Gesammtheit zu erforschen, mithin der classischen Philologie das griechisch-römische Alterthum, so bilden die verschiedenen Seiten dieses Alterthums die einzelnen Theile der Wissenschaft, die untereinander völlig gleichberechtigt, sich zu dem Gesammtbilde der antiken Cultur zusammenschliessen. Die vier Hauptseiten einer jeden entwickelten Cultur werden Sprache, Glaube, Kunst und Sitte sein. Eine jede dieser Seiten bildet eine Disciplin der classischen Philologie, wobei es indess wegen der grossen Verschiedenheit der Quellen und des Stoffes nöthig sein wird, die Kunst sofort in die redende und bildende zu sondern und die Wissenschaft von der redenden Kunst oder der Litteratur zu einer Hauptdisciplin zu erheben. Diese einzelnen Disciplinen haben nun offenbar, so gut wie die Gegenstände, die sie behandeln, alle einen doppelten Zusammenhang. Insofern ein und dasselbe Volk die griechische Sprache, griechischen Götterglauben, griechische Kunst und Sitte hervorgebracht hat, werden alle diese Aeusserungen des Volksgeistes innerlich durch das Griechenthum und insofern Griechenthum und Römerthum, auf verwandter Grundlage ruhend, auch in ihrer reichsten Entwicklung unzertrennlich mit einander verwachsen sind, werden beide durch den gemeinsamen

Digitized by Google

Begriff des classischen Alterthums zusammengehalten. Und dieser Zusammenhang ist für den Philologen der wichtigste, in ihm liegt die Einheit seiner Wissenschaft. Insofern das Volk das Subject aller jener geistigen Thätigkeiten ist, können wir diesen Zusammenhang den nationalen nennen. Andrerseits aber berührt sich jede Seite des Volkslebens mit der entsprechenden aus dem Leben eines andern Volks, griechische und römische Sprache z. B. mit der deutschen Sprache, griechische Litteratur und Kunst mit der neueren. Indem man also durch die Masse des zu erforschenden Stoffes einen Durchschnitt in andrer Richtung macht, ergibt sich als Einheit für die verschiedenen Sprachen eine allgemeine Sprachwissenschaft, für den Volksglauben eine allgemeine Religionswissenschaft und so fort. Jede philologische Disciplin lässt sich stofflich einer solchen höheren Einheit unterordnen. Es ist klar, dass jener vorher erwähnte nationale und dieser stoffliche Zusammenhang sich kreuzen. Aber gerade diese Kreuzung, diese Bearbeitung desselben Stoffes von verschiedenen Gesichtspunkten aus fördert die Wissenschaft. Von den bezeichneten allgemeinen Disciplinen ist nun keine so weit ausgebaut und ergebnissreich wie die allgemeine Sprachwissenschaft. Ie geistiger, feiner, reicher das Object der Sprache ist, desto weniger wird das Studium irgend einer einzelnen Sprache des Zusammenhanges mit der allgemeinen Sprachwissenschaft entbehren können. Und umgekehrt, insofern die Sprachen der Griechen und Römer uns in einer reichen Fülle von Werken der redenden Kunst vorliegen, insofern die Sprache mit der Verskunst, mit dem ganzen eigenthümlichen Geistesleben eines Volkes unzertrennlich verwachsen und verflochten ist, kann eine Behandlung von allgemeinen Gesichtspunkten aus unmöglich genügen, muss zur allgemei-

Digitized by Google

nen Sprachforschung für solche Sprachen die philologische, des nationalen Zusammenhanges sich bewusste, auf vertrauten Umgang mit Griechen und Römern gegründete hinzukommen. Lassen Sie uns auf die Nothwendigkeit dieser wechselseitigen Ergänzung etwas näher eingehen.

Die allgemeine Sprachwissenschaft war durch eine äusserliche und einseitig logische Betrachtungsweise in Verwirrung und mancherlei Verkehrtheit gerathen, als sie nicht sowohl durch philosophische Speculation als durch empirische Erforschung eines unendlich vermehrten Materials und Zusammenfassen der auf diesem Wege gewonnenen einzelnen Ergebnisse zu einer neuen Totalanschauung in unserem Jahrhundert eine völlig neue Wendung nahm. Es mag für unsern Zweck genügen auf die von England aus verbreitete Kenntniss der wunderbar regelmässigen und durchsichtigen Sanskritsprache, auf die sich immer mehr ausdehnende Bekanntschaft mit den Sprachen culturloser Völker America's, Africa's, Asiens endlich auf die genaue und vollständige Erforschung der deutschen Sprache in ihren zahlreichen localen und zeitlichen Differenzen hinzuweisen. Die Namen Franz Bopp, Wilhelm von Humboldt, Jacob Grimm bezeichnen diese drei für die classiche-Philologie wichtigsten Richtungen und belebenden Antriebe der allgemeinen Sprachforschung. Durch die Forschungen der genannten Männer und derer, die auf ihren Grundlagen fortarbeiteten, ist eine wesentlich andere Anschauung von der Natur der Sprache überhaupt verbreitet. Es kann niemand mehr beikommen die Sprache für ein Product klüglicher Erfindung oder gar Verabredung erklären, die Sprachformen auf logische Kategorien und Schematismen zurückführen zu wollen. Sprache entspringt wie Glaube, Sitte, Recht, Volksgesang aus dem natürlichen

Digitized by Google

oder instinctiven Leben eines Volkes, Sprache ist in ihrem Ursprung und allmählichen Werden nur dann zu begreifen, wenn wir von dem angelernten Fachwerk, in das die Sprache in einer unendlich viel späteren Zeit gelehrter Bildung eingeschlossen ward, möglichst absehen. Die Sprachen gewannen ihre Grundformen und die Hauptmasse ihres Wörterschatzes in einer Zeit, die weit jenseit aller geschichtlichen Ueberlieferung, ja jenseit der Existenz der einzelnen Völker liegt. Eine jede Sprache ist ihrer Grundlage nach etwas t r a n s n a t i o n a l e s und eben deshalb von dem Standpunkte des Philologen allein nicht völlig zu begreifendes. Wir müssen von der einzelnen Sprache zur Sprachfamilie und zum Sprachstamme aufsteigen um die Elemente derselben zu begreifen. Nicht in griechischer Zeit wurde der Bau des griechischen Verbums geschaffen, sondern in einer unendlich viel älteren, da die Vorväter der Griechen mit denen der italischen, deutschen, slawischen, keltischen, der indischen und persischen Völker noch ein ganzes bildeten. Diese Zeit, die wir die indogermanische Periode nennen wollen, bildet den Hintergrund für das Einzelleben der genannten Sprachen und Völker. Die Entdeckung des indogermanischen Sprachstammes allein ist eine Thatsache von unendlicher Wichtigkeit auch für den classischen Philologen. Die Philologie kannte noch vor funfzig Jahren jenseit Homer nichts als wirre Sagen oder noch wildere Combinationen, welche von dem gesunden Sinne heller Geister mit Recht verworfen wurden. Seitdem hat sich wie durch einen Riss in die verhüllenden Nebelwolken eine lichte Vorwelt in scharfen Umrissen aufgethan, die trotz der Ferne deutlich erkennbar ist und nach vielen Richtungen hin die Grundlagen griechischer und römischer Welt erschliesst. Zu dieser Vorwelt, zur

Digitized by Google

indogermanischen Periode ist nun freilich nicht auf dem Wege der Visionen durchzudringen, sondern auf dem strenger, nüchterner Untersuchung. Die Vergleichung der als verwandt erkannten Sprachen unter einander, die Analyse der Formen, die Ausscheidung des allen gemeinsamen von dem jeder Sprache eigenthümlichen, das sind die einfachen, leicht begreiflichen und bei besonnener Anwendung untrüglichen Mittel um in jene Vorwelt und damit zu jener sprachlichen Grundlage zu gelangen, auf welcher sich der Bau der Griechen- und Römersprache erhob. Schon bloss von der negativen Seite betrachtet ist die Wichtigkeit dieser neuen Auffassung für die classische Philologie einleuchtend. Das Selbstvertrauen, mit welchem früher die kühnsten Constructionen über den Ursprung der Formen gewagt wurden, findet an dieser Methode eine unerbittliche Kritik, zahllose Etymologien, die in alten und neuen Zeiten wie Pilze hervorschossen, oft um für eine beliebige Lieblingsmeinung eine sprachliche Stütze zu gewinnen, zerschellen an den scharfen Ecken der Lautgesetze und methodischen Formenzerlegung, die der Sprachforscher zu üben hat. Diese negative Seite ist nicht gering anzuschlagen. Die Wissenschaften schreiten doch wesentlich dadurch fort, dass eine Meinung nach der andern als nicht wahr, nicht stichhaltig beseitigt, dass das Reich erkennbarer Wahrheit auf einen vielleicht kleineren, aber festen Kern zurückgeführt wird. Die Möglichkeit des blossen Rathens und Tastens in sprachlichen Fragen ist durch die sprachwissenschaftliche Methode unsrer Zeit wenigstens sehr vermindert. — Zu diesen negativen kommen nun natürlich auch positive Resultate. Freilich wer sich dem Glauben hingäbe, dass nun sofort alle Räthsel der Sprachen gelöst würden, der würde sich sehr irren. Was

Digitized by Google

schon Quintilian sagt: *inter virtutes grammatici habebitur aliqua nescire*, das gilt in vollstem Maasse von der Sprachforschung unsrer Tage. Das Leben der Sprachen wird immer seine geheimnissvollen Seiten behalten. Aber darin gerade zeigt sich der Fortschritt, dass wir die Grenzen zwischen dem klar erkennbaren und dem Reiche blosser Muthmassungen zu ziehen und gewisse Fragen als vor der Hand unbeantwortet und mit den jetzigen Mitteln der Wissenschaft unlösbar zu bezeichnen vermögen, während andrerseits über grosse, wichtige Gebiete und zahlreiche Einzelheiten der griechischen uud lateinischen Sprache durch die vergleichende Sprachforschung helles Licht verbreitet ist. Der Bau des griechischen Verbums in seinem viel bewunderten Reichthum trug früher trotz alles darauf verwendeten Scharfsinnes den Charakter des chaotischen an sich. Die Masse der anomala überwucherte bei weitem den kleinen Bestand regelmässiger Verba und es schien unfassbar, wie die klar denkenden, masshaltenden Hellenen hier so wildes, wüstes Gestrüpp konnten aufschiessen lassen. Man half sich mit der Annahme sogenannter doppelter Thema, *φυγω* und *φεύγω*, *βαλω* und *βάλλω*, *τυπω* und *τύπτω*. Aber woher diese Doppelheit, das wusste niemand zu sagen. Seitdem wir das Sanskritverbum überblicken, erkennen wir deutlich in allen diesen Unregelmässigkeiten dasselbe Princip, den kürzeren Verbalstamm zur Bildung gewisser Formen zu erweitern. Und da diese erweiterten oder breiteren Formen angewandt werden um die Handlung im Präsens und Imperfect als eine dauernde, mithin in ihrer Breite zu bezeichnen, die kürzeren oder leichteren um die momentane Handlung des Aorists auszudrücken, so können wir den Zweck der Erweiterung deutlich erkennen. Freilich erreicht die Sprache

Digitized by Google

diesen Zweck auf eine sehr mannigfaltige Weise. Indess vereinfacht und erklärt sich doch auch dieser Umstand bei näherer Untersuchung. Denn theils lässt sich nachweisen, dass scheinbar völlig verschiedene Bildungsweisen aus einer Grundform hervorgehen, theils können wir die Verschiedenheit aus einer Reihe von Schichten erklären, die sich über einander lagerten oder mit andern Worten als verschiedene, in der Sprachgeschichte auf einander folgende Versuche denselben oder doch einen ähnlichen Zweck zu erreichen. Denn durchweg ist die Sprache ein Versuch, ein mannichfaltiges Ringen nach Ausdruck des gedachten, das sich erst während dieses allmählichen Processes gestaltet und abklärt. — Auf demselben Wege einer bis in die Vorzeit der einzelnen Völker vordringenden genetischen Sprachforschung hat so manche Form der Mundarten oder der älteren Sprachperioden ihre Erklärung gefunden. Die homerische Sprache bietet uns viele solche Gebilde, die über die griechische Sprache selbst hinausweisen. Aber nicht minder die andern Dialekte. Nachdem für diese in dem durch Boeckh begründeten kritischen Studium der Inschriften neue Quellen aufgedeckt waren, gelang es Ahrens die charakteristischen Züge des dorischen und aeolischen Dialekts auf Grund jener Forschungen mit sicherer Hand zu entwerfen. Aber alljährlich steigen neue Steintafeln aus dem Boden Griechenlands hervor, die neue Probleme bieten, deren Mundart bisweilen erst unter dem Mikroskop des analysirenden Grammatikers Verständniss und Erklärung findet. — Fast noch eifriger wird nach derselben Methode das italische Alterthum durchforscht. Hier brauchen nur die Namen Friedrich Ritschl, Theodor Mommsen, Theodor Aufrecht genannt zu werden um an diese Studien lateinischer, oskischer und andrer alt-

Digitized by Google

italischer Sprachdenkmäler zu erinnern, durch welche nicht bloss die Geschichte der italischen Sprachen, sondern auch die Anschauung von den älteren Zeiten Roms eine so wesentliche Umgestaltung erfahren hat. Auf Schritt und Tritt werden diese Studien gefördert und unterstützt durch die vergleichende Sprachforschung. Ohne diese blieben die Erztafeln von Iguvium und Bantia, blieb der Stein von Abella unverstanden, ohne sie hätte man schwerlich die Stellung erkannt, welche die lateinische Sprache inmitten der übrigen italischen einnimmt, noch weniger das richtige Verhältniss des Lateinischen zum Griechischen. Selbst ältere lateinische Formen fanden erst durch diese Mittel ihre Deutung. Ich will nur jene Formen auf *d* erwähnen, die in den älteren lateinischen Inschriften den Alten selbst unverständlich, vorkommen. Man fasste dieses *d* z. B. in *de senatuos sententiad*, das vom Standpunkt der späteren lateinischen Sprache aus betrachtet allerdings völlig überflüssig scheint, früher als ein bloss paragogisches. Man nannte es sogar euphonisch, obwohl kein Mensch zu begreifen vermag, was für ein Wohlklang dadurch hervorgebracht wird, dass man am Ende eines Wortes einem Vocal den gerade hier schwer sprechbaren Laut *d* hinzufüge. Dieses euphonische — im Grunde eher kakophonische — *d* ist jetzt als das alte Zeichen des Ablativs erkannt. Nachdem mit Hülfe des Sanskrit diese Erklärung gegeben war, fand sie in der Analyse der oskischen Sprache ihre schlagende Bestätigung. Denn in dieser der lateinischen näher stehenden Mundart ist nicht wie im Sanskrit *t* sondern genau wie im Altlateinischen das weichere *d* die Endung dieses Casus. — Aus den vulgären Schulgrammatiken sind noch immer nicht solche Lehren völlig verbannt, die wie die bekannten Regeln von den Städtenamen der Vernunft

Digitized by Google

ebensosehr, wie der Sprachgeschichte Hohn sprechen. Noch immer lernt die liebe Jugend, dass auf die Frage wo Wörter der ersten und zweiten Declination im Genitiv, die übrigen und die Pluralia im Ablativ stehen; als ob die Frage wo eine grosse Dame wäre, die sich für die verschiedenen Declinationen, wie für die verschiedenen Jahreszeiten verschiedene Residenzen aussuchte. Sogar die alten Grammatiker fassten diese Regel verständiger, indem sie nur sagten das *adverbium loci* sei in dem einen Falle dem Genitiv, in dem andern dem Ablativ gleich. Wohl allgemein bekannt ist nun, dass sich die erwähnte Unregelmässigkeit aus dem alten Locativ erklärt, dessen aus einer früheren Sprachperiode erhaltene Form nicht ursprünglich — denn selbst das älteste Latein unterschied noch zwischen dem Genitiv *Româi* und dem Locativ und Dativ *Romai* — sondern erst durch die vordringende Abschleifung der Laute hier mit dem Genitiv, dort mit dem Ablativ zusammenfiel.

Die vergleichende Sprachforschung begann mit der Zerlegung der grammatischen Formen und hier hat sie vorzugsweise umgestaltend gewirkt. Aber sie drang von den Formen zu dem letzten Gehalt der Sprache, den Wurzeln vor. Für die Etymologie in diesem engeren Sinne der Wort- und Wurzelforschung hat bekanntlich August Pott die Fundamente gelegt, auf welchen fortgebaut wird. Und leicht liesse sich auch hier auf diesem trotz aller Vorsicht und allem Scharfsinn schlüpfrigen Felde eine Reihe wichtiger und sicherer Ergebnisse hervorheben. Aber wir dürfen uns heute nicht in Einzelheiten verlieren, die überdies selten ohne eine etwas ausführlichere Erörterung überzeugend dargestellt werden können. Indess auf einen doppelten wesentlichen Gewinn mag doch hingewiesen wer-

Digitized by Google

den, den diese Untersuchungen einbringen. Einmal gelangen wir auf dem Wege der Wortforschung zu erheblichen culturhistorischen Resultaten. Gemeinsame Namen beweisen gemeinsame Kenntniss der mit den Namen bezeichneten Gegenstände und Begriffe. Finden wir bei allen indogermanischen Völkern einen gemeinsamen Gottesnamen, der auf die W. *div* zurückgeht und ursprünglich den glänzenden Himmel bedeutet, so können wir nicht zweifeln, dass die Völker schon vor ihrer Trennung einen Himmelsgott verehrten. Ergibt sich in einer Reihe der verwandten Sprachen eine Wurzel *ar* mit der gemeinsamen Bedeutung pflügen, so dürfen wir diesen Völkern den Ackerbau schon für jene alte Periode zusprechen, während vom Weinbau das gleiche nicht gilt, denn die W. *vi*, welche dem lat. *vinu-m* und *vi-ti-s* dem gr. *ϝοῖ-νο-ς* zum Grunde liegt, bedeutet nur winden, das daraus abgeleitete Substantiv also ursprünglich nur überhaupt ein Rankengewächs, weshalb im Litauischen davon ein andres Rankengewächs, der Hopfen *ap-vyna-s* benannt wurde. Diese wichtige Seite der Etymologie zuerst in umfassender Weise geltend gemacht zu haben ist ein bleibendes Verdienst Adalbert Kuhn's.

Ein andrer Gewinn der richtig angewandten Etymologie liegt darin, dass es uns möglich wird, den Wörterschatz fremder, aber urverwandter Sprachen mit dem unsrer eignen deutschen Sprache zu vermitteln. „Sprache", sagt Wilh. v. Humboldt, „kann eigentlich nicht gelehrt, sondern nur im Gemüthe des lernenden geweckt werden". Dies Wecken gelingt nicht besser und vollständiger, als durch das Anknüpfen an die in uns eigentlich allein völlig lebendige Muttersprache. Die vergleichende Etymologie weist nun in zahlreichen Fällen den

Digitized by Google

Zusammenhang nach, der zwischen einem griechischen oder lateinischen und einem deutschen bedeutungsvollen Worte stattfindet. Natürlich ist solcher Zusammenhang nur dann aufgedeckt, wenn die älteste deutsche Form nach den festen Gesetzen des Lautüberganges zu der für die früheste Zeit erschlossenen Grundform passt. Gelingt es dies nachzuweisen, so rückt dadurch das betreffende Wort der fremden Sprache unserm Gefühl um ein beträchtliches näher. So entspricht *καλό-ς* dem deutschen heil und geht daher von der Grundbedeutung gesund, rein aus. *ὁρ-ά-ω* von der W. *Ϝορ* stellt sich zum deutschen ge-wahr-en, wahr-nehmen und das Substantiv *οὖρο-ς* ursprünglich *Ϝοῦρο-ς* zum deutschen Wart, Wärter, das lat. *cav-ê-re* ergibt sich als identisch mit dem deutschen schauen, goth. *skav-jan*, weshalb in dem Sprichwort trau, schau, wem der deutsche Imperativ geradezu mit *cave* übersetzt werden könnte. — Erst durch solche Vergleichung wird es uns in vielen Fällen möglich, bis zu der eigensten, individuellsten Bedeutung eines Wortes oder einer Wurzel vorzudringen und es ist eine besonders lohnende Aufgabe zu untersuchen, wie sich diese Grundvorstellung gleichsam strahlenartig in den verschiedenen verwandten Sprachen gebrochen und trotz der ursprünglichen Einheit sehr mannichfaltige Farben angenommen hat.

Die Wichtigkeit der vergleichenden Sprachforschung für die Philologie, wie wir sie an einzelnen Beispielen klar zu machen suchten, ist nach einem lang anhaltenden Kampf mit eingerosteten Gewohnheiten und hartnäckigen Vorurtheilen in neuester Zeit mehr und mehr in das Bewusstsein der Philologen übergegangen. Wenigstens dem Princip nach möchte diese Wichtigkeit von keiner Seite mehr ernstlich bestritten werden; es handelt sich bei eintretenden

Digitized by Google

Differenzen mehr um die Anwendung oder darum, wie weit der einzelne von früher gefassten Ansichten und Standpunkten abgehen soll. Dagegen macht sich jetzt bei denen, welche die allgemeine Sprachforschung in ihrer Bedeutung anerkennen nicht selten eine Auffassung über das Verhältniss dieser Studien zur classischen Philologie geltend, die auch nicht die richtige ist. Manche Philologen betrachten die eigentliche Sprachforschung, selbst insofern sie das Griechische und Lateinische betrifft, als ein ihnen fremdes Gebiet. Indem sie sich selbst nur die genaue Kenntniss der Sprachen, das Sprachgefühl, die möglichst grosse Vertrautheit mit dem Sprachgebrauch vorbehalten, sind sie geneigt die Untersuchungen über den Sprachbau, über den Ursprung der Sprachformen und des Wörterschatzes an die vergleichenden Sprachforscher abzugeben, von denen sie dann hoffen, dass sie die bestellte Arbeit zu ihrer Zufriedenheit ausführen und ihnen für ihre Zwecke die nöthigen Ergebnisse hübsch sauber und möglichst fasslich zusammenstellen werden. Diese Auffassung verträgt sich aber eben so wenig mit dem Wesen der Wissenschaft, als mit den besonderen Aufgaben der classischen Philologie. In der Wissenschaft kann man überhaupt keine Arbeiten bestellen. Auch die sichersten Ergebnisse der Forschung haben für den geringen Werth, der sich scheut den Wegen nachzugehen, auf welchen sie gewonnen sind, in die Gründe einzugehen, auf die sie sich stützen. Ohne solches Eingehen wird keine wirkliche Ueberzeugung hervorgebracht und das ist ja gerade die Sittlichkeit im wissenschaftlichen Leben, dass wir nur das anerkennen, was wir in unsre Ueberzeugung aufgenommen haben. Die vergleichende Sprachwissenschaft ist keine in sich abgeschlossene Geheimlehre, ihre Principien sind ungemein einfach

Digitized by Google

und leicht fassbar. Es ist zu wünschen, dass sie den Philologen mehr und mehr bekannt werden. Die Sprache hängt überdies mit dem ganzen Geistesleben eines Volkes so innig zusammen, sie umschliesst bis zu dem Grade die Denkformen und den Denkgehalt desselben, dass die feineren und höheren Fragen nur von dem gestellt werden können, der in diesem Geistesleben heimisch ist. Andrerseits aber können sie nicht recht gestellt werden ohne einige Einsicht in die Mittel und das Verfahren des Sprachforschers. Im Leben der Sprache hängt alles mit einander zusammen. Die Syntax ruht auf der Formenlehre, wie die Lexikographie und Synonymik auf der Etymologie. Will die Philologie sich in Bezug auf die ersteren Disciplinen nicht auf blosse Observationen beschränken, so darf sie auch auf die letzteren nicht verzichten. In Zukunft also müssen auch die Jünger der classischen Philologie mit der vergleichenden Sprachforschung sich wenigstens so weit vertraut machen, dass sie über ihre Resultate ein Urtheil haben, dass einzelne unter ihnen die ihrem Gebiete angehörigen Sprachen, deren genauere Erforschung sich die Philologie nimmer entreissen lassen darf, selbst und selbständig zu bearbeiten im Stande sind.

Durch eine schroffe Scheidung zwischen philologischer und vergleichender Sprachforschung würde aber nicht bloss die erstere, sondern auch die letztere leiden. Die allgemeine Sprachwissenschaft bedarf ebenso der Ergänzung durch die philologische wie umgekehrt. Für den der eine grosse Reihe von Sprachen mit der Absicht umfasst, das ihnen gemeinsame zu ermitteln, ist es unmöglich in der einzelnen Sprache so zu Hause zu sein, dass er nicht leicht in die Irre ginge. Bei todten Sprachen muss ja der Sprachstoff vielfach erst festgestellt, erst auf dem Wege

Digitized by Google

der Kritik ermittelt werden. Wie viel verdankt z. B. die Analyse des Lateinischen der sorgfältigen Kritik, mit welcher die ältere Latinität in neuester Zeit von den bedeutendsten Philologen behandelt ist. Für das Griechische bietet uns Hesychius eine Fülle des merkwürdigsten Sprachstoffes, der aber nur von dem richtig benutzt werden kann, welcher die eigenthümliche Beschaffenheit jenes merkwürdigen Lexikons kennt, gerade wie umgekehrt manche in diesem enthaltene auffallende Glosse, die ohne Rücksicht auf weiter greifende Sprachstudien sinnlos erscheint, durch dieselben ihre Erklärung erhält und dadurch gegen willkürliche Aenderungsversuche geschützt wird. Hier sieht man recht deutlich, wie wenig eine Scheidung möglich ist. Für die vergleichende Sprachforschung sind die Mundarten und zeitlichen Differenzen einer Sprache von grosser Wichtigkeit. Auch zur richtigen Würdigung dieser bedarf es philologischer Vertrautheit mit ihnen. Der Kunstdialekt eines Theokrit kann nicht auf eine Linie gestellt werden mit den Formen, die irgend ein Steinmetz aus dem lebendigen Gebrauche seiner Gegend in einer Inschrift anwendet. Die poetischen Dialekte der Griechen werden sämmtlich von einer gewissen Convention beherrscht, die auch bei einzelnen Fragen nicht ignorirt werden darf. Dies gilt selbst bis zu einem gewissen Grade von der homerischen Sprache. Wer diese, wie neuerdings versucht worden ist, ohne Rücksicht auf die eigenthümliche Geschichte des homerischen Textes, der das Product von Jahrhunderten ist, willkürlich nach der Schablone einer angeblich ältesten Gräcität umgestalten will, läuft Gefahr den Homer nach und nach aus einem Griechen zu einem Indogermanen zu machen und durch lange Zeiten getrennte Sprachformen bunt durch einander zu werfen. —

Digitized by Google

Auch zur Analyse der Sprachformen, noch mehr zur Auffindung der Etymologie gehört die eigenste Kunst des Philologen, Kritik, gehört philologisches Sprachgefühl und genaue Sprachkenntniss. Vergleichende Sprachforscher haben neuerdings das griechische *ποιεῖν* mit dem lateinischen *opus*, *operari* etymologisch zusammen gebracht. Aber abgesehen von andern Schwierigkeiten geht die individuelle Bedeutung beider Wörter ganz auseinander. *Opus*, dem skt. *apas* entsprechend und dem deutschen üben stammverwandt, bezeichnet die Arbeit von Seiten der Mühe, *ποιεῖν* dagegen im Gegensatz zu mühsamem Verrichten, zum *opus operatum*, das freie Schaffen. Der Poet und der *operarius* werden auch künftig geschiedene Leute bleiben. Dagegen gehört zu letzterem der mythische *Παν-οπ-εύ-ς* Allwirker, der Vater des *Ἐπ-ειό-ς*, des Zimmerers des trojanischen Pferdes. — Von derselben Seite ist das griechische *και-ρό-ς* mit dem lat. *quie-s* zusammengebracht, als ob nicht der im Nu entschwindende Zeitpunkt und die Ruhe äusserste Gegensätze wären. Nur wer sich mit der allgemeinen Begriffsangabe Zeit begnügte und etwa an das deutsche „Zeit haben" dachte, konnte darauf verfallen, beide Wörter zusammen zu stellen. — Das Gebiet des allgemeinen Sprachforschers ist die Naturseite, die des philologischen, so zu sagen, die Culturseite, der Sprache. Weil aber eine jede Sprache ein gewordenes ganzes bildet, ist die eine Seite von der andern unmöglich ganz zu trennen. Der philologische Sprachforscher läuft Gefahr die Anfänge und ersten Grundlagen der Sprache zu verkennen, der allgemeine die spätere Entwicklung und feinere Ausbildung zu unterschätzen. Die wichtigsten Fragen aber lassen sich nur dann beantworten, wenn beides gleichmässig in Betracht gezogen wird; eine volle Anschauung von der

Digitized by Google

Geschichte einer Sprache gewinnt nur der, der von jenen Grundlagen aus auch die feinsten und eigenthümlichsten Verzweigungen des Sprachlebens überblickt. Hat doch auch der Geograph nicht bloss die natürlichen Bedingungen zu ermitteln, unter welchen sich ein Volk seine Wohnsitze gründete, sondern eben so zu zeigen, wie der mehr oder minder bewusst schaffende Volksgeist diese Bedingungen zu seinen besondern Zwecken benutzte. Bei manchen Sprachforschern ist es Sitte geworden nur für die volltönenden und breit entfalteten Formen der frühesten Sprachperioden Bewunderung zu haben, die abgeschliffneren, aber zu sinnigem Gebrauch verwendeten der nachfolgenden Zeiten mit einer gewissen Geringschätzung zu behandeln, ja sogar schon den Verfall der Sprache von dem Zeitpunkte an zu datiren, da die ursprüngliche Formenfülle abzunehmen begann, aber nur um einer lebendigeren geistigen Anwendung zu weichen. Es ist und bleibt aber eine Einseitigkeit die Sprache das Ulphilas für vollkommner zu halten, als Goethe's Hochdeutsch. Das ist gerade das grosse und anziehende an der Geschichte der Sprache, dass der äusserliche Verfall neues Leben gebiert, dass der Geist die Abschwächung der Materie zu seinen Zwecken benutzt und erst dann seine Schwingen am freisten entfaltet, wenn der lautliche Gehalt der Wörter sich schon zu einem feineren Gespinst verflüchtigt hat. Wie Alexander von Humboldt in seinem Kosmos der Natur nicht bloss Raum für das Sonnensystem und die unermessliche Mannichfaltigkeit der Thier- und Pflanzenwelt hat, sondern auch von der Naturauffassung des Menschen handelt, so ist der Kosmos der Sprache erst dann vollständig dargestellt, wenn diese von den ersten Grundlagen aus bis zu den Perioden verfolgt ist, wo sie das Organ

Digitized by Google

bewusst schaffender menschlicher Geisteskraft wird. Auf den ersten Blick freilich ist es etwas sehr verschiedenes den eigenthümlichen Feinheiten des ciceronischen Sprachgebrauches nachspüren und den Ursprung lateinischer Verbalformen erforschen. Aber bei genauerer Betrachtung finden sich dennoch zwischen beiden Thätigkeiten zahlreiche Berührungspunkte. Denn schliesslich werden wir deshalb die Prosa jener Epoche für die vollendetste halten, weil der natürliche Reichthum der lateinischen Sprache an volltönenden Formen und die natürliche, nur auf Grund etymologischer Forschung begreifliche, Geschlossenheit des lateinischen Satzbaues in ihr mit der grössten technischen Meisterschaft beherrscht wurde. Man hat gesagt, es gehöre eine verschiedene Begabung zu dieser verschiedenen Behandlung der Sprache. Und wer wird leugnen, dass es des Zusammenwirkens mannichfaltiger Kräfte bedarf, dass eine Theilung der Arbeit hier sowohl wie auf andern Gebieten nöthig ist? Aber theilen ist etwas andres als trennen und sich wechselseitig ignoriren oder gar gering schätzen. Ueberdies wer die Unmöglichkeit behaupten wollte beiden Standpunkten gerecht zu werden, den können wir auf ein grosses Beispiel verweisen. Denn in der That möchte es schwer sein zu entscheiden, ob Jacob Grimm um die Sprachforschung, oder um die deutsche Philologie sich grössere Verdienste erworben hat. Hat er doch auf der einen Seite nicht bloss unsre deutschen Sprachen in grossartigster Weise zum erstenmale in ihrer reichen Mannichfaltigkeit dargestellt, sondern auch durch seine Methode wie durch zahlreiche einzelne Forschungen auch für einen weiteren Kreis von Sprachen und ganz wesentlich für das Griechische und Lateinische bedeutendes geleistet, und zeigt er doch auf der andern Seite für das

Digitized by Google

eigenthümlichste des Volkslebens in Sprache, Poësie, Sitte und Glauben einen so feinen Sinn, dass bei ihm fast mehr als bei irgend einem Meister der classischen Philologie die verschiedensten Richtungen des Volksgeistes gemeinsam gewürdigt und mit gleicher Liebe berücksichtigt werden. Dies leuchtende Beispiel des edlen, auch im Leben unsrer Zeit bewährten deutschen Mannes mag also zeigen, dass die Verbindung beider Richtungen wenn auch in dieser hohen Vollendung schwer erreichbar, doch in bescheidener Nacheiferung wohl möglich, dass sie jedenfalls ein Ziel ist, dem wir nachstreben dürfen.

Die classische Philologie hat den schönen praktischen Beruf die Cultur der Griechen und Römer für alle Zeiten zu erhalten, den Sinn für sie dem heranwachsenden Geschlechte immer auf's neue einzuimpfen. Dies kann und darf nur auf Grund strenger und genauer Sprachkenntniss geschehen. Ohne dass der Philolog die übrigen Seiten des classischen Alterthums zu vernachlässigen hätte, wird das Lehren der Sprachen für seine Praxis immer ein Hauptgegenstand sein. Gerade aber dies Lehren kann dadurch für den Lehrer anziehender, für den Schüler fruchtbringender und lebendiger werden, dass es im Geiste und Sinne der jetzigen Sprachforschung geschieht. Die Weite des Gesichtskreises, die erhöhte Freude an dem Object der Sprache selbst wird den Lehrer am leichtesten vor dem Fehler bewahren, in einer Masse von Erudition stecken zu bleiben, wodurch der sprachliche Unterricht dem Schüler so leicht verleidet wird.

Indem ich von der Verbindung der Philologie und Sprachforschung redete, habe ich Ihnen, hochverehrte anwesende, damit das besondere Ziel bezeichnet, das ich mir zur wissenschaftlichen Aufgabe meines Lebens gesetzt habe,

Digitized by Google

die classische Philologie, welche zu lehren und zu fördern mir obliegt, mit der allgemeineren Sprachforschung in lebendige Wechselwirkung zu setzen. Auch in meinem Lehramt an der hiesigen Universität, in das ich durch das Vertrauen der hohen Regierung und meiner hochverehrten Herrn Collegen gerufen werde, hoffe ich mir für diese besondere Richtung einen Platz zu gründen, und bitte Sie alle, Lehrende und Lernende, die Sie mich durch Ihre Gegenwart am heutigen Tage erfreuten, mich in dem erwähnten Streben, wie in meinem Wirken in diesem Amte überhaupt, freundlichst zu unterstützen.

Digitized by Google

(3)

Altgriechische Märchen

in der

Odyssee.

Ein

Beitrag zur vergleichenden Mythologie

von

(Karl Cornelius)
Dr. Georg Gerland,
Lehrer am Kloster U. l. Frauen zu Magdeburg.

Magdeburg 1869.
Creutz'sche Buchhandlung.
R. Kretschmann.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Diese Abhandlung, als Festgruss des hiesigen Kloster-Gymnasiums zu einem Jubelfeste geschrieben, welches die hiesige Realschule I. O. zur Feier ihres 50jährigen Bestehens begieng, musste bei drängender Zeit möglichst rasch abgefasst werden. Daher ist der literarische Apparat derselben ein sehr geringer, denn einmal verbot es schon die Zeit, alle einschlagenden Schriften auch nur einzusehen, zumal ihre Beschaffung oft umständlich gewesen wäre; andererseits sollte und musste jegliche Polemik gegen abweichende Meinungen vermieden werden, schon des Raumes halber. Man mag zwischen den Zeilen und aus den Ergebnissen selbst mancherlei herausnehmen. Auch sind, da die Arbeit für einen grösseren Kreis wenigstens lesbar sein sollte, nur möglichst wenige Citate und die fast alle in deutscher Sprache gegeben; und manches ist der Kürze halber nur ausgesprochen oder angedeutet, was eine längere Ausführung verdient hätte.

Digitized by Google

Inhalt.

Digitized by Google

Wenn jedes Werk einer hohen und reinen Kunst für die Betrachtung unerschöpflich ist, weil es aus der innersten Tiefe des menschlichen Geistes entsprossen stets neue Seiten bieten kann und darum erneuter Forschung auch stets bietet: so gilt dieser Satz wohl von keinem Kunstwerk in reicherem Maasse als von den homerischen Gedichten, den Hymnen sowohl als namentlich von Ilias und Odyssee.

Um dies letztere Gedicht hat sich in jüngster Zeit Kirchhoff bleibendes Verdienst erworben, sowohl durch seine vor 10 Jahren erschienene Ausgabe, in welcher er die einzelnen Teile des Gedichtes nach der verschiedenen Zeit ihrer Entstehung gesondert gab, als auch durch eine Reihe der scharfsinnigsten Abhandlungen, welche seine Redaction erläutern und begründen sollten. Sie taten dies auf so vortreffliche Art, dass man wohl über Einzelnheiten verschiedener Meinung sein mag, in der Hauptsache aber ihm völlig beistimmen muss. Nach ihm ist der älteste Kern der Odyssee eine Dichtung, in welcher Odysseus zu den Kikonen, dem Kyklopen, der Nymphe Kalypso, in die Unterwelt,[1]) zu den Phäaken und von ihnen entsendet in sein Vaterland gelangte, welches Gedicht, selbst schon der Kunstpoesie angehörig, dann später, aber noch vor der Olympiadenrechnung, fortgesetzt wurde durch die Erzählung dessen, was der Held bei seiner Zurückkunft zu Haus erlebte, wie er sich zu erkennen gab und an den Freiern rächte. Dieser Kern wurde aber etwa zwischen Ol. 30—50 von einem Unbekannten überarbeitet, welcher verschiedene ältere Dichtungen gleiches Sagenkreises mit den schon bestehenden verschmolz; so fügte er zunächst ein Bruchstück einer Telemachie, dann aber auch, ausser eigenen Einschiebseln, verschiedene Teile einer anderen

[1]) Philologus XV, 16—29.

Digitized by Google

Dichtung von der Rückkehr des Odysseus dem älteren Gedichte ein. Wie nun die Telemachie so gut wie gar nichts sagenhaftes enthält, so gehört auch jener zweite Nostos wie Kirchhoff meint[1]) einer Zeit an, wo die Sagenbildung schon in der Auflösung war, denn sie „überträgt die Motive der Argonautensage auf ein völlig fremdes Gebiet", sie lässt, um nur ein Beispiel dieser Uebertragung anzuführen, das Märchen von der Kirke aus dem Medeamythus entstehen. Schiesslich ist dieses zweite Gedicht von der Heimkehr des Odysseus, welches nicht viel älter sein mag, als die Olympiadenrechnung, ursprünglich in der dritten Person erzählt und erst vom Bearbeiter in die erste Person übertragen[2]).

So weit Kirchhoff. Von ganz anderer Seite her hat vor Kurzem Professor Jülg in Insbruck, der ausgezeichnete Kenner des Mongolischen, eine neue und höchst überraschende Entdeckung in Beziehung auf die Odyssee gemacht, die er in seinem Vortrage „die griechische Heldensage im Widerscheine bei den Mongolen" auf der Philologen-Versammlung zu Würzburg im vorigen Jahre veröffentlicht hat. Er weist nach, dass in dem mongolischen Heldengedichte „Die Taten Bogda Gesser Chans" sich eine Menge Züge und Erzählungen finden, welche ganz ebenso oder doch sehr ähnlich in der griechischen Heldensage und namentlich in unserer Odyssee vorkommen. Und wenn nun auch — wir gestehen es offen — manche von den Aehnlichkeiten, auf welche Jülg hinweist, uns nicht evident genug erscheint, so lässt sich doch hinwiederum vieles Andere, was er erwähnt, gar nicht bezweifeln und das merkwürdige Faktum steht fest, dass die epische Poesie beider Völker mancherlei gemeinschaftliche Züge enthält. Allein auch mit der Märchen- und Sagenwelt anderer und minder weit abliegender Völker bietet die Odyssee die merkwürdigsten Uebereinstimmungen und einige von diesen auseinander zu setzen, soll die Aufgabe dieser Blätter sein.

---

[1]) Die homerische Odyssee und ihre Entstehung VIII; XI. Abhandl. der Berliner Akad. philos. histor. Klasse v. 10. Juni 1863 S. 563 f.
[2]) Rheinisches Museum XV, 62 f.

Digitized by Google

In der indischen Märchensammlung des Somadeva,[1]) welche 1103 nach Christus und kurz nachher abgefasst ist, lesen wir die Geschichte des Brahmanen Saktideva, der ausgezogen ist, um die Königstochter Kanakarekhâ für sich zu gewinnen, denn diese will nur einen Mann heiraten, der in der goldenen Stadt war. Als er diese Stadt durchaus nicht finden kann, wird ihm nach mancherlei vergeblichen Bemühungen geraten, zum Fischerkönig Satyavrata (der unverbrüchlich treue) hinzugehen, welcher im Meere auf der Insel Utsthala wohnt und über die verborgensten Dinge Kunde zu geben weiss, da er nach allen fremden Ländern zu reisen pflegt. Auf der Fahrt dahin wird aber sein Schiff von einem Sturme zerschellt, sein Reisegefährte, ein Kaufmann, treibt lange auf einer Planke sitzend im Meere, bis ihn ein zufällig vorbeisegelndes Schiff aufnimmt und Saktideva selbst, zwar wie Jonas von einem gottgesendeten Fisch verschlungen, kommt doch auch ans Land, da der Fisch in Utsthala gefangen wird. Dort nahm Satyavrata den Brahmanen freundlich auf und riet ihm, eine andere Insel zu besuchen, auf der man, da sich zu einem heiligen Vischnutempel daselbst eine Menge Pilger aus aller Welt zu versammeln pflegten, sicher auch die Lage der goldenen Stadt erfahren könne; ja er selbst rüstete ein Schiff, um ihn dahin zu begleiten. Unterwegs fragte Saktideva, auf einen dunkeln Punkt in der See hindeutend: „was ist das, was dort in der Ferne mitten im Meere so einladend und schön hervorragt? Es scheint wie ein geflügelter Berg, der seine äussersten Spitzen im freien Spiel auftauchen lässt." Satyavrata antwortete: „es ist ein Feigenbaum, unter welchem, wie man allgemein sagt, ein Strudel das Meer in einen unterirdischen Feuerpfuhl hineinzieht." Aber mit Entsetzen bemerken beide, wie das Schiff vom Winde getrieben unaufhaltsam jener gefährlichen Stelle zueilt — und als jede Hoffnung auf Rettung geschwunden war, da gab Satyavrata, der unverbrüchlich treue, seinem Begleiter den Rat, sich beim Annahen des Schiffes durch rasches Anklammern an einen Zweig des Feigenbaumes zu retten; so lange wolle er das Schiff aufhalten und dann sich für jenen opfernd

[1]) Kathâ Sarit Sâgara her. v. Brockhaus Taranga 24—26.

sterben. So geschah es. Als nun Saktideva allein und hülflos auf dem Feigenbaum sass, da sehnte er sich mit doppelter Heftigkeit nach der goldenen Stadt. Gegen Abend aber kamen eine Menge Riesenadler, welche alle sich auf dem Feigenbaum zur Nachtruh niederliessen und ehe sie einschliefen, mit menschlicher Rede von ihren Taten erzählten. Da sagte einer: „ich war heute in der goldenen Stadt und werde morgen wieder hinfliegen". Während nun die Vögel schliefen, klammerte sich Saktideva auf dem Rücken dessen fest, welcher diese Worte gesagt hatte, gelangte so in die goldene Stadt und sprang herab, als der Vogel in einem schönen Garten daselbst Rast machte. Dort traf er zwei Dienerinnen, welche Blumen pflückten und ihm auf die Frage, welches Land dies und wer sie selber seien, antworteten, er sei in der goldenen Stadt und sie seien Dienerinnen der Vidyâdharî Tschandraprabhâ (Mondglanz). „Führt mich zu eurer Herrin", sagte Saktideva. Da führten sie ihn in die Stadt und in den königlichen Palast, der von diamantenen Säulen getragen und von goldenen Mauern umgeben war. Kaum sah ihn das Gefolge eintreten, als alle zur Königin eilten, um seine Ankunft zu melden. Vor sie gebracht erzählte er, wer er sei und wie er sich bis in die goldene Stadt gewagt habe, um die Königstochter Kanakarekhâ (Goldzeichnung) zu gewinnen, denn diese habe nur einen Mann heiraten wollen, welcher selbst in Kanakapuri, der goldenen Stadt, gewesen sei. Die Königin erzählte ihm darauf, dass sie noch drei Schwestern habe, Tschandrarekhâ (Mondzeichnung), Sasirekhâ (dieselbe Bedeutung), und Sasiprabhâ (Mondglanz). Wegen eines Vergehens sind die drei anderen verurtheilt, Menschen zu werden und eine von ihnen ist eben die schöne Kanakarekhâ. Nachdem sie ihn nun 14 Tage herrlich gepflegt hatte, sagte sie zu ihm: mir erschien einst die Mutter der Götter im Traum und sagte: ein Sterblicher, meine Tochter, wird dein Gemahl werden. So viel treffliche Vidyâdharen nun mir auch mein Vater zum Gemahl vorschlug, ich habe sie abgewiesen und bin noch Jungfrau. Mein Vater hat sich aus Kummer über uns auf den hohen Berg Rischabha zu Bussübungen zurückgezogen; dorthin, wo gerade jetzt alle trefflichen Vidyâdharen zusammenkommen, geh ich heute um seine

Digitized by Google

Zustimmung zu unserer Vermählung einzuholen. Zwei Tage bleibe ich aus: du vergnüge dich hier im Palast, nur hüte dich, die mittlere Terrasse des Gartens zu besteigen. Er aber gieng am zweiten Tag von langer Weile geplagt doch hinauf und fand drei verschlossene Gemächer daselbst und in diesen auf diamantenem Lager die entseelten Vidyâdharenkörper der drei Mädchen[1]), welche in Folge jenes Fluches in menschlichen Körpern auf der Erde leben müssen, und unter ihnen auch den seiner Geliebten Kanakarekhâ. Vor diesen Gemächern war ein See, der ihn zum Bad lockte. Als er wieder aus dem Wasser stieg, fand er am Ufer ein prächtiges Ross, das er besteigen wollte; allein mit einem kräftigen Hufschlag schleudert es ihn in den See zurück, er taucht tief unter und als er wieder emporkommt, findet er sich im Teich, der in dem Garten seines väterlichen Hauses ist, wieder. Traurig eilt er nun zur Kanakarekhâ und verkündet und beweist ihr durch seine Erzählungen, dass er in der goldenen Stadt war. Da sie nun verwünscht war, nur so lange auf der Erde zu weilen, bis sie einen Menschen, der von der goldenen Stadt käme, gefunden hätte; so ist jetzt ihr Fluch gelöst und sie verschwindet. Wieder zieht er aus, um sie aufs neue zu gewinnen und gelangt zunächst wieder, diesmal ohne Unfall auf seinem Schiffe, nach Utsthala. Allein als ihn Satyavratas Söhne sahen und von ihm den Tod ihres Vaters hörten, warfen sie ihn in Banden, um ihn des anderen Tages hinrichten zu lassen und er war verloren, wenn nicht die Tochter Satyavratas, die sich in ihn verliebt hatte, ihn befreit, mit ihren Brüdern versöhnt und geheiratet hätte. Kurze Zeit darauf befreite er eine andere Jungfrau aus der Gewalt eines bösen Dämonen und vermählte sich auch mit ihr: seine beiden Frauen aber gaben ihm die Weisung, als die letztere guter Hoffnung war, ihr den Leib aufzuschneiden und das Kind, das sich sogleich in ein Schwert verwandeln würde, herauszunehmen. Als er dann endlich nach vielem Zögern, diesen grausen Befehl vollzog, da verwandelten sich diese beiden Frauen in die zwei anderen verwünschten Schwestern Kanakarekhâs, in Sasirekhâ und Sasiprabhâ, er selber aber gleichfalls in einen Vidyâdharen. Sie eilten durch die Lüfte

[1]) Benfey Pantschatandra 1, 152.

Digitized by Google

in die goldene Stadt und Saktideva, vermählt mit den vier Schwestern, ward König über das gesammte Vidyâdharenreich.

So lautet bei Somadeva die Geschichte Saktidevas und einzelne Aehnlichkeiten mit der Odyssee springen sogleich hervor. Zunächst aber müssen wir von den Vidyâdharen reden, welche in diesem Märchen eine so grosse Rolle spielen. Sie treten erst spät in der indischen Mythologie auf [1]) und sind, wie ihr Name sagt, Halbgötter mit himmlischer Weisheit, mit Unsterblichkeit, vollendeter Schönheit und Glückseligkeit begabt, welche einen eigenen Staat und König für sich haben und mit den Menschen, obwohl diese nur durch Wunderschicksale zu ihnen gelangen können, in vielfachen Wechselbeziehungen stehen. Wenn wir sie nun auch erst in später Zeit in Indien finden und sie nicht sowohl in dem mythologischen Systeme der Brahmanen als in der Poesie ihre Stellung und durch letztere ihren grössten Ruhm erlangt haben, so muss der Glaube an sie doch sehr alt sein, denn woher käme sonst ihre Herrschaft in der Poesie? Und sehr zu beachten ist es, in welcher Poesie sie herrschen — gerade in der, welche bei den Indern am volkstümlichsten ist, in der Novellen- und Märchendichtung — die sicher in ihren Elementen auch vor ihrer Aufzeichnung und Zusammenfassung zu grösseren Werken schon sehr lange im Volke lebendig war. Jene Vidyâdharen sind den Apsarasen und Gandharven, den Untergöttern, welche ursprünglich Wasser- und Wolkengottheiten, nachher Indras Diener wurden, nahe verwandt und ursprünglich Gottheiten wie sie, allein, als ihre eigentliche Natur im Bewusstsein des Volkes immer mehr verblasste, da sanken sie zu Wesen herab, welche zwischen Göttern und Menschen stehend im Besitz übernatürlicher Kräfte und Kenntnisse sind.

Jedenfalls aber sind mit ihnen die homerischen Phäaken nahe verwandt. Die goldene Stadt der Vidyâdharen kann kein Sterblicher auffinden, wenn ihn nicht die Götter oder die grössten Abenteuer hinführen; gelangt er aber hinein, so geschieht dies plötzlich, durch ein Wunder und zum grössten Erstaunen der Vidyâdharen selbst; und geht er, so geschieht es unfreiwillig und ohne dass er selbst Besinnung hat. So ist es in der Ge-

[1]) Lassen, indische Alterthumskunde 4, 570.

Digitized by Google

schichte des Saktideva und ebenso in einigen anderen ähnliches Inhaltes bei Somadeva. Bei den Phäaken ist es nicht anders. Nausikaa ruft ihren Mädchen zu[1])

> Noch nicht reget er sich, der Sterbliche, lebet auch nie wohl,
> Welcher zu uns herkomm' in das Land der phäakischen Männer,
> Feindschaft tragend und Streit; denn sehr geliebt von den Göttern
> Wohnen wir weit abwärts, in der endlos wogenden Meerflut
> Ganz am End' und keiner der anderen Menschen besucht uns.

Und dieses Abgeschiedensein von den anderen Sterblichen, von welchen sie nur noch Rhadamanthys besucht hat,[2]) wird oft und ganz besonders betont. Odysseus kommt verschlagen vom Sturm, getragen vom Schleier der Leukothea, also mit göttlicher Hülfe nach Scheria; unbekannt durchwandelt er die Stadt, bis plötzlich der Nebel, den eine andere Göttin um ihn gegossen, sinkt, und er der erstaunten Königin Kniee umfasst. Auch sein Gehen ist wunderbar und ihm unbewusst: im Zauberschlaf, welchen ihm Alkinoos vorher verkündet hat,[3]) und der

> unerwecklich und süss und fast dem Tode vergleichbar[4])

ist, wird er ohne dass er es merkt nach Ithaka gefahren und ans Land gebracht,

> erwacht und erkennt jammernd das Vaterland nicht,

bis ihm wieder die Göttin die Augen öffnet.[5]) Das Land der Phäaken aber verschwindet für immer den Augen der Sterblichen. Das Schiff, welches ihn zurückgeführt hat und das von dem hierüber erzürnten Poseidon in einen Felsen verwandelt wird, schliesst den Hafen und die ganze Stadt entrückt ein hohes Gebirge, welches gewiss wie jene Versteinerung des Schiffes nicht bloss angedroht sondern von dem erzürnten Gott wirklich aufgetürmt wird, der übrigen Welt auf ewig, gerade wie das Land der Vidyâdharen dem sterblichen Besucher gänzlich verschwindet.

Wie nun aber (an vielen Stellen bei Somadeva) mit den Vidyâdharen die Götter häufig und ganz ohne alle Umstände wie mit ihres Gleichen verkehren, nur dass jene tiefer stehn als die Götter selbst: so werden auch die Phäaken öfters Lieblinge der Götter[6]) genannt und Alkinoos sagt:[7])

---

[1]) ζ 201—205. [2]) η 323. [3]) η 318; Kestner, de Phaeacibus Homeri, Göttingen 1839 p. 10. [4]) ν 80. [5]) ν 248. [6]) ζ 203. [7]) η 201—206.

Digitized by Google

Stets ja von Alters her erscheinen Unsterbliche sichtbar
Uns, wenn wir sie ehren mit heiligen Festhekatomben,
Sitzen an unserem Mal und essen mit uns wie die Andern.
Wenn auch ein Mann einsam als Wanderer ihnen begegnet,
Nichts dann hehlen sie ihm, denn wir sind jenen so nahe
Als der Kyklopen Geschlecht und die Stämm' unmilder Giganten.

Poseidon nennt sie zwar Sterbliche, sagt aber selbst, dass sie und nicht bloss das Herrscherpaar seines Geschlechtes sind.[1]) Die Vidyâdharen scheinen mit Kuvera, dem Gott des Reichtums, in näherem Zusammenhang zu stehen, wenigstens werden sie öfters mit diesem in Zusammenhang genannt und goldene Figuren, welche dieser Gott so kunstreich verfertigt hat, dass, wenn man ihre Glieder abschneidet, diese sofort wieder wachsen, werden für ihr Werk angesehen.[2]) Dafür spricht auch ihr unermesslicher Reichtum an Gold und Edelsteinen, dafür ihre Namen, ihre goldenen Städte, ihre Paläste mit Demantsäulen und Mauern von Gold.[3]) Auch Odysseus erstaunt über den Palast des Alkinoos,

eh' der ehernen Schwell' er genahet.[4])
Denn wie der Sonne Glanz umherstrahlt oder des Mondes,
Strahlte des hochgesinnten Alkinoos ragende Wohnung.
Wänd' aus gediegenem Erz erstreckten sich hiehin und dorthin,
Tief hinein von der Schwelle, gesimst mit der Bläue des Stahles.
Eine goldene Pforte verschloss inwendig die Wohnung;
Silbern waren die Pfosten gepflanzt auf eherner Schwelle,
Silbern war auch oben der Kranz und golden der Türring.
Goldene Hund' umstanden und silberne jegliche Seite,
Die Hephästos gebildet mit kundigem Geist der Erfindung
Dort des hochgesinnten Alkinoos Saal zu bewachen
Sie unsterblich geschaffen in ewig blühender Jugend.[5])
Sessel entlang an der Wand auch reihten sich hiehin und dorthin,
Tief hinein von der Schwelle des Saals, und Teppiche ringsum,
Fein und künstlich gewirkt, bedeckten sie, Werke der Weiber.
Hierauf setzten sich stets der Phäakier hohe Beherrscher
Festlich zu Speis' und Trank, des beständigen Mahls sich erfreuend.
Goldene Jünglinge dann auf schön erfund'nen Gestühlen
Standen erhöht, mit den Händen die brennende Fackel erhebend.
Rings den Gästen im Saal bei nächtlichem Schmause zu leuchten.

---

[1]) ν 129—30. [2]) So im 6. und 7. Buch des Somadeva bei Brockhaus Abhandlungen der königl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig philol. histor. Klasse 12, 122; 13, 221—2. [3]) Vergl. ausser dem vorhin erzählten eb. 13, 203—4. [4]) η 83—102. [5]) *ἀθανάτους ὄντας καὶ ἀγήρως ἤματα πάντα.*

Digitized by Google

Mit Recht hat man bemerkt, dass diese Schilderung an orientalische Märchen, an Scheheresadens Erzählungen erinnere[1]), und gewiss wird Niemandem die Aehnlichkeit mit den goldenen Vidyâdharenstädten entgehen. Der ganze Phäakenpalast sieht aus wie eine besonders herrliche Schöpfung des Hephästos, wie er ja auch jene merkwürdigen Hunde und Jünglinge, welche belebt scheinen ohne Seele zu haben, verfertigt hat. Aehnliche Geschöpfe sind in Indien Kuveras, des Gottes des Reichtumes Werk, welchem in griechischer Mythologie kein anderer Gott zur Seite treten kann als Hephästos. Solche lebende Zauberpuppen hat eine Nichte des Kuvera, die indische Halbgöttin Somaprabhâ (dem Namen nach eine Vidyâdhare) bei Somadeva gleichfalls[2]), wie er denn auch sonst noch ähnliches und z. B. im 7. Buch von einer Stadt erzählt, deren Bewohner von Holz geschnitzte bewegliche Figuren sind[3]). Und wenn die Vidyâdharen immer unendlich reiche Geschenke geben: wem fiele da nicht die Freigebigkeit der Phäaken gegen Odysseus ein? Und was schenken sie ihm? jeder der 13 Fürsten ein Talent Goldes[4]), ausser anderen unbedeutenderen Dingen, so dass wohl Poseidon sagen kann:

Mehr denn Odysseus je aus Troja brächte des Reichtums,
Käm' er sogar unversehrt mit erloosetem Teile vom Siegsraub[5]),

habe er durch die Geschenke der Phäaken mit nach Hause gebracht. Auch die Gärten der Vidyâdharen waren ausgesucht herrlich, an Wundern reich, mit einem Teich voll goldener Lotosblumen, mit Bäumen voll ambrosiasüsser Früchte, deren Genuss ewige Schönheit und Jugend verleiht, mit goldgefiederten Vögeln und Säulenhallen aus Edelstein[6]); ja eine ihrer Städte hiess geradezu die Lotosblumenstadt, Puschkarâvatî[7]). Und sind nicht die Gärten des Alkinoos sprichwörtlich geworden durch ihren ganz ähnlichen Reiz? Eine Hufe gross, wohlummauert, ziehen sie sich am Pallast hin;

---

[1]) Kestner a. a. O. s. 6. [2]) Brockhaus a. a. O. 12, 122. [3]) Derselbe 13, 244. Ein Nachklang an die goldenen Figuren, deren Glieder beliebig nachwachsen, ist der Riese Orril bei Ariost (ras. Rol. 15, 65), der indess noch mehr an einen türhütenden Dämonen bei Somadeva (Brockh. 13, 242) erinnert. Stets wuchs dem letzteren das abgeschlagene Haupt wieder: allein wenn man es in zwei Hälften spaltet, dann hört der Zauber auf. Ebenso hängt Orrils Leben an einem Zauberhaar. [4]) η 393. [5]) ν 137—8. [6]) Brockh. 12, 124. [7]) Brockh. 13, 214.

Digitized by Google

Dort sind ragende Bäume gepflanzt mit laubigen Wipfeln,
Voll der saftigen Birne, der süssen Feig' und Granate,
Auch voll grüner Oliven und rot gesprenkelter Aepfel.
Diesen erleidet die Frucht nie Misswachs oder nur Mangel,
Nicht im Sommer noch Winter, das Jahr durch, sondern beständig
Vom anatmenden West treibt dies und anderes zeitigt[1]) —
Dort auch, zierlich bestellt sind Beet' am Ende des Weinlands
Reich an manchem Gewächs und stets schön prangend das Jahr durch.
Auch sind dort zwo Quellen: die ein' irrt rings in dem Garten
Schlängelnd umher; und die andr' ergiesset sich unter des Hofes
Schwell' an dem hohen Palast, woher sich schöpfen die Bürger.
Siehe so prachtvoll schmückten Alkinoos Wohnung die Götter[2]).

Auch die Art und Weise, wie Phäaken und Vidyâdharen reisen, stimmt genau zusammen. Während die letzteren durch die Luft fliegen oder in Zauberwagen am Himmel herfahren, sichtbar nur wem sie wollen und mit Gedankenschnelle an jeden Ort gelangend wohin sie wollen, so heisst es von diesen:

Nicht der Phäaken Schiffe ja sind der Piloten bedürftig,
Noch der Steuer einmal, wie sie anderen Schiffen gebaut sind;
Nein, sie wissen von selbst den Sinn und Gedanken der Männer,
Wissen nah und fern die Städt' und fruchtbaren Aecker
Jegliches Volks und die Fluten des Meeres durchlaufen sie schleunig
Eingehüllt in Nebel und Nacht; auch fürchtet man niemals,
Dass sie das Meer entweder beschädige oder vertilge[3]).

Doch die Uebereinstimmung geht noch weiter. Die Vidyâdharen wohnen auf hohen Bergen, meist auf den höchsten Gipfeln des Himalaya und eine ihrer Städte heisst geradezu „Goldgipfel" (Kântschanasringa)[4]). Feindlich sind ihnen die Râkschasas, dämonische Riesen, welche aber in ihrer Nähe, gleichfalls auf Himalayagipfeln, gleichfalls in goldenen Städten wohnen[5]), und trotz aller Feindseligkeit gar mannigfache Berührung mit ihnen haben[6]). Und was erzählt uns Homer von den Phäaken?

Diese bewohnten vordem das weite Gefild Hypereia
Nahe dem Volk der Kyklopen, der übermütigen Männer,
Welche sie stets anfielen und mächtiger waren an Stärke[7]).

Kann eine Uebereinstimmung genauer sein? Was heisst Hypereia anderes als etwa Hochstadt, wobei man doch nur an

---

[1]) η 113 f. [2]) η 127—132. [3]) ϑ 557—563. [4]) Brockhaus 13, 203. [5]) Derselbe 13, 241. [6]) Vergl. die Geschichte der Brüder Asokadatta und Vidschayadatta in Brockh. Uebers. S. 147. [7]) ζ 4—7.

Digitized by Google

eine hochgelegene Stadt, nicht, wie Andere gewollt haben, an den hohen Norden denken kann. Und heisst es nicht an einer anderen Stelle, wo Alkinoos sagt, die Götter verhehlten den Phäaken nichts, fährt er da nicht fort:

Denn wir sind jenen so nahe
Als der Kyklopen Geschlecht und die Stämm' unmilder Giganten?

Könnte auch das nicht Wort für Wort von den Vidyâdharen gesagt werden?

Aber freilich ein Unterschied ist da, und zwar ein nicht unbedeutender: die Phäaken sind ein Inselvolk und alles bei ihnen bezieht sich auf Schiff und Meer, selbst ihre Namen. Doch ergibt sich auch hier wieder eine wenn auch nur äussere Aehnlichkeit: denn wie bei ihnen fast alle Menschen nach der See, der Schiffart benannt sind, so haben wir eine ähnliche Uebereinstimmung bei den Vidyâdharennamen, welche sich fast alle auf Gold, Edelsteine oder Glanz beziehen. Einige solcher Namen haben wir schon oben betrachtet; andere sind: Hemaprabha (Goldglanz), Alankâraprabhâ (Schmuck-glanz) [1]), Vadschaprabhâ (dieselbe Bedeutung), Ratnaprabhâ (Perlenglanz) [2]), Somaprabhâ (Mondglanz) [3]), Svayamprabhâ (die durch sich selbst glänzt) [4]). Hiermit aber stimmt der Volksname der Phäaken selbst ganz genau überein, welcher vom Stamme φαϜ leuchten, glänzen herzuleiten ist und nicht die Männer der Dämmerung, sondern die hellen leuchtenden, die Elben, die Lichtelben bedeutet [5]). Ihr Zusammenhang mit Poseidon, aus dessen Geschlecht sie stammen, ist erst ein späterer. Ob sie nicht früher, wie die Vidyâdharen mit Kuvera, mit Hephästos in näherer Verbindung standen? Ihr Name spricht dafür, der ja mit dem des Hephästos in näherer oder fernerer Verwandtschaft steht [6]). Auch die Pracht ihrer Wohnungen, welche geschmückt sind mit besonders herr-

---

[1]) Brockhaus 13, 203—4. [2]) Derselbe 13, 207. [3]) Derselbe 12, 117. [4]) eb. 122. [5]) Ebenso Hartung. Das Suffix ist skr. â-ka welches wie a-ka i-ka u-ka „Adjektive oder Nomina agentis oder Apellative bildet, welche die Wurzel betonen." Bopp vergl. Gr. §. 949. Die Φαίηκες sind also die hell leuchtenden, die immer leuchtenden. [6]) Von allen Etymologien dieses Namens (Lottner, Kuhn Zeitschr. 7, 193; Piktet eb. 5, 215; Sonne eb. 10, 357) verdient die Kuhns (eb. 5, 215) den meisten Beifall. Ist sie richtig, so stehen die Namen Phäaken und Hephästos nur in ferner Verwandtschaft.

Digitized by Google

lichen Werken des kunstberühmten Gottes, spricht für diesen Zusammenhang. Zu einem Schiffervolk sind sie wohl erst später geworden, denn als sie zu Hypereia wohnten, waren sie es gewiss noch nicht; aber

Dorthin führt' auswandernd Nausithoos göttlicher Bildung,
Dass sie in Scheria wohnten, entfernt von erfindsamen Menschen.

Wann ist diese Umänderung vorgegangen? Als die Griechen selbst ein Schiffervolk wurden: als ihnen eine ferne Insel abgeschlossener und doch auch wieder begehrenswerter schien, als ein hoher Berg. Einen mythologischen Grund, der mit gewirkt haben könnte, führen wir nachher an. Uebrigens ist auffallend, dass auch Saktideva, um Kunde von der goldenen Stadt zu finden, von einer Insel zur anderen fährt und sie endlich mitten im Meere erhält. Man könnte daraus schliessen wollen, dass die Vidyâdharen selber nur umgeänderte Apsarasen und Gandharven seien und diese als ursprüngliche Wasser- und Wolkengottheiten würden zu den schnellsegelnden Phäaken freilich genau genug wenigstens für den ersten Blick stimmen. Allein nach dem was wir bis jetzt über die Vidyâdharen gesagt, können wir in diesen unmöglich Wassergottheiten sehen und dazu kommt und stimmt, dass auch Somadeva fortwährend den Unterschied zwischen Vidyâdharen, Gandharven und Apsarasen aufrecht erhält [1]).

Ein ferneres, worin Phäaken und Vidyâdharen zusammenstimmen, ist die allgemeine höchste Glückseligkeit, die bei ihnen herrscht: noch specieller aber — denn glückselig sind alle Götter — ist der Zug, dass ihre Weiber sich den Sterblichen besonders geneigt zeigen. Anurâgaparâ, die mit Liebe erfüllende, heisst eine Vidyâdharî bei Somadeva [2]) und an die hervorragende Stellung der Nausikaa braucht nur erinnert zu werden: haben doch zwei der grössten Dichter die Liebe der Nausikaa zu dem

---

Doch könnte man von jener Wurzel *φαϜ* mit Vorsatz von skr. sva das Wort erklären, vergl. griech. *φαιστός Φαιστός*, so das *Ηφαιστος* wie svajamprabhâ der von eigenem Glanze leuchtende wäre — und dann wäre er sehr nahe mit dem Namen der Phäaken verwandt. Man beachte auch, wie das Lied, welches bei dem Feste der Phäaken gesungen wird, den Hephästos (freilich zweideutig genug) verherrlicht.

[1]) Brockhaus 13, 222. 12, 107. [2]) Ders. 13, 224.

Digitized by Google

wunderbaren Fremdling behandelt, Sophokles und, auf Orangenästen sitzend im Bauerngarten zu Taormina, Göthe [1]), ersterer in scherzhafter Heiterkeit, denn sein Stück war wie Lessing richtig sah [2]), ein Satyrdrama, letzterer dagegen in der ganzen Tiefe tragischer Auffassung. Aber leider ist von der einen Dichtung so gut wie nichts, von der anderen ausser kurzen Bruchstücken nur der Plan spät aus der Erinnerung aufgezeichnet auf uns gekommen.

Nach allem Vorstehenden wird, so glauben wir, Niemand mehr an der Gleichheit der Vidyâdharen und der Phäaken zweifeln.

Aber wir behaupten noch mehr: und wie wir vorhin die Geschichte des Saktideva wegen ihrer Aehnlichkeit mit den Abenteuern des Odysseus erzählten, so müssen wir jetzt etwas genauer auf diese Aehnlichkeit eingehen.

Da ist nun gleich zu bemerken, dass unsere Vergleichung nicht auf jene älteste Erzählung sich bezieht, welche Kirchhoff aussondert, sondern erst auf die spätere Dichtung von den Abenteuern des Odysseus, in welcher der Held zu Aeolos, den Lästrygonen, zu Kirke, der Scylla und Charybdis, nach Thrinakia, dann wieder zur Charybdis, und endlich von da zu den Phäaken gelangt. Wie Saktideva umherirrt und zwar auf dem Meere von Insel zu Insel, so auch Odysseus. Beide suchen der eine die goldene Stadt, der andere sein Vaterland Ithaka, beide gelangen in die goldene Stadt, durch Zufall, beide aber nach denselben Abenteuern. Denn wer wollte in Utsthala, der Insel des Fischerkönigs, der nach allen Weltgegenden hin gegangen war, die Insel des Aeolos, der als König der Winde auch in alle Weltgegenden hingeht, verkennen? Saktideva und Odysseus erhalten, als sie zuerst hinkommen, freundliche Aufnahme und treffliches Geleit; wie beide aber zum zweiten Male erscheinen, da werden sie im Zorn empfangen. Dies sind die Hauptzüge der Erzählung und diese sind in beiden Werken, in der Odyssee und bei Somadeva gleich; die Nebenumstände freilich sind verschieden und geben daher beiden Erzählungen ein ganz anderes Gepräge. Noch schlagender aber ist die Aehnlichkeit des folgenden Zuges. Während sein Schiff

[1]) 8. Mai 1787. [2]) 6, 327.

Digitized by Google

scheitert, klammert sich Saktideva an den Feigenbaum; und Odysseus, welcher wie Saktidevas Gefährte, der ihn auf der ersten Fahrt nach Utsthala begleitete, auf einem Schiffsbalken das Meer durchfährt, Odysseus — doch lassen wir ihn selbst reden [1]):

Ganz durchtrieb ich die Nacht; doch sobald aufstrahlte die Sonne,
Kam ich an Skyllas Felsengeklüft und die grause Charybdis,
Die mit Gewalt einschlürfte die salzige Woge des Meeres.
Aber ich selbst, hochauf zu dem Feigengespross mich erhebend,
Schmiegte mich dran und hing wie die Fledermaus [2]); und ich fand nicht
Weder wo fest mit den Füssen zu ruhn noch empor mich zu schwingen.
Fern war gewurzelt der Stamm und hochher schwankten die Aeste,
Weit in die Länge gestreckt und schatteten über Charybdis.

Ganz ebenso gross schildert Saktideva den Baum, der dort wie hier ein Feigenbaum ist. Direkt von ihm nun kommen beide Helden in die goldene Stadt, wo sie zuerst unkundig die Dienerinnen — Odysseus freilich unter ihnen die Nausikaa selbst — treffen und von ihnen zunächst in den Palast geführt werden. Ueberall ist hier genaueste Uebereinstimmung: Tschandrabrabhâ sagt, sie habe alle trefflichen Vidyâdharen, welche ihr Vater ihr als Freier gebracht hätte, ausgeschlagen — und sagt nicht Nausikaa dasselbe? Denn hier ja, so redet nach ihrer eigenen Erzählung das Volk von ihr,

Denn hier ja verachtet sie wahrlich
Alle phäakischen Freier umher, so viel und so edle! [3])

Den Saktideva aber will Tschandrabrabhâ sofort zum Gemahl, sie rechnet sicher auf die Zustimmung ihres Vaters und ebenso sagt Alkinoos [4])

Wenn doch o Vater Zeus und Pallas Athen' und Apollon
Solch ein Mann, wie Du, so gleich an Gesinnung mir selber,
Meine Tochter begehrt' und mir sich erböte zum Eidam!

Und wie Saktideva, der ein anderes Mädchen in seiner Heimat liebt, die Tschandrabrabhâ wenigstens fürs erste nicht erhält: so verlässt auch Odysseus das Land, um im Zauberschlaf und auf Nimmerwiederkehren in seine Heimat zu seiner geliebten Gattin zurück zu gelangen.

---

[1]) μ 429 — 436. [2]) Dies Bild ist merkwürdig wegen der treffenden Richtigkeit und der minutiösen Beobachtung der Natur, die es voraussetzt. Diese Beobachtung ist aber nichts künstliches: sie war für jeden griechischen Leser oder Hörer selbstverständlich. Doch giebt es im Süden mehr Fledermäuse, als bei uns. [3]) ζ 283—4. [4]) η 311—13.

Digitized by Google

Man kann diese Aehnlichkeiten nicht für zufällig oder für zu wenig tiefgehend halten. Könnte man doch Odysseus Abenteuer mit den Phäaken geradezu nur für eine umgeänderte indische Erzählung halten, wie es deren so manche gibt, in welchen der Held nach unsäglichen Mühen endlich das ersehnte Ziel erreicht, aber bald genug es wieder verliert. So etwa scheint die Geschichte gewesen zu sein, welche wir hier auf Odysseus übertragen finden. Merkwürdigerweise aber müssen mehrere Geschichten der Art im Umlauf gewesen sein: eine, wo der Held erst zu den Riesen, welche ja den Vidyâdharen oder Phäaken benachbart waren, und dann erst zu letzteren gelangt; ferner eine zweite, zu der die Schilderung der Gärten des Alkinoos gehört, welche in jene erste nicht passt;[1]) und möglich wär' es ja immer, dass die Schilderung des Phäakenfestes im 8. Buche der Odyssee noch auf ein drittes Grundgedicht zurückgienge. So viel können wir gleich hier sagen, denn das wird jeder zugeben, dass diese Geschichten nicht ursprünglich zu den Erlebnissen des Odysseus, der vor Troja kämpft, gehören; dass sie vielmehr auf ihn, als auf den Helden, an welchen so viele Sagen gleichsam ankrystallisirten, erst später übertragen sind und dass bei dieser Uebertragung vielfache Aenderungen eintreten mussten. Allein wie, so müssen wir jetzt fragen, und die Beantwortung dieser Frage ist eben so schwierig als wichtig, wie haben wir uns das Verhältniss der beiden Geschichten, der indischen und der griechischen zu einander zu denken? Drei Möglichkeiten sind vorhanden: entweder die griechischen Fabeln stammen aus indischer Quelle oder Indien hat sie aus Griechenland entlehnt — oder sie beruhen auf gemeinschaftlichem Eigentum.

Allerdings ist ein alter Zusammenhang zwischen Indien und Griechenland nicht zu läugnen, welcher schon in vorhomerischer Zeit, wie die homerischen Gedichte selbst beweisen, stattfand. Der Name des Zinns, κασσίτερος geht sicher auf skr. kastîra zurück[2]) und Lassen hält auch die homerischen Aethiopen für eine freilich sehr dunkele Spiegelung der Inder

[1]) Kirchhoff, Hom. Odyssee IX, 4. [2]) Lassen a. a. O. 1, 239 Anm. 3.

Digitized by Google

und glaubt[1]), dass beides, das Zinn und mit ihm jene ersten Nachrichten, durch phönizische Handelsleute nach Griechenland gekommen sind. Auch Benfey[2]) ist der Ansicht, dass vor Herodot kein so genauer Zusammenhang zwischen Indien und Griechenland stattgefunden habe, dass die Mitteilung von Fabeln oder novellenartigen Geschichten durch ihn ermöglicht sei. Daher hält er gemeinsame Fabeln, welche schon vor dieser Zeit vorkommen, für entstanden in Griechenland und von dort nach Indien gewandert oder er entscheidet sich gar nicht, wie bei einer Fabel, die beim Komiker Strattis[3]) (um 400 v. Chr.) erwähnt wird. Lassen[4]) ist anderer Ansicht; er glaubt, dass solche Uebermittlungen schon im 8. Jahrhundert vor Chr. vorgekommen sind und es liegt auch kein Grund vor, diese Möglichkeit zu bezweifeln. Wir müssen also die Erzählungen selbst betrachten, um uns über ihren Ursprung zu belehren. In zwei bis drei, also jedenfalls in mehreren Wendungen, lief sie bei den Griechen um, und musste also, war sie eingewandert, schon ziemlich lange vor der Olympiadenrechnung, doch mindestens 100 Jahr vorher gekommen sein, wenn sie diese Umänderungen, diese verschiedenen Niedersetzungen erfahren sollte. Bedenken wir aber, dass sie so ganz und gar mit der ihr ursprünglich fremden Odysseussage zusammengeschmolzen, ferner dass sie ein Hauptbestandteil des epischen Nationalschatzes geworden ist und endlich, erwägen wir die sehr starken Umänderungen, welche sie, wie die Odyssee selbst noch ausweist, erlitten haben muss: so kommen wir einmal auf eine gewiss um mehrere Jahrhunderte frühere Zeit ihrer Einwanderung, was denn doch etwas weit für eine solche Uebernahme zurückgeht; und andererseits spricht ein solches Eingreifen und Einwachsen in die ächteste Nationalsage nicht eben für fremdländischen Ursprung des Märchens. Auch müsten wir dann erwarten, dass wie diese so auch noch andere indische Erzählungen herübergekommen seien, während das, was wir allerdings von den altgriechischen Mythen und Märchen indischen Erzählungen entsprechend finden, entweder zur allgemein indo-

---

1) Lassen a. a. O. 2, 628. 2) Pantschatandra 1, 339 und öfters.
3) eb. 1, 376. 4) a. a. O. 2, 629.

Digitized by Google

germanischen Mythologie gehört, oder aber, wie wir gleich sehen werden, mit diesem unseren Märchen von den Phäaken oder Vidyâdharen in Zusammenhang steht. Sodann müsste die Uebereinstimmung eine genauere sein. Freilich scheint sie das in einer Beziehung so sehr, dass man wieder ganz irre wird: denn wenn es auch begreiflich ist, dass in beiden Erzählungen ein Baum über den Strudel wächst, weil der Held sonst nicht in dieser höchsten Gefahr am Baum über den Abgrund hängend gezeigt werden konnte — diese Situation aber war typisch als Bezeichnung der höchsten Not, wie Rückerts

es gieng ein Mann im Syrerland

beweist — so ist es doch auffallend genug, dass dieser Baum in der Odyssee sowohl als bei Somadeva ein Feigenbaum ist. Von der Darstellung dieses Momentes der höchsten Not ist das indische Märchen schon etwas abgewichen; die Uebereinstimmung aber in Beziehung auf den Feigenbaum ist eine zufällige. Denn erstlich ist in der Odyssee unsere gewöhnliche Feige — ficus carica — im Indischen aber der heilige Feigenbaum — ficus religiosa — gemeint, welche äusserlich sehr wenig ähnliches haben; zweitens aber, man darf nie ausser Acht lassen, dass die Griechen die Natur ganz anders und viel schärfer sahen als wir. Nun wächst aber gerade der Feigenbaum auf Felsenklippen sehr gern und wollte der Dichter wirklich auf dem schroffen, unwirtbaren Stein über der Charybdis einen grösseren Baum, zu dem Odysseus anspringen und der ihn tragen konnte, wachsen lassen, so durfte er wenn er naturgetreu sein wollte — und dies waren die griechischen Dichter immer, auch ohne bestimmte Absicht — nichts anderes da wachsen lassen als einen Feigenbaum. Die heilige Feige der Inder aber wird fast überall erwähnt, wo ein grösserer Baum eine Rolle spielt und so versteht sie sich auch hier von selbst.

Also auch hier sehen wir in der griechischen Erzählung griechische Natur und Art bis in's Einzelnste. Man könnte nun freilich noch an der orientalischen Pracht des Phäakenpalastes Anstoss nehmen und in dieser wenigstens indischen Einfluss vermuten; allein sind denn nicht alle Hallen und Paläste und Sessel der Unsterblichen von Erz oder Gold? Nicht alle höchste

Digitized by Google

Kunstwerke des Hephästos, „ewiger Dauer"?[1]) Hat nicht auch Aeolos einen ehernen Palast, Menelaos Wände glänzend von Erz, Gold, Elektron, Elfenbein und Silber?[2])

Fassen wir alle diese Erwägungen zusammen, so werden wir kaum an eine Entlehnung griechischer Seits denken können; fast noch weniger aber kann das Märchen von Griechenland aus nach Indien gewandert sein, wegen der durch und durch indischen Färbung der Erzählung bei Somadeva, deren einzelne Züge alle bis auf die feinsten Fasern hin so tief im indischen Leben wurzeln, dass man sieht, hier ist ihr heimatlicher Boden, wenn sie auch erst in sehr später Zeit uns hier entgegentritt.

Was aber ganz besonders gegen Entlehnung spricht, ist der äusserst wichtige Umstand, dass wir dasselbe Märchen auch bei anderen Völkern und in anderer durchaus selbständiger und doch durchaus verwandter Form wiederfinden. Wie wir nämlich sahen, treten die weiblichen Vidyâdharen vor den männlichen bei weitem hervor; das Hinanziehen der Sterblichen geschah fast nur durch die ersteren. Eine Ausnahme bildet das schöne Märchen von Kalingasenâ und dem Vidyâdharen-Fürst Madanavega[3]), welches durchaus den Amor- und Psychemärchen angehört und dadurch für uns von Wichtigkeit ist: denn es zeigt wie nahe jene ganze Reihe hochberühmter Märchen sich mit den Erzählungen, welche uns beschäftigen, berühren. Beide Kreise stehen in einem klaren Gegensatz zu einander: in dem Psychemärchen ist das Herabsteigen der Himmlischen in irdische Verhältnisse das Haupt- und Grundmotiv, in unserem Phäakenoder Saktidevamärchen aber ist das Hinaufsteigen der Menschen in das Reich der Himmlischen der Angelpunkt, um den sich alles dreht. Allein diese Himmlischen sind vorzugsweise Weiber: und so reihen sich hier alle jene Erzählungen an von Ländern, wo schöne Frauen allein herrschen, welche die Männer anlocken und deshalb von einzelnen Glücklichen — bisweilen auch Unglücklichen, denn der Gedanke

Der Mensch versuche die Götter nicht

mischt sich in manche dieser Erzählungen ein — besucht und

---

[1]) Ξ 238. [2]) δ 72 f. [3]) B. Somadeva 6, 30. Brockhaus 12, 136.

Digitized by Google

genossen werden. Zunächst soll uns unser Weg in den fernsten Osten führen, nach dem stillen Ocean.

Die Völker, welche ihn bewohnen und welche alle, auch die Melanesier, nahe Verwandte der Malaien sind, lieben nichts mehr als Geschichten erzählen und Märchen hören. Ihre Mythologie ist eine sehr reiche, allein schon seit längerer Zeit verfallende; ihr Reichtum aber an mythischen Erzählungen bis auf den heutigen Tag sehr gross. Uns ist bis jetzt nur weniges davon zugänglich gemacht, allein dies wenige, das wir hauptsächlich dem Lord Grey[1]) und dem Engländer Mariner[2]) verdanken, gehört — nach reiflicher Erwägung sprechen wir es aus und möchten ganz besonders darauf hinweisen — zum schönsten, phantasiereichsten und poetisch wertvollsten, was wir von Mythen und Märchen überhaupt haben. Mit unglaublicher Tiefe, Gedankenfülle, Zartheit und Kraft ist hier das Meiste — denn einzelne Abgeschmacktheiten und Roheiten laufen mit unter — empfunden und dargestellt. Viele dieser Mythen berühren sich mit indogermanischen, wie z. B., um nur auf etwas leicht zugängliches hinzuweisen, der karolinische Mythos von Olifat, welchen Chamisso mit solcher Anmut erzählt[3]), an gar manches sonsther bekannte erinnert; und es ist sehr zu bedauern, dass wir nicht mehr von diesen Schätzen haben, von denen wir schwerlich viele noch bekommen werden. Wie nun Liebrecht neulich ein neuseeländisches Märchen, das sich auch bei Grey findet, freilich nicht aus direkter Quelle zum Psychekreis vergleichend herbeigezogen hat[4]); so müssen auch wir einiges aus diesen Gegenden holen. Die Fidschiinsulaner, zwar Melanesier, aber stark mit polynesischem Blute versetzt, erzählen[5]), dass im Nordwesten von ihrer Inselgruppe eine Insel gelegen sei, welche von sehr schönen weiblichen Gottheiten bewohnt werde. Sie ist nicht leicht zu erreichen und dort zu sein ist sehr gefahrvoll, denn jene Göttinnen sind sterblichen Männern nur allzu freundlich

[1]) Sir George Grey, Polynesian mythology and ancient tradit. history of New Zealand race London 1855. [2]) Mariner Tonga Islands ed. by Dr. Martin, London 1818. [3]) Reise 129 f. ges. Werke, 2, 260. [4]) Kuhn, Zeitschrift 18, 62 f. [5]) Mariner 2, 129. Eine wunderliche Uebereinstimmung zwischen den Fidschimythologemen und dem rasenden Roland sei hier noch

Digitized by Google

und die Luft daselbst ist für Menschen zu heiss; einmal sind Fidschimänner in einem Boote dagewesen, und diese haben, als sie glücklich sich wieder losgerissen, die Kunde gebracht. Die Die Umkehrung hiervon erzählen die Tonganer[1]): Die beiden Töchter des Gottes Langi (Himmel) schleichen sich heimlich und gegen das ausdrückliche Verbot ihres Vaters auf die Erde, weil sie sich nach der Liebe der schönen Männer von Tonga sehnen. Allein alle Fürsten geraten beim Anblick der schönen Himmlischen sofort in Streit wer sie besitzen soll, und kämpfen so heftig, dass die Götter den Lärmen hören und rasch den Langi um seine Töchter zu strafen nach Tonga senden: die eine war schon todt, denn sie hatte irdische Speise genossen[2]), die andere tödtet der erzürnte Vater, denn

grausam seid ihr, o Götter, und eifersüchtig vor anderen,
Die ihr es hoch aufnehmt, dass Göttinnen ruhen bei Männern
Oeffentlich, wenn wen eine zum lieben Gemahl sich erwählte —

Diese Worte der Kalypso bei Homer[3]) passen ganz genau auch auf die Göttinnen des fernen Ozeaniens.

Der indische Einfluss hat sich ja auch auf den Sundainseln, also im Gebiet der Malaien ausgebreitet; kann auf ihm wohl die Aehnlichkeit dieser Mythen beruhen? Nein. Denn nach-

---

erwähnt. Ariost lässt Gesang 34, Strophe 73 f. den Herzog Astolf in den Mond und daselbst in ein Tal gelangen

Wo wunderbarlich alles wird gefunden
Was man verliert, es sei durch Ungefähr,
Durch Zeit, durch Schicksal, durch Versehn: dort oben
Wird, was man hier verloren, aufgehoben.

Alle Dinge, glauben die Fidschiinsulaner, haben eine Seele, Pflanzen, Steine, Waffen, Töpfe, Kleider, kurz alles; zerreisst, zerbricht, welkt etwas auf Erden, so kommt es oder vielmehr seine Seele sofort ins Paradis; verliert man etwas — es ist ins Paradis gegangen, das man sich als ferne Insel denkt (Mariner, 2, 137).

[1]) Mariner 2, 129—134. [2]) Dieser Proserpinamythos findet sich auch sonst in Polynesien. Vom Paradise aus fuhren einst Götter nach den eben geschaffenen Tongainseln, die ihnen so gut gefielen, dass sie daselbst zu wohnen beschlossen und deshalb ihren Kahn zerbrachen. Allein kurze Zeit darauf sterben einige von ihnen: die anderen, entsetzt, versuchen wieder in ihre himmlische Heimat zurückzufahren, aber umsonst. Die anderen Götter verkünden ihnen, weil sie Frucht der Erde gegessen, seien sie nun selber sterblich. (Mariner, 2, 127.) [3]) Σ 118—120.

Digitized by Google

weislich sind die ozeanischen Völker von den malaiischen mindestens schon seit 2000 Jahren getrennt und ohne allen und jeglichen Zusammenhang in dieser Zeit, denn dass einmal auf der kleinen Insel Tobi (Südwestende der Karolinen) ein brauner Mensch von Ternate (Molukken) angekommen und der Lehrer der Eingeborenen jenes elenden Eilandes geworden sein soll[1]), beweist gar nichts. Und dies ist die einzige Spur einer Einwirkung Malaisiens auf Polynesien.

Kehren wir nach Griechenland zurück, so werden wir sogleich an das Reich der Amazonen erinnert, welches wohl auch in diesen Mythenkreis, wenigstens zum Teil, gehört. Wenn Theseus die Königin Hippolyta erringt, so scheint das derselbe Mythus von dem sterblichen Manne, welcher nach unendlicher Mühsal ein Götterweib erringt, nur wie fast alle Mythen, die sich um Theseus gruppiren in verwildertem roherem Zustande. Es ist zu beachten, dass jeder der bedeutendsten griechischen Helden einen Kampf mit den Amazonen zu bestehen hat, Theseus wie Herakles und Achilles, meist siegreich, doch nicht immer: denn in manchen Sagen hatte der Kampf des Achilles mit der Amazone Penthesilea einen tragischen Ausgang. Noch mehr als in der Theseussage ist dies Amazonenreich herabgesunken bei Ariost, wie man das im 19. (von Strophe 57 an) und 20. Gesange nachlesen mag: aber das Märchen oder der Mythus erhielt sich in frischem Leben bis ins späte Mittelalter.

In ganz anderer Reinheit, man kann wohl sagen in höchster Vollendung finden wir diesen Mythus in Deutschland wieder und zwar in unseren beiden grossen Heldenliedern und den Mythologemen, die ihnen zu Grunde liegen, im Nibelungenliede mit tragischem, in der Gudrun mit glücklichem Ausgang. Aber dieselben Naturgottheiten, welche den indischen Vidyâdharen, den griechischen Phäaken und Amazonen zu Grunde liegen, wie anders treten sie auf in der germanischen Heldensage! Auch hier sind sie, wie jene, ursprünglich Dienerinnen oder Begleiterinnen der Götter; auch hier ist noch nicht ganz die Beziehung zu dem Gott des Reichtums abgestreift, denn Brunhildens Palast hat 86 Türme, drei grosse Hallen und einen prachtvoll geschmückten Saal; sie

[1]) Hale, united states exploring expedition, ethnography and philology p. 78.

Digitized by Google

hat Schaaren von Dienern und Dienerinnen; manche Walkürennamen beziehen sich auf goldenen Schmuck, alle Walküren heissen Wunschmädchen, Wunschweiber, d. h. Göttinnen, denen der „Inbegriff von Heil und Seligkeit, die Erfüllung aller Gaben" [1]) zustand, wie auch in späteren Märchen die erscheinenden weissen Jungfrauen Schätze spenden. Ob nicht gar — um eine vielleicht zu kühne Vermutung wenn auch nur zweifelnd auszusprechen — mit dieser alten Beziehung der Walküren auf den goldspendenden Feuergott Brunhildens Flammenburg, welche freilich die nordische Mythologie ganz anders deutet und ihr Gewinnen des grössten Hortes der Welt, des unterirdischen Schatzes der Nibelungen, zusammenhängt? — Doch diese Beziehungen zu Gold und Glanz sind bei den germanischen Walküren sehr zurückgetreten; hervorgetreten aber ist ihr strenges Magdtum worin sie sich zu den Amazonen stellen, aber dadurch höher stehen, dass sie bei aller Strenge, bei aller Mannhaftigkeit doch nie den Zauber der reinsten und höchsten Weiblichkeit verlieren. Und gerade dadurch werden sie so ächt germanisch. Hervorgetreten ist ferner ihr Dienstverhältniss zu dem höchsten Gott, da dieser aber der Gott des Sieges ist, so werden auch sie, gleichfalls ächt germanisch, zu Schlachtjungfrauen, welche die gefallenen Helden in ihr himmlisches Zauberreich emporheben, um ihn dort zu belohnen; die blumengeschmückten weichlichen Glieder der indischen Vidyâdharen sehen wir hier in kriegerisches Erz geschnürt und statt des Balles, wie Nausikaa, werfen sie den Ger; statt der Reichtümer, welche sie sonst so reichlich verteilten, verleihen sie jetzt das höchste Gut des germanischen Mannes: den Sieg. Auch ihre Zahl ist gegen die der Vidyâdharen beschränkt: zu sieben, zu neun, zu dreizehn treten sie auf, allein da sie in Walhalla die abgeschiedenen Helden pflegten, so darf man sie doch nicht in so geringer Menge denken. Und wenn wir ferner von ihnen erfahren, dass sie durch die Luft fliegen, durch das Wasser ziehen [2]), am Himmel herreiten können; dass sie sich in Schwäne verwandeln, ihr Schwanenhemde aber bisweilen ablegen und dass man sie fesseln konnte, wenn man ihnen dies Hemde wegnahm:

[1]) Jak. Grimm, D. Myth. 126; 390 (2. Ausg.) [2]) D. Myth. 398. 391.

Digitized by Google

alles dies stimmt so genau zu der Art wie die Vidyâdharen erscheinen und festgehalten werden, dass wir gewiss nicht unrecht tun, in den Walküren die deutsche Umwandlung jener indischen Gottheiten zu sehen oder vielmehr die deutsche Umwandlung derjenigen Wesen der Urreligion, aus welchen sich Vidyâdharen und Phäaken und Amazonen entwickelt haben. Auch die Art, wie die Walküren mit den Männern oder richtiger die irdischen Männer mit den Walküren verkehren, stimmt ganz zu den griechisch-indischen Märchen. Nur besonders auserwählten Helden und auch diesen nur mit Mühe wird die Walküre zu teil, zu der sie nur auf wunderbarem Wege und nicht ohne Zauberkraft hingelangen, die sie nur durch Zauberkraft oder besondere Gunst der Götter gewinnen. So ist's im Nibelungenlied; so auch, wenn gleich noch mehr verblasst, in der Gudrun. Hier wird auch wieder die Neigung der Vidyâdharen zu Gold und Schätzen wirksames Môtiv: die Helden, welche Hettel entsendet, gewinnen Hagen und seine Tochter Hilde zunächst durch die Kostbarkeiten welche sie zum Verkauf ausstellen.

Wie Hilde, so wird auch Brunhild zu Schiff hingeführt in ihr neues Reich: beide werden gewaltsam erobert, die eine mit, die andere gegen ihren Willen; und so ist denn auch der Ausgang der Geschichte Hildens ein glücklicher, Brunhildens ein hochtragischer.

Nach allem dem aber, was wir bis jetzt über diesen Mythos gesagt haben, kann man ihn, der so tief in der deutschen Mythologie wurzelt, dass man in Hilde eine Umgestaltung der Freia selbst gesehen hat [1]), gewiss nicht als entlehnt betrachten [2]). Und, um von allen inneren Gründen abzusehen: müsste man nicht, wenn er entlehnt wäre, einen Zusammenhang mit dem Orient in frühster Zeit annehmen? In so früher Zeit, wie er schwerlich auch nur bestehen konnte?

Allein wer die Entführung der Hilde liest, wird sofort an ein anderes Märchen erinnert werden, nämlich an das vom treuen

---

[1]) Simrock, Handbuch der deutschen Mythol. 303. [2]) Gegen Benfey Pantschat. 1, 418 „danach ist es nicht unwahrscheinlich, dass selbst diese Art der Entführung aus einem orientalischen Märchen in die Gudrun gekommen ist".

Digitized by Google

Johannes, der für seinen Herrn die Königstochter vom goldenen Dach entführte. Hier wie dort ist es der Diener, der für seinen Herrn den Entführungsplan erfindet, die Gefahr besteht, die unnahbare Königstochter gewinnt; hier wie dort wird sie dadurch gewonnen, dass man ihr köstliches Goldgerät zeigt und auch die Art der Entführung ist in beiden Erzählungen gleich. Aber eben so innig, als diese beiden Geschichten zusammengehören, gehört das Märchen von der Entführung der Königstochter vom goldenen Dach zu den indischen Erzählungen von den Vidyâdharen. Bei beiden die Liebe zum Golde, die goldene Stadt; bei beiden das Weggeführtwerden aus einem fernen, unzugänglichen Lande — in den deutschen Märchen ist es, wie in Griechenland, wieder eine Insel — bei beiden die überirdische Macht der Schönheit; endlich in beiden. die mannigfachen Schwierigkeiten um die Braut wirklich dauernd an's Haus zu fesseln, welche im deutschen Kindermärchen der treue Johannes durch dämonische Wesen belehrt alle überwindet [1]).

Alle diese Märchen zeigen also noch einen anderen höchst merkwürdigen Zug der Uebereinstimmung eben darin, dass wenn die Braut erreicht ist, von neuem mächtiges Unheil droht. Saktideva, in Tschandraprabhâs Besitz gekommen, wird von dem Zauberpferd weit weg aus dem himmlischen Reich geschleudert und kommt nur durch erneute Gefahren und Anstrengungen an's Ziel; Odysseus wird im magischen Schlaf in sein Vaterland entrückt, ursprünglich wohl nicht anders als Saktideva zur Strafe oder von feindseligen Dämonen, welche ihm die Seligkeit bei den Phäaken nicht gönnen; der treue Johannes besteht die grössten Fährlichkeiten, um allen Zauberspuk, der den Neuver-

[1]) Von diesem Märchen gab es verschiedene Versionen in Deutschland; die bei Grimm ist aus Niederzwehren bei Kassel, doch erwähnt er im dritten Bande der K. M. S. 16 noch eine andere etwas abweichende aus dem Paderbornischen. Auch sonst gehört noch eine ganze Reihe der Kindermärchen hierher: alle diejenigen, worin eine Königstochter aus einem goldenen Schlosse mit grossen Gefahren vor und nach der Vermählung gewonnen wird, wie z. B. der goldene Vogel (1, 57), der König vom goldenen Berg (2, 35), das Wasser des Lebens (2, 62; 3, 171) u. s. w. Doch findet sich in diesen Erzählungen manches Fremde mit eingemischt. Ein hierhergehöriges Märchen aus Somadeva Brockhaus 12, 117 f.

Digitized by Google

mählten droht, abzuhalten und büsst endlich sein Leben darüber ein. Sigfrid stirbt, weil er die errungene Walküre unter der Gestalt seines Herrn und für denselben dauernd an dies Menschendasein gefesselt hat. Und während das Kindermärchen zeigt, wie mit jenem alten Mythus von der Vermählung eines Helden mit einer Göttin sich ein neueres Märchen, das vom treuen Diener verknüpft hat, zu welchem letzteren alle jene Unglück drohenden Gefahren gehören, welche in der zweiten Hälfte der Geschichte vom treuen Johannes vorkommen: so ist es namentlich das Verhältnis Sigfrids zu Brunhilden, welches, wie es den Schlüssel gibt, warum jenes zweite Märchen angefügt ist, zugleich auch auf das eigentliche Wesen dieses gesammten Märchenkreises helles Licht wirft. Der Grundkern aller der Mythen, welche uns bisher beschäftigt haben, ist nämlich folgender: Der höchsten menschlichen Tapferkeit oder Klugheit kann es gelingen, bis zu den Göttern empor zu steigen und entweder bei ihnen beglückt durch die Liebe himmlischer Jungfrauen weiter zu leben oder von dort eine Göttermaid zu entführen und in irdischer Ehe mit ihr ein besonderes ruhmvolles und segensreiches Dasein zu geniessen. Aber den Göttern geschieht durch ein solches Eindringen der Menschen, und seien es die herrlichsten Helden, immer Gewalt und so gestatten sie nur ungern die Liebesgemeinschaft mit ihnen: jede Schwäche oder Achtlosigkeit vertreibt den Sterblichen aus ihrer Nähe und um eine entführte Göttin wieder zurück zu bringen, bereiten sie dem Entführer stets neue, stets gesteigerte Gefahren und Versuchungen. Erst dann gehören die Unsterblichen der Erde an, wenn sie sich durch irdischen Stoff verunreinigt haben, sei es durch irdische Speise, wie Proserpina und die polynesischen Götter, sei es durch die engste Verbindung mit dem Manne, wie Brunhild. Doch fesselt letzteres nicht immer unwiderruflich: „für uns Götter, heisst es bei Somadeva [1]), herrscht das Gesetz, dass wir unmittelbar, nachdem ein mit einem sterblichen Wesen erzeugtes Kind geboren ist, dieses auf der Erde zurücklassen und in unsere Heimat zurückkehren". Durch die Geburt ist gleichsam die irdische Be-

[1]) Brockhaus 12, 155.

Digitized by Google

fleckung wieder ausgeschieden; und so wie die indischen Vidyâdharen entfliehen geraubte Walküren, wenn ihre Kinder heranwachsen, so enteilen polynesische Gottheiten [1]) und nicht anders lässt Göthe in einem seiner tiefsinnigsten Gedichte Pandora sich dem sterblichen Epimetheus entziehen.

Ist der Held also bis zum Himmel gelangt, ist er in den Besitz der Göttin gekommen, dann drohen neue und dann erst die schwersten Gefahren, welche die Kunst der Erzähler zu einer bestimmten Stufenfolge ordnete. Lag es da nicht nahe, den Märchen, welche eine solche Vermählung mit einer Himmlischen erzählten, ein anderes anzufügen, welches eine Reihe von Gefahren in bestimmter Kette und Steigerung schon lange selbstständig enthielt? es anzufügen, eben weil es sie enthielt? und erst im zweiten Teil jener Märchen es anzufügen, nachdem der Held schon sein Ziel scheinbar erreicht hat? So trat das Märchen vom treuen Diener hinzu, und zwar zunächst, wie es selbst unzweifelhaft indisches und buddhistisches Ursprungs ist [2]), in Indien selbst; daher alle die Versionen der Vidyâdharenmärchen (man gestatte der Kürze wegen den nicht ganz erschöpfenden Namen), welche wie der treue Johannes unmittelbar aus Indien stammen, jene Verschmelzung zweier ursprünglich einander fremder Erzählungen zeigen.

Aber noch ein drittes, jenem zweiten nah verwandtes Element eint sich ihnen. Schon in den ältesten Gestaltungen unseres Mythenkreises sehen wir den Helden begleitet von einem Freund, der die Gefahren teilt, ja auf sich nimmt und sich opfert. So stirbt für Saktideva der bis zum Tod getreue Satyavrata; Odysseus Genossen gehen alle im Unheil zu Grunde, nur er wird gerettet; Theseus, mit Pirithous verbunden, verliert den Freund allerdings nicht im Kampfe mit den Amazonen, wohl aber in einem ähnlichen Unternehmen, als er eine Göttin entführen will; für Hettel von Hegelingen übernehmen seine Mannen, vor allem der gepriesenste Held, Wate, das Schwierigste; und ist das Verhältniss Sigfrids und Gunthers ein anderes? Uebernimmt nicht auch Sigfrid das Schwerste? Wird er nicht für Gunther auf-

[1]) Grey a. a. O. 3. Erzählung. [2]) Benfey 1, 414.

Digitized by Google

geopfert? So hat sich in späterer Zeit mit diesen Vidyâdharenmythen auch die Geschichte von den Blutsfreunden, von Amikus und Amelius geeint, wie dies schon der treue Johannes, noch mehr aber die Paderbornische Version des Märchens ausweist. Minder klar aber ist es, zu welchem Zwecke schon in den Grundmärchen selbst der Freund eingefügt ist, ohne welchen der Held doch auch zum Ziel gelangen konnte.

Das wollen wir jetzt erklären. Niemand also wird den deutschen Mythus von Brunhild, Sigfrid und Gunther, den griechischen von Odysseus und den Phäaken[1]) oder das indische Märchen von Saktideva für entlehnt halten. So ist es denn indogermanisches Grundeigentum und hat schon vor der Trennung der einzelnen Völker in den oben angegebenen Grundzügen bestanden. Nun war es aber bei allen indogermanischen Völkern und also auch bei dem Urvolk dem sie alle entstammen Sitte, dass zwei Männer unter einander einen Freundschaftsbund auf Leben und Sterben schlossen[2]), welche uralte Sitte sich noch bis heute bei den Albanesen erhalten hat[3]). In Griechenland sprechen eine Menge Mythen und Sagen dafür: Achilles und Patroklos, Orestes und Pylades, Kastor und Pollux (wenn sie auch Brüder waren) Theseus und Pirithous genügen als Beispiele. Diese Sitte einer solchen innigen Freundschaft und heiligen Verbrüderung findet sich auch durch den ganzen stillen Ocean, auch auf den Inseln mit schwarzer Bevölkerung und zwar verpflichtet hier der Bund, bei dem man den Namen wechselt, auch zur Mitteilung des eigenen Weibes an den Freund, der den Freund beleidigen

---

[1]) Spuren von ähnlichen Erzählungen finden sieh auch im Litauischen. Ein litauisches Märchen bei Schleicher (97—100) erzählt, dass in einem Torfmoore eine Teufelin auf einem eisernen Stuhle sitzt. Sie wohnt jetzt in einem Schiff, welches sie einst aus einer vorüberziehenden Wolke herniederzog und dessen Mastspitze, jetzt mit Moos bedeckt, früher hervorragte. Man wollte sie vertreiben, musste aber davon ablassen, denn sie sagte, sie würde dann eine viel grössere und bessere Gegend beherrschen und den Pferdekopf, welcher das Meer verstopft hält, herausziehen. Ihre Söhne sind Nixenmänner; wenn sie ihren Stuhl durchgesessen hat, so geht die Welt unter. [2]) Grimm, Geschichte der Sprache 1. Aufl. 131 f. [3]) Hahn albanesische Studien 1, 168.

Digitized by Google

würde, wenn er nicht ganz in seine intimsten Rechte träte[1]). Ebenso aber muss es bei den Indogermanen gewesen sein, wie der Zug in fast allen Freundesmärchen beweist, dass der Freund zwischen sich und das Weib des Freundes ein blankes Schwert legt: denn war eine solche innigste Gemeinschaft aller Dinge unter den Freunden nicht Sitte, so konnte man auch nicht daran denken, sie in den Erzählungen darzustellen; war es aber früher und schaffte man sie später ab, so lag es nahe, dies in den Novellen, welche ein solches Verhältnis darstellten, einzuflechten. Nach alter Sitte schläft noch der Freund an der Stelle des abwesenden Freundes, mit dem er in diesen mildernden Erzählungen verwechselt wird; aber neben ihm liegt das blanke Schwert, zum Zeichen, dass jetzt Frevel ist, was früher Gebot war. Je vornehmer nun irgend ein Held war, um so selbstverständlicher hatte er einen solchen Blutsfreund; denn zu ihm drängten sich alle. Auch wurde manches Abhängigkeitsverhältniss nicht minder innig gefasst.[2]) Sollte daher ein Held als recht herrlich hingestellt werden, so konnte man ihn sich kaum denken ohne einen solchen brüderlich Verbündeten, der ihm auf Leben und Sterben sich ergeben hatte, ohne einen Satyavrata, einen unverbrüchlich treuen im wahren Sinne des Wortes. Wollte man also einem Helden seine höchste und gefährlichste Tat, seinen Zug zu den Göttern wagend darstellen, was lag näher, als dass man ihm gerade hierbei einen Freund zur Seite gab, der verpflichtet war, ihn in Allem und gerade im Schwierigsten zunächst zu unterstützen? Da es nun Pflicht für den Freund war, sich aufzuopfern: so wird ein solches Aufopfern in vielen dieser Märchen erzählt und es musste eintreten, wenn die Erzählung tragisch endete, wie in der erhabensten der hierher gehörigen Mythen, in der von Brunhild, Sigfrid und Gunther.

Dieser letztere Mythus ist in Deutschland zu Hause als Erbeigenthum des germanischen Stammes. Später aber haben wir ihn freilich in sehr veränderter Gestalt und nicht ursprünglich sondern aus Indien entlehnt in dem erwähnten Kindermärchen vom treuen Johannes. Hier finden wir eine viel jüngere

[1]) Belege in dem nächstens erscheinenden 5. Band der Anthropologie von Waitz. [2]) Caesar de bello gall. 3, 22. Tacitus Germania 14.

Digitized by Google

Version der uralten Geschichte, die aber immer noch genau genug mit den alten Mythen übereinstimmt. Die Grundstimmung freilich unserer deutschen und dieser indischen Version ist sehr verschieden. In Indien haben sich die erwähnten beiden Erzählungen von den treuen Freunden, vom treuen Diener und noch eine dritte, die „vom Bilde"[1]) angeschlossen, letztere auch erst später, als man in der Heldin des Märchens die Göttin nicht mehr fühlte und die heftige Liebe des Helden irgendwie motiviren wollte. Man spielte ihm also ein Zauberbild in die Hand, welches, wie einst die Göttin, mit so dämonischer Kraft auf ihn einwirkte, dass ihm nichts übrig blieb als zu rufen: „Tod oder Turandot". Dabei teilen sich diese von indischem Vorbild stammenden Märchen in zwei Reihen, deren zweite, wie man sieht, erst in Folge sehr später Umänderung der alten Erzählung den Freund (oder Bruder) untreu werden lassen und dadurch ein neues Motiv gewinnen. So ist es z. B. in dem Märchen vom Wasser des Lebens und gar manchem anderen.

Spuren jener Vidyâdharenmärchen haben sich auch im Albanesischen und Neugriechischen erhalten,[2]) z. B. in den Märchen von der unermesslich reichen Fee Mauthia in Albanien und in dem albanesisch-griechischen Märchen von den Schönen der Erde, welche wohl nicht auf Entlehnung beruhen.

Kehren wir nun nach diesem weiten Ausflug wieder zur Odyssee zurück, so bringen wir von unserem Schweifen in der Ferne als Ausbeute die Ueberzeugung mit, dass das Märchen von den Phäaken und dem Besuch des Odysseus bei ihnen nichts anderes ist als eine selbständige Version eines indogermanischen Mythos und ferner, dass diese Version der Odyssee eine den Griechen eigentümliche und nirgendher entlehnte ist.

Aber wir sind noch nicht fertig: die Odyssee weist noch einige dämonische Wesen auf, welche in einer Art von Parallelismus zu den Phäaken und mit einander selbst stehen. Denn könnte man nicht vielleicht gar in dem Märchen von Kirke nur eine verkürzte Version des Phäakenmärchens, welche die reichliche Schaar der göttlichen Wesen auf eine einzige Gottheit

[1]) Benfey 1, 417. [2]) Hahn alb. Studien 1, 162.

Digitized by Google

beschränkt hätte, vielleicht in Kalypso nur eine noch blassere Spiegelung der Kirke sehen? Zu einer solchen Annahme könnten uns indische Märchen verleiten, welche die ganze Herrlichkeit des Vidyâdharenreiches gleichfalls auf nur eine schöne Jungfrau häufen. Ein Prinz von Ceylon, heisst es im Hitopadesa, einer indischen Fabelsammlung, die älter ist als Somadeva, aber jünger als 319 nach Christus,[1]) ein Prinz von Ceylon „hat von einem Mädchen gehört, die aus dem Meere emportauche, unter einem Wunderbaume ruhend auf reichgeschmücktem Lager, die Cither spielend. Er fährt hin; von ihrer Schönheit hingerissen, lässt er sich auf den wunderbaren Baum hinab und versinkt mit diesem auf den Grund des Meeres. Dort kommt er in eine goldene Stadt und findet die Schöne — Ratnamandschari (Edelsteine und Perlen besitzend) mit Namen — in einem goldenen Hause, bedient von Vidyâdharîs. Sie sagt ihm, sie habe nur dem angehören wollen, der selbst in die goldene Stadt komme. Sie verbinden sich." [2]) Später jedoch verliert der König seine Gemahlin ganz ähnlich wie Saktideva die Tschandraprabhâ verliert, als er zum ersten mal in der goldenen Stadt ist. Dies Märchen, welches der Geschichte der Königstochter vom goldenen Dache schon nahe rückt, ist gewiss nicht die Wurzel,[3]) sondern der Rest jenes länger ausgeführten Märchens, das wir vollständiger in der Geschichte des Saktideva haben; der Baum aber, in dem vielleicht die uralte Vorstellung vom Weltbaum verborgen steckt,[4]) sowie der Vidyâdharenname sind geblieben.

Allein mit Kirke und Kalypso lassen sich diese Erzählungen nicht vergleichen, schon deshalb nicht, weil beide griechische Göttinen den Helden zurückhalten wider seinen Willen, während er in jener Erzählung wider seinen Willen die Geliebte und ihr Zauberreich verlassen muss.

---

[1]) Lassen 4, 811. [2]) Benfey, Pantschat, 151 f. [3]) Wie Benfey a. a. O. annimmt. Auch beruht dies Märchen gewiss nicht auf dem Zauber des Meergeheimnisses und den Folgen unzeitiger Neugier, wie jener ausgezeichnete Gelehrte will, sondern auf altmythischen Grundlagen; eben so wenig können wir das Märchen aus buddhistischen Quellen erwachsen ansehen. Aehnlich die Geschichte bei Somadeva 2, 10, Brockh. S. 37. [4]) Vergl. Preller griech. Mythol. 2. Aufl. 1, 483, Anmerk. 3.

Digitized by Google

Dagegen haben wir in Somadevas Märchensammlung eine dem Kirkemärchen ganz entsprechende Geschichte[1]). Ein junger Kaufmann sucht eine ihm erschienene Vidyâdharî zu erlangen und, deswegen auf der Wanderschaft, ist er mit vier frommen Pilgern zusammengetroffen, in deren Gesellschaft er weiter zieht. Sie kommen Abends an einen Wald und Holzhacker warnen sie vor einem Gespenste in demselben, einer Yakschinî, welche durch Zaubersprüche erst die Wanderer in Tiere verwandelt und dann auffrisst. Sie gehen aber doch; und „um Mitternacht naht tanzend die Yakschinî, schon von ferne ihre aus einem Menschenknochen gebildete Flöte blasend. Sowie sie herbei gekommen, richtet sie den Blick fest auf einen der frommen Männer und recitirt unter wildem Tanze einen Zauberspruch. Durch diesen Spruch wächst jenem ein Horn; wahnsinnig aufstehend stürzt er tanzend in das flammende Feuer. Den Halbverbrannten zieht die Zauberin heraus und zehrt ihn auf. So geht es dem zweiten und auch dem dritten Pilger. Als sie eben im Begriff ist auch den vierten zu verzehren, legt sie zufälliger Weise die Flöte auf den Boden; sogleich springt der Kaufmann auf, ergreift die Flöte, bläst auf derselben und recitirt unter wildem Tanze sich umherdrehend den Zauberspruch, den er durch wiederholtes Anhören gelernt hat und richtet seinen Blick fest auf die Yakschinî. Durch die Macht dieses Spruches aller Kraft beraubt, beugt sie sich vor ihm nieder und spricht: „tödte mich nicht! Lass ab vom Recitiren des Zauberspruches, schenke mir mein Leben, ich weiss Alles und werde jeden deiner Wünsche erfüllen. Ich werde dich dorthin bringen, wo die Vidyâdhare weilt". Dieses Märchen hat mit dem griechischen von Kirke grosse Aehnlichkeit. Auch sie wohnt im Walde; auch sie verwandelt die Ankömmlinge durch einen Zauber in Tiere, wenn sie dieselben auch nicht mehr frisst; auch sie schädigt zunächst die Begleiter des Odysseus; und wie jene Yakschinî wird auch sie von dem Helden ihrer Zauberkraft beraubt; auch sie gewährt alles, was Odysseus nur wünschen kann und auch sie führt ihn in das Reich der Unsterblichen, indem

[1]) Brockhaus 13, 215 f.

Digitized by Google

sie ihm die Wege zur Unterwelt zeigt. Ebenfalls nahe berühren sich mit dem Kirkemärchen deutsche Märchen bei Grimm, in denen von zwei Brüdern oder Blutsfreunden der eine zu einer Hexe kommt und durch Berührung mit dem Zauberstab in Stein verwandelt, von dem anderen Bruder aber erlöst wird, der die Zauberin machtlos macht, weil er gewarnt oder sonst schon kundig ist. Dies erzählt z. B. der Schluss des Märchens von den zwei Brüdern bei Grimm[1]). Auch die Erzählung von Jorinde und Joringel gehört hierher, wo der Liebende durch einen Traum anstatt von Hermes belehrt die Wunderblume findet, die den Zauber löst. Jenes zauberlösende Kraut Moly ist in Deutschland allgemein bekannt unter dem Namen Allermannsharnisch; so heisst allium Victorialis mit langer schwarzer Zwiebel und weisser Blüte und die Gladiolusarten, welche sonst auch Siegwurz genannt werden — ein Name der auf hohes Altertum und wohl auch darauf hindeutet, dass die Blume einst Wodan geheiligt war. Sie blüht blutrot, im Grunde mit schwarz und weisser Zeichnung; eine rote Blume, inwendig mit einer Perle findet Joringel zur Entzauberung; und in rote Blumen mit schriftähnlicher Zeichnung im Grunde wurden Ajas und Hyacinthus verwandelt[2]). Allermannsharnisch galt aber auch im deutschen Aberglauben gerade gegen die Gefahr, mit welcher nach Hermes Warnung Odysseus auch von der schon bezwungenen Kirke bedroht war. Die Zauberin im indischen Märchen hiess eine Yakschinî: Yakschas aber und Yakschinîs sind männliche und weibliche Dämonen, welche, wie die Vidyâdharen, Diener des Kuvera, des Gottes der Reichtümer sind. Gar oft treten sie feindlich gegen die Menschen auf. Sie verhalten sich

---

[1]) K. M. 60, 1, 329 f. Der Hirsch welcher die Brüder zu der Zauberin lockt, sollte er in Zusammenhang stehen mit jenem gewaltigen Hirsch, den Odysseus in den Wäldern der Kirke (κ 156 f.) erlegt? Die Tiere der beiden Brüder sind vielleicht erst aus den Tieren, in welchen die Hexe zu verwandeln pflegt, entstanden. [2]) An die Hyacinthe ist nicht zu denken, denn sie blüht, wo sie wild wächst, nur dunkelblau. Auch den Malaien galten einige lilienartige Gewächse für heilig: so den Bewohnern Borneos nach Low eine Art Pancratium, den Ratakinsulanern (Marshallarchipel) und Tahitiern ein Crinum (Chamisso 112 ges. W 2, 216; Forster Bemerk. 142).

Digitized by Google

zu den Vidyâdharen wie die deutschen Schwarz-elben zu den Licht-elben, deren erstere meist männlieh, letztere zum grossen Teil wie z. B. die Walküren weiblich gedacht werden. Daher gehören auch alle Märchen von Menschen (meist Weibern), welche von Schwarzelben entführt, von Zwergen in Haft gehalten sind, hierher. Auch die Sigfridssage hat manchen verwandten Zug. In den deutschen Hexen sehen wir die weiblichen Vertreter der Schwarzelben; und auch Kirke halten wir für eine Dämonin, welche in dieselbe Klasse gehört. Die griechische Mythologie hat nur, nach ihrer gewöhnlichen Art, die Gestalt der Göttin vor dem Phantastischen der indischen und vor dem unschön Düstern der deutschen Anschauung bewahrt; schön und liebenswürdig aber darum nicht minder gefährlich tront sie in ihren einsamen Wäldern, wie bei uns die Hexen immer im dicken Walde wohnen und die indischen Yakschas den gleichen Aufenthalt lieben. Kirchhoff meint nun, dass Kirke weiter nichts sei, als eine Nachahmung und Widerspiegelung der Medea. Allerdings scheint der Dichter des Teiles der Odyssee, der von ihr erzählt, die Argonautensage vor Augen gehabt zu haben; allein erfunden hat er, nur um ein Gegenbild zur Medea zu haben, das Märchen von Kirke sicherlich nicht, denn wir fanden es in Indien und Deutschland wieder. Das aber ist möglich und wahrscheinlich, dass, weil Iason zur Medea kommt, jener Homeride in die Odyssee ein Märchen übertrug, das sonst erzählt wurde entweder ohne Beziehung auf den Helden von Ithaka oder doch wenigstens nicht überall mit ihm in Verbindung gesetzt war. Auch Medea finden wir in Indien und Deutschland vertreten, in Indien z. B. in einem Märchen, das Somadeva erzählt. Ein Menschen fressender Râkschasa (Riese) hat eine Tochter, welche ein Sterblicher freit: um sie zu gewinnen, werden ihm verschiedene Arbeiten gegeben, die er mit Hülfe der Tochter überwindet. Beide fliehen dann und als der Vater ihnen nachsetzt, wird er durch allerlei Zauberlist von der Tochter aufgehalten. Freilich haben diese Listen nicht das blutige, was die der Medea haben; aber wir rechnen dies auf die viel spätere Zeit des Somadeva, welche eine Milderung in den Sitten und Anschauungen notwendig mit sich brachte. Von deutschen

Digitized by Google

Märchen gehören hierher Erzählungen wie die vom Fundevogel bei Grimm und andere, in denen nun gar alles schreckliche und pathetische, das sich in der griechischen Erzählung noch so viel findet, längst geschwunden ist.

Beide Zauberinnen also, Kirke und Medea sind als verschieden zu hetrachten. Dagegen scheint es fasst, als ob wir in der Fabel von Kalypso entweder nur eine andere und dann sehr abgeblasste Version des Kirkemärchens oder aber in der Göttin selbst eine der Kirke verwandte Dämonin zu sehen haben. Fanden wir in Indien Kirke als eine Yakschinî, in Deutschland als Hexe oder Schwarzelbin wieder, so hat Kalypso in ihrer ganzen Art etwas an einer Râkschasî, von einem Riesenweibe und es ist; wenn man beide Mythen, die von Kirke und Kalypso, vergleicht, letztere Annahme, wonach beide zu trennen sind, doch wohl das Richtigere. Bei Kalypso finden wir alles viel ursprünglicher, altertümlicher, als bei der schon kultivirteren Kirke, wie ja letztere auch in späterer Ueberlieferung zuerst auftritt. Auch ihr Name, auf den wir zurückkommen, erscheint einer altertümlichen Naturgöttin anzugehören und etwa die umhüllende Wolke zu bezeichnen. Man denke wie auch Aeolos über die Elemente herrscht und wie in der nordischen Mythologie Riesen Wind und Wetter und ähnlich heissen[1]).

Noch eins ist zu besprechen, was fast allen den erwähnten Märchen oder Mythen gemeinschaftlich ist: dass sie nämlich fast alle auf Inseln spielen.[2]) Lassen wir zuerst Kalypso als auf ganz anderen Grundlagen beruhend bei Seite, so haben wir die Phäakeninsel, die Insel der Kirke, die Insel des Aeolos, der Kyklopen; und wenn in Griechenland auch manches Märchen, da die Griechen eine seefahrende Nation waren, wohl in ein Schiffermärchen übergieng, so lösst dies doch nicht alles. Denn auch Saktideva, worauf wir schon vorhin aufmerksam machten, fährt von einer Insel zur anderen und gelangt mitten vom Meere aus in die goldene Stadt, und jener Prinz von Ceylon, von dem wir erzählten, fand diese Stadt sogar auf dem Grund des Meeres. In Deutschland werden Hilde sowohl als auch Brunhild von

---

[1]) Grimm, D. M. 1, 515, 499, 497. [2]) s. oben S. 16.

Digitized by Google

fernher übers Meer geholt[1]) und nicht anders die Königstochter vom goldenen Dache. Die Amazonenreiche lagen an fernen Meeresküsten und finden sich in dieser Lage noch bei Ariost, wie auch die Fidschimänner zur See in jenes genussreiche aber unheimlich schwüle Land der Weiber gelangen.

Es ist nicht schwer zu erklären, woher dieser gemeinschaftliche Zug stammt. Aus einer Vermischung zweier Mythen stammt er. Man dachte sich jene Vidyâdharenländer (ihr indischer Name soll uns für alle gelten) abgeschlossen von der übrigen Welt, aber voll von jeglicher Glückseligkeit. Nun dachte man sich aber auch die Wohnung der seligen Geister, der abgeschiedenen Seelen in einem ebenfalls abgeschlossenen Land und zwar bei allen Völkern auf Inseln, oder doch wenigstens jenseits eines Stromes, eines Meeres. Lag es da nicht nahe, dass beide so nah verwandte Mythenkreise sich berührten? ja musste nicht, nach der Natur der menschlichen Phantasie, eine Verschmelzung derselben eintreten? Und das ist vielfach geschehen.

Es verlohnt, noch einen Augenblick bei diesen „Inseln der Seligen", welche aus griechischer Mythologie bekannt genug sind, zu verweilen. Proteus schildert sie in der Odyssee folgendermaassen[2]):

Nein, dich führen die Götter dereinst an den Enden der Erde,
Zu der elysischen Flur, wo der bräunliche Held Rhadamanthys
Wohnt und ganz mühlos in Seligkeit leben die Menschen:
Nimmer ist Schnee noch Winterorkan noch Regengewitter;
Ewig wehn die Gesäusel des leis' anatmenden Westes,
Die Okeanos sendet, die Menschen sanft zu kühlen:
Weil du Helena hast und Zeus dich ehret als Eidam.

Könnte nicht dieselbe Schilderung auch vom Phäakenlande gesagt sein? Sollte in dieser äusseren Gleichheit beider Lande der Grund zu finden sein, weshalb wir den Rhadamanthys auch bei den Phäaken, wenn auch nur als Gast, fanden? Er und die höchste Glückseligkeit gehörten fest zusammen; und also liess man ihn auch in das Land gelangen, das bewohnt von reinen und guten Menschen jener Seligkeit stets genoss, in das Land der leuchtenden Phäaken. Man beachte auch, dass es der Besitz

---

[1]) Auch keltische Märchen scheinen hierher zu gehören; wenigstens hat das von Tristan und Isolte verwandte Züge. [2]) δ 561 - 9.

Digitized by Google

der Helena„ des Götterweibes ist, welches dem Menelaus den Aufenthalt in Elysium sichert; auch dadurch stellt sich letzteres den Vidyâdharenreichen nahe.

Den Weg zum Hades aber schildert Kirke so[1]):

Aber sobald du im Schiff den Okeanos jetzo durchfuhrest,
Wo das niedere Gestad' und die Heine der Persepheneia,
Erle zugleich und Pappel und fruchtabwerfende Weide;
Lande dort mit dem Schiff an Okeanos tiefem Gestrudel,
Selbst dann gehe hinein in das Aïdes dumpfe Behausung,
Wo in den Acheron dort der Strom Pyriphlegethon stürzet,
Und des Kokytos Strom, der ein Arm der stygischen Flut ist,
Dort am Fels, wo sich mischen die zween lautbrausenden Ströme.

Auch um die nordische Hellia, zu der man auf langem, finstern Wege gelangte, floss der Strom Giöll, „der brausende": eine goldene Brücke führte hinüber[2]). Ebenso dachten sich die italischen Völker den Eingang zur Unterwelt mit Seen in Verbindung.

Aehnlich denken sich auch die Malaien den Aufenthalt der Verstorbenen. So heisst es in einem Märchen der Battas auf Sumatra, in welchem ein Held in die Unterwelt hinabsteigt[3]): „er reiste weiter und weiter bis er ankam bei dem Fluss Parsalinan und an den Fels Parsoluhan, das ist, o Leser, der Ort, da sich die Gestalten verändern". Beide Ortsnamen heissen Verwandlung und jenseits des Parsalinan beginnt das Geisterreich. Der Fels am Eingang in die Unterwelt kommt auch in sehr vielen polynesischen Mythen und Todtengebräuchen vor; und wie seltsam ist es, dass einen ganz ähnlichen Felsen am Eingang der Unterwelt und als Zeichen desselben einmal Kirke in den oben angeführten Versen erwähnt[4]), und ferner ihn der Dichter des 24. Buches der Odyssee unter dem Namen des leukadischen Felsen[5]) kennt. Und sollte nicht jener wunderliche Stein, den Festus als Türe des Orkus erwähnt[6]), auch hierher

[1]) κ 508-515. [2]) Grimm, D. M. 762. [3]) Kurzer Abriss einer battaschen Formenlehre im Tobadialekt nach einem Diktat von H. N. v. d. Tuuk verdeutscht durch August Schreiber, Barmen Missionshaus 1866 S. 69. [4]) κ 515: πέτρη τε, ξύνεσίς τε δύω ποταμῶν ἐριδούπων. [5]) ω 11: πὰρ δ' ἴσαν Ὠκεανοῦ τε ῥοὰς καὶ Λευκάδα πέτρην. [6]) „manalem lapidem putabant esse ostium Orci, per quod animae inferiorum ad superos manarent, qui dicuntur manes."

Digitized by Google

gehören? Auch die deutsche Mythologie scheint ähnliches zu kennen, was aber später umgewandelt wurde; denn vielleicht ist der mittelalterliche „dillestein der helle", welchen die Dichter jener Zeit als Decke der Hölle ansahen und Jak. Grimm[1]) mit dem Stein des Festus vergleicht, ursprünglich auch nichts anderes als das Markzeichen der Unterwelt und später erst zum Deckel derselben geworden. In ganz Polynesien nimmt man eine westlich gelegene Insel der Seligen an; sie ist nach tonganischem Glauben voll der schönsten Blumen, die nie welken, der süssesten Früchte, welche gepflückt sofort wieder wachsen. Man kommt in dies herrliche Land nicht ohne den Willen der Götter, und als einmal sterbliche Menschen, ohne zu wissen wo sie seien, in Bulotu (wie man in Tonga die Paradisinsel nennt) gelandet waren, da ergieng es ihnen sonderbar: sie wollten Früchte pflücken, aber sie vermochten es nicht, denn schattenhaft glitten sie ihnen aus der Hand; durch die Wände der Häuser, die Stämme der Bäume, gleich als ob alles hier von Luft wäre, giengen sie hindurch; und als ihnen einige Götter begegneten, da schritten die Götter ganz ebenso durch die sterblichen Leiber der Besucher. Die Götter aber rieten ihnen rasch davon zu segeln, sie würden ihnen guten Wind senden. So kamen sie unglaublich geschwind noch Tonga zurück, starben aber gar bald alle; denn die Luft jener Götterinsel verträgt kein Sterblicher[2]). Dieser letzte Zug erinnert an das oben erzählte Fidschimärchen; und auch im Indischen findet diese merkwürdige Erzählung Anklänge. Bei Somadeva[3]) nämlich wird von einem Vidyâdharengarten erzählt: „wo eine Mauer stand, glaubte man das Freie zu sehen und das Freie erregte den Wahn einer Mauer; wo Wasser floss, dachte man festes Land vor sich zu haben und das feste Land erschien täuschend wie Wasser". Auch im polynesischen Mythos ist jene Verschmelzung der beiden Erzählungen vom Götterland, wo die Seelen der besten Sterblichen hin gelangen und von jenem Reich überirdischer Genien mannigfach eingetreten.

Weil nun die Seele eine weite Wanderung zu Wasser vornehmen musste, so gehen durch ganz Polynesien Todtengebräuche,

---

[1]) D. M. 766. [2]) Mariner, Tonga island, 2, 107-9. [3]) Brockhaus 12, 124.

Digitized by Google

welche sich hierauf beziehen, die wir aber, so viel Interessantes sie für Vergleichungen mit indo-germanischen Todtengebräuchen bieten, hier nicht weiter verfolgen können. Auch in Amerika herrschte die Ansicht, dass die Seele, um in's Paradis zu gelangen, über einen Fluss oder nach fernen Inseln musste; so in Mexiko [1]), in Californien [2]), und da man die Todten in Peru mit dem Angesicht nach Westen begrub, so muss ein ähnlicher Glaube auch hier geherrscht haben [3]). Die Araukaner glaubten, die Seelen der Todten gingen nach Westen auf die andere Seite des Meeres und lebten dort nach gewohnter Weise weiter; weshalb man sie in einem Kahn begrub [4]). Auch die Seelen der Nordamerikaner hatten unter grossen Fährlichkeiten einen Strom zu passiren [5]). Alle diese Völker verlegen ferner das Todtenreich nach Westen. Diese Uebereinstimmungen sind auffallend genug.

Dass Polynesier und die Amerikaner, welche an der Küste wohnten, ihr unerreichbares Paradis jenseits des Ozeans oder auf einer fernen Insel suchten, ist begreiflich. Wie kamen aber auch die Nordamerikaner, wie die Indogermanen dazu? Um bei letzteren stehen zu bleiben: soll etwa der Fluss bloss symbolisches Zeichen sein der Abtrennung? Dazu war eigentlich z. B. bei der deutschen Auffassung der hellia, die ja schon durch den langen finstern Raum, den Grimm sehr treffend dem griech. Erebus gleichstellt, [6]) gar keine Veranlassung Wie, wenn wir hier den Rest einer uralten Vorstellung hätten? Aber eine solche Vorstellung konnte sich doch nur bilden bei einem Volk, das grosse und wirklich hemmende Wasserflächen kannte: und die Indogermanen in ihren Ursitzen etwa am Oxus und Jaxartes bis zum Himalaya hin waren ja als Binnenvolk von allen grösseren Gewässern entfernt? Vielleicht auch nicht. Nach Norden oder Westen verlegt die indogermanische Mythologie das überseeische Todtenreich. Die Zeit, in welcher die Indogermanen noch als das eine Urvolk in den genannten Gegenden wohnten, ist eine sehr alte und mag leicht 2 oder 3 Jahrtausende vor Christus hinaufragen. Wie, wenn wir in dieser frühen Zeit ein

---

[1]) Waitz Anthropologie der Naturvölker 4, 165. [2]) Eb. 243. [3]) Eb. 467. [4]) Eb. 3, 520. [5]) Eb. 197. [6]) D. M. 763.

Digitized by Google

Meer im Norden jenes Gebiet begrenzend fänden? Und das finden wir allerdings. „Vor der Zeit, welche wir die historische nennen, mag der Aralsee in einer der letzten Revolutionen der Erdoberfläche sehr nahe gelegenen Epoche ganz in dem Becken des kaspischen Meeres einbegriffen gewesen sein und damals mag die grosse Senkung Asiens (die turanische Konkavität) ein weites Binnenmeer gebildet haben, welches auf der einen Seite mit dem Pontus Euxinus, auf der andern mittelst mehr oder weniger breiten Furchen mit dem Eismeer und dem Telegul-, Talas- und Balchaschsee in Verbindung stand.[1]) Diese Ansicht Humboldts, das Endergebniss der Gesammtheit seiner kritisch-historischen Untersuchungen bezüglich dieses geologisch so interessanten Erdraumes, findet in den neueren Forschungen russischer wissenschaftlicher Reisender ihre Bestätigung und genauere Fassung. Die aralo-kaspische Senkung mit dem westsibirischen Tieflande stellt sich als junger Meeresboden heraus, dessen Austrocknungsprocess stetig fortschreitet. Noch innerhalb der historischen Zeit mag es eine zusammenhängende Wasserfläche, das „Westmeer" der ältesten chinesischen Schriftsteller gegeben haben, als deren grössere Ueberreste sich der Aralsee, der Balchaschsee und die Seengruppe des Alakul herausstellen." So sagt Spörer in Petermanns Mitteilungen[2]) zur Einleitung eines grösseren Aufsatzes, welcher jenen Satz im einzelnen beweist. Da nun gewiss dieses grosse Meer mit dem kaspischen und schwarzen Meer zusammenhieng, so haben wir eine ungeheure Wasserfläche im Nordwesten dieser Völker und werden es begreiflich finden, dass sie jenseits dieses hemmenden Meeres in die fabelhaften Länder des andern Ufers den Aufenthalt der nie wiederkehrenden Todten versetzten. Dorthin eilte ja auch die Sonne täglich, dies leuchtende Vorbild menschliches Lebens; und herrlich musste es dort sein, denn hüllte nicht die Sonne, wenn sie diesem Lande nahte, alles in Gold und Rosenglut? Dass aber eine solche Grundanschauung in langen Jahrhunderten der Einheit gehegt nach der Trennung der Völker den Völkern blieb,

---

[1]) Soweit aus Humboldt Centralasien 1, 529. [2]) 1868, 72.

Digitized by Google

wenn auch vielfach verschoben und umgeändert, das ist nicht anders als natürlich.[1])

Auch müssen wir hier nochmals auf den leukadischen Felsen zurückkommen. So nannte man auch den Felsen, von welchem, der Sage nach, Sappho, Kephalos und andere in der Liebe Unglückliche herabgesprungen sein sollten und von dem jährlich ein Verbrecher als Sühnopfer für die anderen Menschen herabgestürzt wurde. Dieser Fels scheint geradezu appellativische Bezeichnung für „Schwelle des Todes" geworden zu sein; denn im Kyklopen des Euripides sagt der Silen, als ihm Odysseus von dem Weine gegeben hat und dafür Käse und Fleisch verlangt:[2])

> δράσω τάδ', ὀλίγον φροντίσας γε δεσποτῶν·
> ὡς ἐκπιεῖν γ' ἂν κύλικα μαινοίμην μίαν
> πάντων Κυκλώπων μὴ ἀντιδοὺς βοσκήματα
> ῥίψας τ' ἐς ἅλμην Λευκάδος πέτρας ἄπο,
> ἅπαξ μεθυσθεὶς καταβαλών τε τὰς ὀφρῦς.

Die Insel der Seligen aber hiess mit einem seltener und eingeschränkter gebrauchten Namen Leuke, die helle, die Lichtinsel, die Insel der Lichtgeister. Daher stammt wohl auch der Name leukadischer Fels: Fels des Lichtes, von dem aus man in das Reich des Lichtes gelangt und so nannte man euphemistisch die Felsen, von denen man die zu Tödtenden gleichsam absegeln liess nach jener Insel. Wie wir hier den mythischen Namen übergegangen sehen auf wirkliche Gegenden: ebenso finden wir in Polynesien, fast auf jeder Insel einen bestimmten Felsen, von dem aus die Seelen der Todten zur Insel der Seligen hinschiffen. Vielleicht — die Annahme ist gewiss nicht zu kühn und erklärt alles — kannten auch die Urindogermanen ein Vorgebirg, welches in das nordwestlich von ihnen sich hinziehende Meer schroff vorsprang, als den Punkt, von dem, als be-

---

[1]) Ist obiges richtig, dann muss das indogermanische auch einen gemeinschaftlichen Namen für Meer gehabt haben, was auf den ersten Blick nicht der Fall zu sein scheint. Allein Fick, Wörterbuch der indogermanischen Grundsprache s. v. mari S. 138 stellt sehr richtig skr. mîra, ozean. lat. mare, ahd. mari, kslav. morje, lit. maré Meer und griech. ἀμάρα Wassergraben zusammen. Vergl. auch Benfey griech. Wurzellexikon 2, 254.

[2]) 163—167 Kirchh.

Digitized by Google

sonders weit vorragendem, die Seelen in das unbekannte Jenseits hinüberfuhren, und so kam der Fels in die Mythologie der indogermanischen Völker.

Und auf ähnliche Weise kam Wasser und Meer in die Mythologeme von der Todteninsel und dem Paradise; und als dies mit den Märchen von anderen seligen Genien verschmolz, auch in diese, wo es sich als besonders brauchbares Motiv, da es die Fährlichkeiten einer Reise zu ihnen erst recht hervorhob, dauernd erhielt.

Damit haben wir die einzelnen Züge der Mythen oder Märchen, welche uns beschäftigten, so weit als möglich verfolgt. es bleibt uns jetzt noch übrig, einige Folgerungen aus unseren Untersuchungen zu ziehen.

In der Mythologie der Urindogermanen gab es neben den grossen Göttern noch viele Schaaren untergeordneter Genien, welche in leichterem Verkehr mit den Menschen standen. Dahin gehören die Riesen, meist böse Wesen, den Menschen meist feindlich, doch keineswegs immer. Das Märchen vom Kyklopen hat Wilhelm Grimm eingehend behandelt[1]). Dahin gehören ferner, mit jenen gleichfalls vielfach in feindlicher Beziehung, Wesen, welche mit dem Gott des Reichtums und der Kunstfertigkeit in näherer Beziehung stehen und die man wohl als Dämonen der Erdenkräfte bezeichnen kann. Ihr Reich ist ein doppeltes: bald bezeichnen sie die Fülle des Reichtums, des irdischen Glanzes wie er im Golde glänzt, im Stein leuchtet, in der Perle schimmert, wie er sich zeigt in hoher Kunstfertigkeit, in tiefer Zauberweisheit, welche die Schranken des Raumes und der Zeit nicht kennt: bald aber stellen sie das Unheimliche der finstern Erde dar, das Berückende des Reichtums, der Zauberweisheit, das Gefährliche der dichten Wälder, der öden Felsengründe. Die einen sind dem Menschen freundlich gesinnt und werden deshalb hauptsächlich — waren doch wohl meist Männer die dichtenden — weiblich gedacht, voll Schönheit und Liebeshuld, im Licht, in der Höhe wohnend; die anderen sind dem Menschen gefährlich, ihn zum Unheil verlockend, hauptsächlich männlich gedacht, häufig unschön, düster gefärbt, im

[1]) Abhandlungen der Berliner Akad. der Wissensch. philosoph. hist. Klasse 1857 S. 1 f.

Digitized by Google

Dunkel, in der Tiefe wohnend. Wohl zu scheiden sind sie von den Wasser- Luft- Wolken- Wald- und Hausgöttern. Diese existiren für sich; jene werden stets oder doch ursprünglich in Beziehung auf den Menschen gedacht. Die einen, die hellen, heissen in Indien Vidyâdharen, in Griechenland leben sie weiter unter dem Namen der Leuchtenden, der Phäaken, in Deutschland als Lichtelben, als Walküren und Schwanenjungfrauen; die anderen in Indien als Yakschas, in Deutschland als Schwarzelben, Hexen, Zwerge. Bis in die neuere Poesie haben sie — so lebenskräftig ist ihr Schlag — ihre Geltung behalten; denn auch der indische Knabe, den Titania bei Shakespeare liebt und die Neigung dieser Königin der Feen zu sterblichen Männern ist Rest derselben uralten Mythe. Aehnliche Reste gleicher Mythen finden wir abermals in Polynesien. Denn die anmutigen lieblich singenden Feen, mit denen der schöne Maoriheld Kanawa auf dem Tirangigipfel in Neuseeland zusammentraf, die ihn begehrlich genug umgaben, aber von allen Kostbarkeiten, welche er ihnen bot, nur den Schatten mit zu nehmen vermochten,[1]) unterscheiden sich in nichts von unseren Lichtelben, den Elfen unserer neueren Märchen. Mannigfache Umänderung brachte der Lauf der Zeiten und die poetische Behandlung der Mythen mit.

Schon die Urindogermanen hatten viele Märchen gemeinschaftlich, die man nach verschiedenen Gruppen abteilen kann. Die Verfassung war noch patriarchalisch; das einzelne Stammeshaupt genoss und gewährte noch die grösste Ehre; auf diese einzelnen Helden häuften sich die grössten Taten. Und so war früh wohl dadurch ein bestimmter Märchencyklus gebildet: ein besonders ruhmvoller Held war der Mittelpunkt und von ihm wurde eine Reihe gewaltigster Taten, welche bald canonische Regelung empfingen, vollbracht. Seine Hauptkämpfe waren mit Dämonen, die unter Ebergestalt[2]), als Riesenvögel u. s. w. gedacht wurden; die Riesen musste er besuchen und überwältigen, wie Odysseus den Kyklopen; in die Schrecken der Todtenwelt musste er hinabsteigen, daher die Mythologieen aller Völker wie in

[1]) Grey a. a. O. 292-6. 287-91. [2]) In Griechenland der erymanthische Eber; in Indien z. B. Somadeva in der Geschichte des Saktideva, Brockhaus 153; auch malaiisch bei van der Tuuk S. 67, 70.

Digitized by Google

Griechenland die Erzählungen von allen bedeutenden Helden Nekyien aufzuweisen haben[1]); zum Himmel musste er emporsteigen, um dort den Lohn seiner Grosstaten zu empfangen, indem er entweder selbst dorten blieb oder ihm eine gefahrvoll errungene Göttin zu irdischer Ehe hinabfolgte. Unterstützt wurde er in den meisten Fällen von dem treuen Freund oder dem auf Leben und Tod verpflichteten Hörigen. Aus der griechischen Heldensage sind Beispiele Herakles, Theseus, Odysseus, Kastor und Pollux, Jason; aus der deutschen Gunther und Sigfrid, Hettel und Wate.

Diese uralten Märchen erhielten sich bei verschiedenen Völkern verschieden. Düster gefärbt, unheilvoll, pathetisch bei unserem Volk; in einzelne novellenartige Erzählungen aufgelöst und am meisten umgewandelt bei den Indern; am wenigsten verändert, nur eingetaucht in den Sonnenglanz griechischer Kunst in Hellas. Denn Odysseus ist ganz der Typus eines solchen Helden; vielleicht ist auch sein Name für uns bedeutungsvoll, der Zürnende[2]), der nicht zu beschwichtigende, in rascher Tat das gewaltigste unternehmende[3]). Von ihm giengen verschiedene Versionen im hellenischen Volke, welche dann später mit künstlerischer Auswahl zu einem ganzen zusammengefasst wurden; jene einzelnen Versionen aber mögen direkt herstammen aus ältesten Märchen des indogermanischen Urvolks.

Auch das mag als Ergebniss unserer Betrachtungen angeführt werden, dass wir nichts gefunden haben, was Kirchhoffs Ansichten irgendwie entgegen wäre, abgesehen von jener Nebensache, der Gleichstellung Kirkes und Medeas; ja irren wir nicht, so erhalten sie vielmehr durch diese mythologischen Erwägungen neue Bestätigung.

Auch die Mythen der einzelnen Völker erhalten durch sie manches nicht unwesentliche Licht. So ist es in der jetzigen Odyssee ziemlich unbegreiflich, worum Odysseus von Kirke in die Unterwelt geschickt wird, denn sie beschreibt ihm den Weg nach Hause viel genauer als Tiresias, welcher sehr

[1]) Auf die Nekyien gehen wir nicht näher ein, weil es der Raum verbietet. [2]) τ 407—9. [3]) Vergl. Pott in Kuhns Zeitschrift IX 212—4.

Digitized by Google

fernliegende Dinge wahrsagt. Aber klar wird dies Alles, wenn wir bedenken, dass Odysseus ursprünglich schon auf dem Weg zur Unterwelt war, als er zu Kirke, einer Schwarzelbin kam, deren Wohnung — man denke an die Höhle des Trophonius — in den Vorhallen der Unterwelt war und die er, wenn er sie sich dienstbar machte, notwendig nach dem Weg zu seinem Ziel fragen musste. Auch die indische Yakschasî zeigt jenen Weg. Das Horn der von letzterer Bezauberten erklärt sich uns auch: es ist der letzte Rest der tierischen Natur, welche früher die in ihre Macht gerathenen ganz anlegten. Das Märchen selbst spricht noch davon, ohne den alten Zug noch auszuführen: ein klares Zeichen des schon verfallenden Mythus.

Wir müssen nun schliesslich uns noch einmal zu Jülg wenden. Wenn wir uns auch über mongolische Mythen und Märchen ein Urteil weder erlauben können noch wollen, so dürfen wir doch so viel aussprechen, dass, obwohl die mongolischen Märchen in Jülgs trefflichen Uebersetzungen[1]) ganz auf indischen Einflüssen beruhen, ein fremder Einfluss bei jenen Widerspiegelungen indogermanischer Heldensage in dem grösseren Epos von Gesser Chan keineswegs anzunehmen ist. Fanden wir doch auch auf malaiopolynesichem Gebiet des Aehnlichen, ja des Gleichen viel, ohne dass wir an eine Entlehnung denken können. Sollte wirklich die Gemeinschaft der Mythen sich über grössere Völkermassen, nicht bloss über die eines Stammes erstrecken? Die Tatsachen zwingen zu dieser Annahme, deren Erklärung an einem anderen Orte versucht werden soll. Wie diese aber auch ausfallen mag, da ja die Gleichheit vielleicht bloss auf gleichen Einflüssen der umgebenden Natur auf die menschliche Seele beruht, jedenfalls führt sie uns in ein sehr graues Altertum zurück, welches noch weit über die Epoche der vorhin besprochenen gemeinindogermanischen Märchen hinausgeht. Und so können wir auch

---

[1]) Kalmückische Märchen; die Märchen des Siddhi-kûr a. d. Kalmück. übersetzt von B. Jülg, Leipzig, Brockhaus 1866. Mongolische Märchen. Die neun Nachtragerzählungen des Siddhi-kûr und die Geschichte des Ardschi Bordschi Chan; a. d. Mongol. übersetzt mit Einleitung und Anmerkungen von B. Jülg, Insbruck 1868.

Digitized by Google

jene Märchen noch weiter hinausverfolgen und vielleicht auf den Grundmythos, dessen spätere Umformungen sie sind, zurückführen.

Die Phantasie der urältesten Menschheit war ebenso wie ihr Gemütsleben und ihre Verstandestätigkeit anders als bei jüngeren Völkern. Man kann den ganzen Geisteszustand jener Zeiten (und je weiter hinauf desto treffender) bezeichnen als das völlige Beherrschtwerden durch die psychischen Perceptionen. Diese traten aber je älter die Zeit war, um so leichter ein, weil sie um so weniger Residuen früher Perceptionen zu verdrängen hatten. Daher mussten jene ältesten (oder sehr alten) Menschen viel leichter Aehnlichkeiten und Bezüge auffinden, auch da wo eine spätere Zeit gar keine Spur mehr von einer Beziehung sieht; und hatte man eine solche Aehnlichkeit aufgefasst, so trat sehr leicht und sehr rasch völlige Substituirung des Gegenstands, von dem man das Bild entlehnte, für den Gegenstand ein, auf welchen man das Bild anwandte. Man fand z. B. die Sonne habe Aehnlichkeit in ihrem raschen Aufstreben, in ihrem Kampf mit Wolken und Wetter mit einem Manne: und gar bald sah man in der Sonne einen Mann, der am Himmel einherwandelte. Diese rasche und gänzliche Uebertragung oder Substituirung folgt mit Notwendigkeit eben aus jener fast uneingeschränkten Macht, welche lebhaft erregende Perceptionen in ältester Zeit hatten und haben mussten; ihre rasche Verbreitung aus der psychischen und physischen Gleichheit der damals lebenden noch nicht individuell entwickelten Menschheit. Aehnliche Erscheinungen kann man an Kindern täglich erleben, deren Spiele sehr häufig auf ganz ähnlichen momentanen Substitutionen beruhen und an denen sich, trotzdem dass die Substitution, die das ganze veranlasst, nur eins der Kinder erfindet, sofort alle spielenden beteiligen.

„Die Mutter des echten Mythos ist das täglich erscheinende Wunderbare" sagt Schirren[1]) sehr schön, nicht das einmal gewaltsam wirkende; er setzt dann auseinander, welchen Einfluss die Sonne auf die Phantasie ältester Völker gehabt haben muss und beweist schliesslich, dass einer der Hauptgötter Polynesiens, Maui, an den sich die meisten Mythen und Märchen dieses

[1]) Die Wandersagen der Neuseeländer und der Mauimythos 169.

Digitized by Google

Gebietes knüpfen, nichts anderes sei als eine Vermenschlichung der Sonne und ihres Laufes. Man mag und wird sonst viel gegen den äusserst scharfsinnigen und gelehrten Verfasser einwenden können: diesem Beweis aber kann man den Beifall nicht versagen.

Auch in Griechenland ist der Held, welcher von allen der gewaltigste und tatenreichste ist, Herakles, schon längst als Personifikation der Sonne nachgewiesen. Die Heldenlaufbahn hat ja auch mit der Helioslaufbahn sehr viel Aehnliches: beide führen — natürlich gehen wir von der Anschauung frühester Zeiten aus — aufsteigend durch alle möglichen Gefahren, welche nur durch beständigen Kampf überwunden werden können; beide sind durch diesen ewigen Kampf im höchsten Grade segensreich; beide sind siegreich und unvertilgbar, wenn auch die Sonne zeitweise von der Nacht verschlungen wird. So mag denn auch jenes urindogermanische Märchen vom Helden, der seine Abenteuer besteht, ursprünglich auf einer Personifikation der Sonne beruhen; und die ganze Fabel des heimkehrenden Odysseus, die wir schon vorhin (aber vielleicht doch ohne Grund und Not) von der des Helden vor Troja trennten, passt hierzu vorzüglich. Weil das ganze ins märchenhaft Menschliche gezogen ist, so fehlt die segnende Macht der Sonne dem Irrenden gänzlich, nicht so ganz aber ihre zerstörende Kraft, von der sich nicht undeutliche Spuren erhalten haben. Ferner erreicht er, wie die Sonne, endlich nach unsäglichen Mühen sein Ziel; er besteht alle denkbaren Fährlichkeiten mit Riesen und Dämonen aller Art, wie die Sonne mit Wolken und den unheimlichen Mächten und Schatten der Nacht zu kämpfen hat. So viel man nun hier über einzelnes sagen könnte und müsste, wir wollen nur noch zweierlei erwähnen. Jetzt erst bekommt der Aufenthalt bei Kalypso, der Bergerin, seine Bedeutung. Die Schilderung ihrer stillen grünen Insel [1]) hat entschiedene Aehnlichkeit mit den Inseln der Persephone und dem Eingange zum Hades; [2]) beide lagen im fernen Westen und Odysseus Besuch bei beiden bezeichnete etwas Aehnliches. Bei Kalypso verweilt er, weil die Sonne abendlich in's Meer sinkt und im fernen

[1]) ε 63. 64. f. [2]) κ 510.

Digitized by Google

Westmeer zu verweilen scheint. Der Mythus seiner Einfahrt in die Unterwelt geht gleichfalls auf den Untergang der Sonne, aber unter einem anderen Gesichtspunkt. Während jener Mythos von der Bergerin Kalypso mehr das stille Hinabsinken in's Meer — oder in die abendlich aufsteigende Wolke — berücksichtigt, stellt der andere die nächtliche Abwesenheit der Sonne, ihr Verweilen in der dunkeln Unterwelt als Hauptsache hin. Auch der Zusammenhang des Odysseus mit Hermes (Sârameya), sowie der Schaden, den er den Sonnenrindern (Wolken) zufügt und sein Abenteuer mit Aeolos treten jetzt erst in richtiges Licht.

Kalypso und Kirke schliessen sich eigentlich aus: denn jene ist die Göttin, welche die sinkende Sonne aufnimmt und bei sich behält, diese die Dämonin der Unterwelt, welche dem Mensch gewordenen Sonnenhelden anfangs feindlich entgegentritt, dann seiner Allgewalt erliegend freundlich in die Tiefen geleitet. Ist es nicht seltsam, dass beide Mythen erst sehr spät mit einander vereint sind? Dass Kirchhoffs älteres Gedicht auch an mythischem Inhalt älter ist? Denn Kyklopen, Kalypso, Nekyia und Phäaken gehören ohne Zweifel zu den Urmythologemen, da sie sich ganz als Naturmythen und zwar alle als Sonnenmythen ausweisen. Auch die Phäaken gehören in diesen Kreis: denn sollen sie, sollen die Lichtelben und Vidyâdharen nicht ursprünglich als Genien des Morgens, des werdenden Lichtes, wie Kalypso den Abend, die Schwarzelben die Nacht vertreten, zu denken sein? Der Morgen streut sein Gold über die ganze Welt: und so wäre auch ihr Zusammenhang mit dem Gotte des Reichtums gerechtfertigt, wie die Schätze der Schwarzelben das Gold des Abendhimmels bezeichnen; er steigt so vielen Völkern aus dem Meere: und so könnte auch dieser Umstand mitgewirkt haben, dass man die Wohnsitze der Phäaken, der Amazonen und Walküren auf ferne Inseln versetzte, wie auch Kalypso auf der Insel wohnt.

Schliesslich darf es uns nicht irren, wenn wir nun mit unserem Sonnenhelden andere Mythen vereinigt finden, die nicht recht zu ihm passen, da sie eigentlich Doppelungen seines eigenen Wesens sind, wie Wilh. Grimm als Grundlage das Kyklopenmärchen selbst wieder einen Sonnenmythus nachweist. ' Solche Vermi-

Digitized by Google

schungen kommen in allen Mythen vor, namentlich aber, wenn dieselben zu verblassen und aus dem Mythus Märchen zu werden anfangen.

So wären wir denn am Ziel; denn wir haben den Kern und die früheste Wurzel der Odysseusmärchen gefunden, welche sich schliesslich alle als in uraltem wohlbegründetem Zusammenhang miteinander stehend auswiesen. Es leuchtet ein, dass dieser Mythus vom Kampf der wandernden Sonne mit Wolken und Wind und allen Mächten der Finsterniss, von ihrer Hinabfahrt in die Unterwelt und ihrem siegreichen Wiederkommen aus der ältesten Zeit der Mythenbildung herstammen muss; dass er nicht bloss beschränkt zu sein braucht auf die Indogermanen, wie ja auch, weil die Sonne im Westen bei allen Völkern unter die Erde sinkt, alle Völker ihr Todtenreich nach Westen oder unter die Erde verlegen. Doch auf die Uebereinstimmung der Mythen ganz getrennter Völker einzugehen, ist hier nicht der Platz: wohl aber glauben wir, dass eine umfassende Untersuchung über diesen Gegenstand die unerwartetsten und zugleich wichtigsten Früchte tragen wird.

Hofbuchdruckerei von C. Friese in Magdeburg.

Digitized by Google

RATIONEM

QUAM

I. BEKKER

IN RESTITUENDO DIGAMMO

SECUTUS EST

EXAMINAVIT

DR. A. LESKIEN.

LIPSIAE:

F. A. BROCKHAUS.

1866.

Digitized by Google

Digitized by Google

Carminum Homericorum qui ante Bekkerum editores certam textus constituendi rationem quaerebant, doctissimorum Alexandrinorum imprimis Aristarchi studiis ducebantur. Quam rationem ipse Bekkerus, quum primum carmina Homerica ederet secutus omnes ingenii vi criticaeque artis peritia superavit. Postea hoc opere non contentus anno 1858 alteram paravit editionem, qua in adornanda novas sibi posuit leges atque quod maximum erat, digamma, quibus locis legi et deberet et posset, in carmina Homerica reduxit. Quod qua ratione fecerit, accuratius examinare, mihi operae pretium videtur, quod tanta auctoritate sunt editiones Bekkerianae, ut quibus de digammo dicendum vel docendum sit, ii fere omnes ad has confugiant neque dubitent, quin tota, quae est de digammo Homerico quidem quaestio absoluta et ad finem perducta sit.

Veteribus grammaticis de digammo Homerico nihil prorsus compertum erat, ut quodcunque de hac litera traditum esset, ad solam dialectum Aeolicam pertineret. Universa igitur doctrina nostris temporibus propria et ab hominibus hujus et antecedentis saeculi tractata est. Primus enim de ea cogitavit philologorum ille princeps Richardus Bentleyus. Qui quo tempore primum quae in carminibus Homericis digammi vestigia animadvertisse sibi visus esset, publici juris fecerit, ex Heynii adnotatione didici, qui (Hom. carm. VII, p. 721) primum animadversionis Bentleyanae vestigium se

Digitized by Google

invenisse dicit in notis ad Miltonis Paradise lost ab illo editis IV, 887: „thou seemed'st a wise man formerly, νῦν δ' ἄφρονι φωτὶ Fέοικας." Sed quum neque Heynius, quo anno in lucem prodierit illius carminis editio notis Bentleyanis ornata, addiderit neque ego in ulla editione illa Bentleyi verba laudata invenerim, rem in dubio relinquam. Hoc autem certum est, Bentleyum in margine editionis carminum Homericorum Stephanianae locos notasse, quibus digamma initiale certorum vocabulorum aut sine ulla difficultate aut cum levi traditae lectionis mutatione inferri posse existimaret. Quod Bentleyanae sagacitatis monumentum postquam per longum tempus neglectum jacuit vel certe quamquam passim novae sapientiae, quam dicebant, mentio facta est, parvi aestimatum est, ille liber sive codex, ut postea a quibusdam est appellatus, Bentleyanus, anno 1790 ad Heynium transportatus est, qui editionem carminum Homericorum paraturus Bentleyi notas in suum usum convertit, ut qui postea de his rebus scripserunt, suam doctrinae Bentleyanae notitiam ex Heynii opere hausisse videantur omnes. At ipse Bentleyus commentationem de digammo conscripsit, quam anno 1815 in bibliotheca collegii Trinitatis Cantabrigiensis se vidisse affirmat Thierschius (gr. gr. §. 162 ed. 3). Quo opere neminem, quod sciam, usum esse maxime dolendum est. Quamvis enim vocabulorum, quibus Bentleyus digamma appinxerat, Heynius plurima afferat, tamen quid de hujus literae natura atque usu ille ipse statuerit quamque in ea adscribenda viam ac rationem secutus sit, nunc fere perspicere non possumus. Quantum quidem concludere licet e catalogo vocabulorum ab Heynio confecto satis caute in iis eligendis egisse videtur; nihilo minus eum saepe errasse, quum indicia digammi non haberet nisi ex ipsis carminibus petita, non est, quod miremur. Dawesii quae sunt de digammo commenta (Miscell. critt. sect. IV. de consonantis sive aspirationis F virtute) libenter praetermitto, quippe qui falsissimas de hujus literae usu leges sibi finxerit. Deinde

Digitized by Google

Payne Knightii librum, qui inscribitur „Analytical essays on the Greek alphabet. London 1791", cujus interdum Heynius mentionem fecit, non vidi neque hoc doleo, quod idem postea sententias suas in Prolegomenis ad Homerum scriptis copiose exposuit.

Liber igitur Bentleyanus ad Heynium delatus est, qui non modo in editione majore singulos locos, quibus digammi vestigia invenisse sibi videretur, annotavit sed etiam excursibus ad T 384 compositis universam doctrinam absolvere studuit. Sane, quod maximum et utilissimum erat, catalogum fecit vocum, quas digamma initiale olim habuisse censuit. Qua in enumeratione eum saepissime errasse, videbis, si quid in universum de digammi natura statuerit, audiveris. Recte quidem refutat opinionem eorum, qui linguam Latinam quandam dialecti Aeolicae partem esse vel ex ea profluxisse putarent, atque jure contendit, digamma fuisse antiquorum Graecorum commune et in usu habitum vulgari in sermone Graeco vetustissimo (VII, p. 709). At ipsius de digammi natura judicium, quo fuisse „genus adspirationis a spiritu aspero diversum, in carmine autem locum et usum consonae tenuisse" sibi persuasit, nullo modo probandum est, quoniam si revera fuit spiritus, non potuit esse litera consona. Atque omnino Heynii de singularum literarum natura falsissima erat opinio, qua fiebat, ut dubitaret, num forte digamma in σ mutari posset, quum „etiam spiritus asper in sibilum mutatus esset in sex ex ἕξ, septem ex ἑπτά, super ex ὑπέρ." Itaque de digammo singulorum vocabulorum aut scribendo aut rejiciendo certi nihil proferre potuit. Maxime autem eo peccavit, quod e solo hiatu de digammo amisso concludi posse putavit. Qua lege eum omni temeritati viam aperuisse, ipsius verbis demonstratur hisce: „jam ex vocibus (ante quas constanter hiatus occurrere videmus) sunt nonnullae, quas digamma in capite habuisse antiqui scriptores narrant, hoc digammo in ista loca transferendo intellectum est hiatum expleri: nata hinc justa suspicio, accidisse hoc idem in aliis

Digitized by Google

pari de causa atque ita probabili ratione et per analogiam apparuit, voces etiam reliquas, quas constanter hiatus antecedit, digammum in capite habuisse, neque a primo auctore admissum sed ex amisso aut extrito digammo ortum esse hiatum." Quam parum Heynius sibi constiterit, jam eo intelligitur, quod quamquam ipse digamma universae Graecorum linguae vestutiori commune fuisse putavit, pluribus locis de invasione quadam digammi in medias voces facta loquitur, et quamquam inconstantiam veteris usus agnoscit, tamen digamma neglectum interpolationis signum habet. Quas ob causas conatus ejus a pluribus reprehensus est. Sed etiam defensores nacta est nova doctrina eosque gravissimos, Hermannum et Boeckhium, quorum ille argumenta contra digamma Homericum prolata refutare ejusque in carminibus Homericis usum justis finibus circumscribere studuit (cf. Recension des Heyne'schen Homer. Leipziger Literaturzeitung 1803, p. 285 fg.; ad h. in Ven. 86, Orph. p. 775), hic digamma quarundam vocum agnovit (de metris Pindari I, c. 17).

Deinde plures de usu digammi Homerici disputarunt, quorum sententias persequi longum est. At memorabilis est Thierschii in grammatica Graeca (§. 152, ed. 3) expositio; hujus enim viri doctissimi auctoritas etiam hodie hac in re multum valet, quamquam ejus doctrina defendi nullo modo potest. De literarum enim inter se mutationibus miram tenet opinionem, qua, ut unum afferam, digamma e duriore sono labiali, qui Latinorum f respondeat, ortum esse putat, ut digamma eum pro consona habuisse concludas. Tamen ille Prisciani sententiam, qui digamma a poëtis in versibus componendis interdum pro nihilo habitum esse contendit, comprobavit, id quod Heynius aliique cum ratione aliqua fecerant, quum digamma aspirationis quoddam genus existimarent. Deinde etiam hujus sententiae auxilio non omnes difficultates removeri, quum facile intelligeret, rem prorsus arbitrio poëtarum subjectam fuisse opinatus est, ut modo

Digitized by Google

digammo initiale pronuntiarent, modo abjicerent. Hoc quidem unum in Thierschii disputatione laudandum est, quod praeter hiatum alia digammi indicia esse cognovit, velut compositionem sine elisione vel contractione factam, augmentum syllabicum temporalis loco positum, quamquam incerta ea esse patet.

Multo cautius et circumspectius Buttmannus in grammatica Graeca majore de digammo judicavit, quamquam communem opinionem secutus inter spiritus refert. Quem enim catalogum confecit vocum digammo instruendarum, eo tantum certissimae enumerantur, ut ubi erraverit, pro tempore, quo scripsit, neglectaque tum etymologia, non errare non potuerit. Atque multo accuratius quam reliqui indicia digammi amissi perspexit, hiatuum ante certas voces a vocali incipientes multitudinem et apostrophorum paucitatem, productiones vocalium longarum diphthongorumque ante easdem servatas, denique syllabarum brevium in literam consonam desinentium productiones etiam in thesi factas. Deinde digamma e lingua Graeca sensim sensimque evanuisse intellexit, ut quum in aliis vocibus maneret, ex aliis jam abjectum esset, quod quanti momenti sit ad totam quaestionem recte instituendam, nemo est quin perspiciat.

Pauca addam de Payne Knightii illa editione, qua primus digamma in ipsum textum Homericum inferre ausus est. Sed quid dico digamma? Immo in pristinam formam carmina Homerica „a rhapsodorum interpolationibus repurgatam“ redigere sibi proposuit, quod qua ratione faciendum esse existimaret, copiosius exposuit in Prolegomenis, quorum editionem secundam e libro, qui inscribitur The classical Journal (nn. 14, 15, 16 anni 1813) desumtam Ruhkopfius iterum in lucem prodire jussit, ne Germani speciosi hujus operis expertes essent. Non facile dixeris, utrum magis admireris conjecturandi audacitatem an constantiam, qua ad leges suas ratione quadam excogitatas textum carminum accommodare studuit. Quod eo facilius perfecit, quia quae

Digitized by Google

doctrinae suae repugnarent, grammaticorum aut rhapsodorum commentis, quibus justam versuum mensuram explerent, facta esse opinatus est. Quare non dubitavit scribere O 592 |ΤροϜες| δε λε|Ϝοντσι ϜεϜοικοτες ὠμοφαγοισι, vel P 517 και βαλεν ἀρῆ|τοϜο κατ'|ἀσπιδα παντοσε ϜεισϜην.

Quaecunque inde a Bentleyo de digammo scripta et tradita erant, certa via ac ratione carere, facile intelligitur. Buttmannus quoque magis restringendis aliorum conatibus temerariis quam nova via ineunda profecit. Quod unde factum sit, perspicuum est. Nemo enim antea accuratius in metricam carminum Homericorum artem et rationem inquisiverat, ut qui de digammo agerent, mirum hiatuum numerum viderent, sed quatenus veteribus poëtis epicis hiatus admittere licuisset, neque scirent neque quaererent. Jam solo carminum Homericorum auxilio nunquam posse hanc doctrinam ad finem perduci, quamquam G. Hermannus pluribus locis docuerat, tamen dialectorum inscriptionumque comparatio tam parvi momenti habita esse videtur, ut vix hic illic quemquam ea niti videas. At non multo post sane ii qui caecutire nolebant, minus facile rem expediri posse, quam antea multi putarent, intellexerunt. Creverat enim paullatim nova scientia grammatica comparatione linguarum cum Graeca Latinaque cognatarum nisa, qua quum digamma initiale nonnullis vocibus attributum esse, quarum radices ab alia litera incepissent, demonstratum esset, totam quaestionem et difficiliorem fieri et aliis finibus circumscribi necesse erat. Sed statim videbimus, longius tempus praeterlapsum esse, priusquam utraque et versuum Homericorum accuratior cognitio et etymologia adeo perfecta essent, ut in hac re pariter iis viri docti uterentur.

Anno 1816 prodiit Spitzneri liber de versu Graecorum heroico maxime Homerico scriptus, quo digamma Homero cognitum fuisse negat (c. 4, §. 2 c.), maxime ob id, quod hiatus digammo certis locis inserto non tollantur sed multi restent. Spitznerus recensum vocabulorum ab Heynio factum secutus ad singula eos locos congessit, quibus digammi

Digitized by Google

restitutionem ipse versus prohiberet. Sed quid inde sequitur? Sunt sane loci nonnulli, quibus, ut unum exemplum afferam, vocis ἴδον digamma neglectum est (v. Spitzn. p. 130), sed ante eandem paene centum locis hiatus leguntur in iis versuum sedibus, in quibus apud Homerum aut rarissimi aut nulli sunt. Aliud enim est digammi usum in carminibus Homericis agnoscere, aliud quaerere, num ubique inferri possit. Itaque quaestio de versu Homerico sic instituenda erat, ut fecit Hoffmannus in quaestionibus Homericis (vol. I. 1842, II. 1848), qui versuum leges omnibus locis, quibus de digammo suspicari liceret, praetermissis ante indagavit, quam de digammo judicaret. Hujus igitur viri liber praestantissimus semper nobis adeundus est, si de metrica carminum Homericum ratione certa scire cupimus. Nunc vero copiosius de ejus doctrina exponere supersedeo, quia infra saepius ad eam recurram. Paullo ante Hoffmanni prodiit Giesii, deinde Ahrensii de dialecto Aeolica liber, quem paucis annis post secuta est altera pars dialectum Doricam continens. Inde ab hoc tempore habemus fundamenta, quibus universa doctrina superstrui possit. Quae ad firmanda adminiculum accessit haud contemnendum grammatica, ut quam brevissime dicam, comparativa sanaque etymologia. Occasione oblata non omittam, eodem fere tempore, quo libri modo dicti sunt editi, Longardum quendam composuisse libellum (Symbolae ad doctrinam de digammo Aeolic*a*. Bonnae 1837), quo omnem quaestionem ad cognatarum linguarum comparationem revocavit. Qui quamquam multis in rebus erravit, velut, quod digamma pro aspiratione labiali habuit et vocales breves ante id elidi posse opinatus est, tamen multarum vocum veras radices invenit, qua ratione aut confirmavit digamma initiale aut rejecit. Quod quidem ad carmina Homerica attinet, tota ejus disputatio non multum valet, quoniam versus legumque metricarum nulla ratio habita est. De Pohlii et Savelsbergii commentationibus, quae notae sunt, non est, quod plura dicam, sed statim transire licet ad

Digitized by Google

Bekkeri editionem, quae omnibus disputationibus inde ab hoc tempore faciendis fundamento erit.

Bekkeri rationem ita examinare mihi proposui, ut et ad etymologiam et ad leges metricas omnia revocarem. Etymologia vero quum linguam Graecam literarum, quas dicunt, sibilarum, s, j, v maximam fecisse jacturam demonstratum sit, primum, ubicunque literam initialem amissam esse suspicamur, quae tandem abjecta sit, quaerendum nobis esse sequitur. Qua in quaestione plurium vocabulorum inveniri digamma initiale quam vel s vel j negari non potest. At sunt in carminibus Homericis voces, quas quum j initiale habuisse constet, in versibus non aliter ponuntur atque eae, quae a digammo incipiunt. Bekkerus autem, qui hoc neglexit, ut exemplum afferam, Ϝεινάτερες scripsit, quamquam nihil certius est, quam a litera j olim incepisse hanc vocem, id quod et Latino *janitrices* et Sanscrito *jatr* luce clarius demonstratur. Quod vero in uno alterove vocabulo factum est, num idem in aliis fieri potuisse negemus? Hoc unum concedendum est, si e multis locis cui voci consonam initialem fuisse concluditur, paullo veri similius videri digamma amissum esse quam aliam literam,. ob id ipsum, quod digamma sedem suam diutius tenuerit. Sed ne hac veri similitudine ut digamma iis locis ponamus, ubi nunquam fuerit, inducamur, certis indiciis opus est; certa autem ea habeo sola, si aut dialectorum fragmentis digamma vel scriptum exstat vel pronuntiatum esse traditur, aut linguarum comparatione radicem ab hac litera incepisse exemplis probatur. Quaecunque e solo versu Homerico concluduntur, tam dubia sunt, ut de digammo cogitari quidem, sed nihil certi statui possit. Quare ut potero, accurate hac ratione vocabula a Bekkero digammo instructa examinabo.

Hae igitur sunt voces, quarum quae derivationes et formae ad rem illustrandam alicujus momenti sunt, eas simul addam:

Digitized by Google

Ϝάγνυμι. Ϝάγη Γ 367, ἐϜάγη Ρ 607; Ϝάξη Ε 161, ἔϜαξε Η 270, ἐϜάγη (perf.) Λ 559, ἀϜαγής λ 575.
Ϝάδος Λ 88, Ϝαδηκώς Κ 98 (ἀδδηκώς).
Ϝάλις Β 90.
Ϝαλίσκομαι. Ϝαλοῦσα Β 374.
Ϝάναξ. Ϝανάσσω, Ϝήνασσε Κ 33, ϜιϜάνασσα Σ 47, ΚαλλιϜάνασσα Σ 46.
Ϝανδάνω. Ϝήνδανε Α 24, ἐϜήνδανε Η 45, Ϝάδε Μ 80, ἔϜαδε Ρ 647 (εὔαδε), ἐϜαδώς Ι 173; Ϝηδύς Β 270, Ϝήδυμος Κ 91 (νήδυμος), Ϝῆδος Α 576, Ϝάσμενος Ξ 108.
ἀϜοσσητήρ Ο 254.
Ϝαραιός Ε 425.
Ϝαρνός Α 66, ΠολύϜαρνι Β 106, Ϝάρνη n. pr. Β 507.
Ϝάστυ.
Ϝέαρ Ζ 148, Ϝειαρινός Β 89.
Ϝεδανός Ξ 172.
ἔϜεδνα, Π 178, ἀνέϜεδνος Ι 146 (ἀνάεδνος), ἐϜεδνωτής Ν 382.
ἐϜέρση Λ 53, ἐϜερσήεις Ω 419.
Ϝέθειραι Θ 42.
Ϝέθνος.
Ϝέθω, ἔϜωθεν Θ 408, εἴϜωθε Ε 766, εἰϜωθώς Ε 203, ἀϜηθέσσω Κ 493, Ϝῆθος Ζ 511.
Ϝείκοσι Ν 260, ἐϜείκοσι Α 309.
Ϝείκω.
Ϝείμαρτο Φ 281.
Ϝεινάτερες Ζ 378.
Ϝείρια χ 423.
Ϝεκα- Ϝεκηβόλος Α 96, Ϝεκατηβελέτης Α 75, Ϝέκατος Α 385, ϜεκάϜεργος Α 474, Ϝεκάβη Ζ 293, Ϝεκαμήδη Λ 624.
Ϝέκαστος, Ϝεκάτερθε Λ 27.
Ϝέκηλος Ε 759.
Ϝεκυρός Γ 172, Ϝεκυρή Χ 451.

Digitized by Google

ϝεκών Γ 66, ἀϝέκων Α 301, ϝέκητι, ἀϝεκαζομένη Ζ 458.

ϝελ (ϝειλέω, ϝείλω). προτιϝειλεῖν Κ 347, ἐϝείλεον Σ 417, ϝειλόμενος Ε 203; ϝέλσαι Φ 225, ἐϝέλσαι Φ 295, ϝέλσαν Λ 413; ἐϝέλμεϑα Ω 662, ἐϝελμένος Μ 38; ἐϝάλη Ν 408, ϝαλείς Φ 607; ϝεῖλαρ.

ϝελ (ϝειλύω). ϝειλύμενος Ε 186, ϝειλύαται Μ 286; ϝειλυφάζω Υ 492.

ϝελίσσω, ϝελιξάμενος Ρ 283, ϝέλιξ Ι 466, ϝελίκωπες, ϝελικώπιδα, ἀμφιϝέλισσαι, ϝελικάων, ϝελίκη, ϝελικώνιος.

ϝέλδω, ϝέλδεται Ε 481, ἐϝέλδεται Ν 638, ἐϝέλδωρ Α 41.

ϝέλπω, ἐϝέλπεται Ν 813, ἐϝέλπετο Ο 288; ἔϝολπα Υ 186, ἐϝώλπει Τ 327; ϝελπίς, ϝελπωρή (Od.); ἀϝελπής ε 408.

ϝέλωρ, ϝελώρια Α 4.

ϝέϝοικε Α 119, ἔϝοικε Β 233, ϝεϝῴκειν Β 58, ϝειϝοικυῖα Σ 418, ϝεικυῖα Γ 386, ϝικυῖα Ψ 66, ϝεϝίκτην Α 104, ἔϝικτο Ψ 107; ϝεϝίσκω Γ 197, ϝηϝίσκομεν Φ 332, ἤϝισκεν δ 247; ϝίκελος Δ 86, ϝείκελος Δ 253; ἀϝεικής Α 97, ἐπιϝεικής Α 547, ἀϝικῶς Χ 336, ἀϝεκήλιος Σ 77, ἀϝεικίζω Π 545.

ϝεπ. ϝειπεῖν, ϝεῖπον, ἔϝειπον c.; ϝέπος, ϝόψ Α 604, ϝόσσα Β 93; ἀρτιϝεπής Χ 281 (aliaque adjectiva composita).

ϝεργ (arcere). ἐϝέργει Β 617, ἀνέϝεργε Γ 77; ἐϝεργμένος Ε 89; ἐϝέργαϑεν Ε 147, ϝέργαϑε Λ 347; ἐϝέργνυ κ 238.

ϝεργ. ϝέϝοργεν Β 272, ἔϝοργεν Γ 351, εἰϝώργειν ξ 289, ϝεργάζεσϑαι Σ 469; ϝέρδον Α 315; ϝέργον Α 115; ταλαϝεργός Ψ 654; Λυκόϝεργος Ζ 131 (Λυκόοργος).

ϝερ. ϝείρω β 162, ϝερέω, ἐκϝερέω Α 212, ϝείρηται Δ 363.

ϝέρρω Ο 239.

ἀπόϝερσε Ζ 348, ἀποϝέρσῃ Φ 283.

ἔϝερτο ο 460, ἐϝερμένος σ 296.

Digitized by Google

ϝερύω. προϝέρυσσε Α 308, ϝερύσαντο Α 466, ϝείρυσσε Γ 373, ἐκϝέρυσ' Ε 112, ἐκϝείρυσσαν; ϝείρυντο Μ 454, ϝειρύατο Ξ 30, ϝειρυμέναι Ν 682; ἀϝέρυσαν Α 459, ἀϝέρυον Μ 261 (αὐέρ.).

ϝες. καταϝείνυσαν Ψ 135, ϝείατο Σ 596, ϝέσθην Σ 517, ἕϝεστο Μ 664; ἐϝέσσατο Κ 23, ϝέσσαντο Ξ 281; ϝεῖμα, ϝέσθος Ω 94; ϝεᾰνός Γ 385, ϝειανός Π 9.

ϝέσπερος.

ϝέτης Ζ 239.

ϝέτος Α 328, πενταϝέτηρος Β 403, ἐξϝετής Ψ 266, ὀϝέτεας Β 765 (οἰέτεας).

ϝετώσιος Γ 368.

ϝῆκα Γ 155, ϝήκιστος Ψ 531.

ϝῆρα (φέρειν).

ἐριϝήρης Γ 47.

ϝήριον Χ 126.

ϝῆνοψ Π 408.

ϝηχή Β 209, ϝηχήεσσα; περιϝήχησε Η 267, δυσϝηχής Β 686.

ϝιάνειρα n. pr. Σ 47.

ϝιάχω, ϝίαχον Δ 506, ϝίαχε Α 482, ἀϝίαχος Μ 41 (αὐίαχος).

ϝιδ. ϝίδον; ἔσϝιδεν Ξ 13, εἰσϝεῖδεν Ξ 153; ϝοῖδα, ϝήδη Α 70, ἠϝείδης Χ 280, ϝιδυῖα Σ 380; ϝείδοντο Π 278, ϝείσατο Ν 191, ϝεισάμενος Π 716, ἐϝεισάμενος Β 22; ϝεῖδος, ϝείδωλον; Ἄϝις, Ἀϝιδωνεύς, νῆϝις Η 198; ϝίστωρ, ἄϝιστος Ξ 258, ϝιδρείη Η 198, ἄϝιδρις Γ 219, ἀϝίδηλος Β 455, ἀϝίζηλος Β 318 (ἀρίζηλος), Πολύϝιδος n. pr. Ε 148.

ϝιδέ (conj.).

ϝίεμαι, ϝιέμενος Β 154, ϝίετο Ε 434, ϝῆκε Ψ 400.

ϝικαρίοιο τ 375.

ϝιλαδόν Β 93.

ϝίλιος. ϝῖλος n. pr. Κ 415.

ϝιλιονεύς n. pr. Ξ 492.

Digitized by Google

Ϝινδάλλεται P 213.
Ϝίνιον E 73.
Ϝίου ε 72, ϜιοϜειδής Λ 298.
Ϝιόμωροι Δ 242.
Ϝῖρις n. pr. deae B 790, Ϝῖρις P 547.
Ϝῖρος n. pr. σ 25.
Ϝίς, Ϝῖφι, Ϝίφιος.
Ϝῖσος, ἐϜίση, Ϝισάζω M 435.
Ϝίτυς Δ 486, Ϝιτέη Φ 350, Ϝίτων n. pr. B 696.
Ϝιωή Δ 276.
Ϝιωκή E 521.
Ϝόαρες, Ϝώρεσσι E 486, Ϝοαρίζω Z 516, Ϝοαριστύς N 290, Ϝοαριστής τ 179.
Ϝοιήιον T 43, Ϝοίηξ Ω 269.
Ϝοῖκος A 30, Ϝοικῆας E 413, Ϝοικέοιτο Δ 18, Ϝῴκεον Ξ 116, Ϝῴκηϑεν B 668.
Ϝοῖνος, Ϝοῖνοψ B 613, Ϝοινοχόει A 598, ἐϜῳνοχόει Δ 3.
Ϝοῦλος, Ϝούλη λάχνη K 134, Ϝοῦλαι χλαῖναι Π 224, Ϝοῦλος ὄνειρος B 6, 8, Ϝοῦλος ἀνήρ Φ 536, Ϝοῦλον κεκληγῶτες P 756.
Ϝουλαμός Δ 251.
Ϝῶλξ N 707.

pronomen person. 3. pers.

Ϝέϑεν	A 114	Ϝοῖ	188	Ϝέ	A 236
Ϝεῖο	Δ 400	Ϝεοῖ	495	Ϝεέ	Υ 171
Ϝέο	E 343				
Ϝεῦ	I 377.				

pronomen poss. 3. pers.

Ϝοῖς	A 307	(Ϝός)
Ϝεόν	A 533	(Ϝεός)
ἐϜοῦ	A 496	(ἐϜός).

Quorum vocabulorum digamma dialectorum fragmentis confirmatur, de iis et ab Ahrensio et a Savelsbergio (De digammo ejusque immutationibus dissertatio. Aquisgrani 1854) disputa-

Digitized by Google

tum est. In eorum numerum recensenda sunt haec: ἄγνυμι Ahr. Aeol. 32; ἅλις Dor. 53, Curtius Grundzüge (ed. prior.) II, 126; ἁλίσκομαι, forma Pindarica εὐάλωκα, Aeol. 36; ἄναξ Dor. 45; Aeol. 32, Dor. 53; radix σϝαδ: ἡδύς, ἦδος, ἅσμενος, Curt. I, 195; ἀνδάνω ἄρνες Aeol. 170, Dor. 45; ἄστυ Aeol. 170, Curt. I, 175; ἔαρ Aeol. 171, Dor. 53, Curt. I, 355; ἔθω, εὐέθωκα· εἴωθα Hesych.; radix σϝεθ Curt. I, 216; εἴκοσι Dor. 46, 54, Curt. I, 176; εἴκω Aeol. 171, Curt. I, 105; εἴλω (εἰλέω, ἐάλην) Dor. 159, Curt. II, 126; εἰπεῖν Aeol. 31, 90, Curt. II, 47; ἑκα - glossa Hesychii βεκάς· μακράν. Pottius Etymol. Forschungen I, 234 ad radicem, quae est verbi εἴκω, vocem pertinere censet; ἑκών Dor. 46, 53, Curt. I, 106; ἕννυμι Aeol. 32, radix ϝες Curt. I, 344; ἔργω (ἔοργα) Aeol. 32, 226, Dor. 46, Curt. I, 150; εἴρω (ἐρέω, εἴρηκα) Aeol. 34, 226, radix ϝερ Curt. I, 308; ἔρρω Dor. 46; ἐρύω - αὐέρυσαν Curt. II, 141; ἕσπερος Aeol. 32, Curt. I, 311; ἔτης, c. inscr. 11 in titulo Eliaco ϝέτας; ἔτος Dor. 46, 54, Curt. I, 176; ἰάχω - αὐίαχος; ἴδον Dor. 47, radix ϝιδ Curt. I, 206; ἴον Dor. 54, Curt. I, 356; ἴς Dor. 47, Curt. I, 356; ἴσος, βίωρ-· ἴσως, σχεδόν; γισγόν· ἴσον Hesych., Curt. I, 346; ἴτυς, ἰτέα Aeol. 32, Λάκωνες; Curt. I, 357; οἶκος Aeol. 170, Curt. I, 132; οἶνος Aeol. 32, Dor. 55, Curt. I, 357; pron. pers. 3. p. ejusque possess. Aeol. 170, Dor. 42, Curt. I, 361.

Aliarum vocum, quae dialectorum testimoniis carent, origo linguarum comparatione patefacta est, ut de digammo dubitari non possit.

ἐέρση. Skrt. „vrsh" irrigare, „varshas" pluvia Curt. I, 311.

ἕκηλος. Jam a Buttmannuo (Lexil. I, 145) conjuncta est haec vox cum εὔκηλος, quod factum est ex ἐϝεκηλος, ἐϝκηλος, neque obstat significatio, quominus id quod complures fecerunt, ab eadem radice derivemus, a qua ἑκών.

εἰλύω digamma habuisse, Latino verbo „volvere" probatur. Ad eandem radicem ϝελ, quam ne confundamus cum ea, a qua derivantur εἰλέω, ἑάλη, εἶλαρ, cavere debemus, ἕλιξ refe-

Digitized by Google

rendum est cum verbo ἑλίσσω, cujus significatio, qua motum quendam a recta linea detortum declarat, optime cum verbi εἰλύω potestate convenit.

ἔλπω. Radix continetur Latinis vocabulis „volup" (apud Ennium Ann. 247 ed. Vahlen pro „volupis" scripto) et „voluptas". Curt. I, 229.

ἔλδομαι. Linguarum cognatarum nulla est vox, quam comparemus, sed quum significatione verbi ad eandem radicem ducamur, quae est in ἔλ-πω, vix est, quod de digammo illi attribuendo dubitemus; v. Curt. II, 126.

ἐέργω, ἔργω, εἴργω. Radicem digammo instructam ostendit verbum Sanscritum vrǵ (varg), quod eandem arcendi et excludendi potestatem habet.

ἑκυρός. Latinum *socer* literarum initialium priorem servavit, Sanscritum *çvaçura-s* et Gothicum *svaihra* ambas, quarum in lingua Graeca, ut fere semper, posterior restat.

ἰνδάλλομαι derivandum est a radice Ϝιδ, ἰδεῖν.

ἶνιον. Patet hanc vocem cohaerere cum ἴς, ἶνες, de cujus digammo modo vidimus.

ἰλαδόν et οὐλαμός. Radix est Ϝελ (ἑάλη). Curt. II, 126.

οὖλος. Plura vocabula ejusdem soni in carminibus Homericis distinguenda sunt, οὖλος enim ρ 343 ἄρτος οὖλος, ω 118 μὴν οὖλος idem est quod ὅλος, quod digamma initiale non habet. Plane diversa est vox, quae conjungitur cum λάχνη Κ 134, cum χλαῖναι Π 224, δ 50, cum κόμαι ζ 231, ψ 158. Quae dubitari non potest quin derivanda sit ab ea radice, quam litera ρ pro λ posita continent in Graeca lingua εἶρος, ἔριον alia, in Latina voces „vellus, villus" et literaml et digamma servantes. Certum igitur est, digamma etiam in lingua Graeca olim fuisse. εἶρος, ut hoc addam, semel Bekkerus digammo instruxit χ 423 initio versus, qui cur δ 124, Γ 387, 388, σ 316, quibus locis non minus facile inseri potest, non apposuerit, non video. Deinde Bekkerus Ϝοῦλος etiam iis locis scripsit, quibus translato quodam sensu vocabulum usurpatum esse

Digitized by Google

videtur: Ϝοῦλος ὄνειρος B 6, 8, Ϝοῦλος ἀνήρ Φ 536, Ϝοῦλον κεκληγῶτες P 756, 759 (E 461, 717 propter metrum digamma ferri non potest). Cujus origo quum difficillima sit exploratu, mihi omnibus locis comparatis plurimorum grammaticorum interpretatio, qua significet „obnoxius, terribilis“ et cum verbo ὄλλυμι cohaereat, maxime probanda videtur. Sed quoniam hujus quidem verbi originatio plane obscura est, de litera initiali statuere nihil licet.

ἑδανός ab Apollonio in lexico Hom. per ἡδύς explicatur neque huic interpretationi quidquam obstat; radix igitur quum sit σϜαδ, digamma certum est.

ἔεδνον a Curtio I, 195 ad eandem radicem refertur, id quod propter significationem bene ferri potest, atque accedit ε prostheticum, quo digamma initio vocis fuisse verisimile fit.

ἠχή mihi quidem cum verbo ἰάχω, quod a digammo incepisse certum est, cohaerere videtur, ut radix sit Ϝαχ, quae in verbo reduplicatione aucta exstat.

ὦλξ. In altera forma, quae est αὖλαξ digammi vestigium videmus, atque aliarum quidem linguarum comparatione radicem verbi ἕλκξ, a qua derivatur ὦλξ, digamma initiale habuisse, confirmatur. Curt. I, 106.

De uno alterove horum vocabulorum posse dubitari quamquam non ignoro, tamen Bekkerus his jure mihi digamma restituisse videtur, quoniam et etymologia suadet et e locis Homericis comparatis de litera consona initiali concludere licet. Quae sequuntur voces, de iis aut ex etymologia nihil constat aut contrarium probatur.

ἀπόερσε. Sunt, qui hoc verbum cohaerere existiment cum radice vocis ἕρση, id quod fieri posset, nisi obstaret significatio. Declarat enim „ab undis vel flumine abripi“, quum radix Sanscrita proprie valeat „irrigare“, deinde „leniter pluere“, quod optime convenit cum Graeca voce ἕρση, sed nullo modo cum verbi illius potestate; cf. Pott Etym. Forsch II, p. 596. Pottius de Latino verbo „verrere, aver-

Digitized by Google

rere" cogitavit, sed rem in dubio reliquit. Quare de digammo nullo modo constat.

ἑτώσιος. Ebel (Kuhn Zeitschr. V, 70) hanc vocem cum locutione οὐχ ἑτός comparat, quae apud Aristophanem (Plut. 404 al.) significat „non temere, non sine ratione". Sed hujus quoque quae propria sit potestas quaeque origo, nescimus. Nam ἑτός cum Sanscrito vocabulo „svatas", quod est „ex se, per se" conjungendum esse, id quod ille vult, mihi maxime dubium videtur, quia quid commune habeant significationes, non video.

ἕκαστος, ἑκάτερθε (ἑκάτερος apud Homerum non legitur). Permultis locis consonae initialis vestigia obvia sunt Hoffm. II, 21. Hoffmannus quasi superlativum vocis ἑκάς illud esse existimavit, atque quum ἑκάς cum Latino „secus" conjungeret, literam initialem σ fuisse censuit, de digammo autem cavit ne quid statueret. Neque e dialectorum copia quidquam ad hoc demonstrandum redundavit, contra C. I. 1569, quo in titulo nunquam digamma initiale neglectum est, ἕκαστος eo caret, id quod maximi momenti est, v. Ahr. Aeol. 170. Multum praeterea disputatum est de vocis derivatione diversissimaeque de ea prodierunt sententiae. Mihi quidem hoc videtur veri simillimum esse, in ἑ latere eandem stirpem, quae est numeralis εἷς, ut proprie valeat ἕκαστος „unus quotuscunque". Ipsum vero εἷς utrum a consona quadam inceperit necne, quum dubium sit, etiam de voce ἕκαστος dijudicari non potest.

ἕλωρ. Hiatibus A 3, E 684, P 667, ut qui sint in caesura trochaica pedis tertii, nihil probatur, id quod ipse Bekkerus concessit (Homer. Blätter p. 144); E 488, P 151, γ 171, ε 473, ω 292 ante ἕλωρ ν ἐφελκ. traditum est, duo denique loci digammi restitutioni plane repugnant, Σ 93 Πατρόκλοιο δ' ἕλωρα (Πατρόκλου δὲ Ϝέλωρα B[2]) et ν 208, ubi ante ἕλωρ corripitur μοι. At hiatus supra enumerati quamquam ad demonstrandum digamma nihil valent, tamen quominus ponatur, non impediunt, si forte etymologia stirpi

Digitized by Google

vocis digamma attribuendum esse probatur. De derivatione difficillimum erit certi aliquid statuere neque ego aliud affirmare ausim, nisi vocem ab eadem radice deductam videri, a qua verbum ἑλεῖν. Videamus igitur, num forte in eo digammi vestigia cernantur. Videntur aliquid demonstrare hiatus nonnulli, sed O 71 Ἴλιον αἰπὺ ἕλοιεν nihil valet, quod vocalis υ nunquam in carminibus Homericis eliditur (Hoffm. I, 80, cf. K 348) saepiusque hiatum efficit; deinde E 576 Πυλαιμένεᾰ ἑλέτην quum productio fiat in arsi tertia, hoc loco nihil probatur; restat denique unus locus E 118 ἄνδρα ἑλεῖν, quo est hiatus nulla ratione excusatus in thesi secunda. Sin vero haec indicia Bekkero non suffecerunt, quibus ut verbo ἑλεῖν digamma tribueret, adduceretur, certe non majore jure ϝέλωρ scripsit. Scio quidem ad digamma defendendum afferri illum aoristum γέντο, sed quam dubia sit etymologia exposuit Curtius II, 174, 321. Neque Alcaei fragmentum (Schneidewin 56), in quo Schneidewin et Bergk e conjectura restituerunt ἐκϝέλετο, Ahrens vero ἐκ ϝ᾽ἕλετο hac in re ulla esse auctoritate apparet. Nihil igitur restat, nisi ut formam ἀποαιρεῖσθαι A 230 et augmentum aoristi εἷλον consona quadam amissa esse explicanda, quaenam autem fuerit, incertum esse dicamus.

ϝιάνειρα, ϝιϝάνασσα. Quum litera ι stirpem vocis ϝίς contineri, nulla ratione probari possit, neque quomodo explicanda sit, pateat, digamma scribi non debet.

Ἶρις. Pausanias III, 19, 4 deam Laconicam dicit, cui nomen fuerit Βῖρις, quae utrum eadem sit atque Ἶρις necne dijudicare non valeo. Ex etymologia quidem digammo nullum peti posse videtur auxilium, quum quae Pottius, qui unus quantum scio de hoc nomine disputavit, affert, ob eam causam rejicienda sint, quod vocem compositam esse vult e radice „ar“ et Sanscrita praepositione „vi“, quam in linguam Graecam inferre non licet.

ὄαρες, ὤρεσσι. E 486 ἀμυνέμε|ναι ὤ|ρεσσι, I 327 μαρνάμε|νος ὀά|ρων, qui loci quamquam nihil probant, tamen

Digitized by Google

digammi restitutioni non repugnant; atque Rhiani editio ϑ 521 ἄστει | καὶ ὤ|ρεσσιν habuit pro τεκέεσσιν, quae lectio si probanda esset, certissimum sane haberemus literae initialis indicium, modo accederent ad digamma demonstrandem argumenta ex etymologia petita. Benfeyus quidem (W. W. II, 7) a radice Ϝερ „dicere" vocem derivat, sed ita ut ὀ ejusdem originis sit et significationis, cujus ἀ vel ἁ, quod dicunt, copulativum. Ὄαρ igitur proprie eam denotare putat, quae cum viro loquatur. Unde uxorem nomen duxisse vix credibile est. Ceterum digamma initiale hac derivatione rejicitur. Praeferendum mihi videtur, quod Pottius proposuit (Kuhn Zeitschr. VI, 262), qui hanc vocem ab eodem ο et radice „ar", quae est verbi ἀραρίσκω, deducere vult, quod plane ejusdem genus compositionis sit, atque σύζυξ et conjux. Sane etymologia tam incerta digamma restituere audacius est. Benfeyus, qui I, 320 derivationem plane diversam proposuerat, similitudine vocabulorum ὀαρίζω, ὀαριστής, ὀαριστύς ad hanc alteram, quam modo attuli, ductus videtur. Etiam Curtius I, 309 haec ad radicem Ϝερ pertinere posse censuit his verbis usus: „ὀαρίζω (ὀαριστής, ὀαριστύς, ὄαρος) darf wohl als eine reduplicirte Form gelten für ϜαϜαρίζω." Cui derivationi quamquam literae minime obstant, possit tamen aliquis suspicari, verbum sine reduplicatione formatum esse, ut forma primitiva sit Ϝαρίζω et ο e simplici digammo ortum esse, id quod saepius fieri constat. Quod si factum esset, digamma initiale esset rejiciendum. Ceterum locis Homericis comparatis loquendi significationem primariam esse mihi nullo modo persuasum est. Immo latiore sensu videtur accipi posse, ut sit amicissime cum aliquo versari, id quod et explicationi nominum ὀαριστής et ὀαριστύς magis favet et posteriore usu quasi amatorio commendatur cf. h. Merc. 58, 170, Ven. 249. Ita fortasse etiam ὄαρ cum his conjungere licet. Loci, quibus leguntur illa vocabula, ejusmodi sunt, qui neque digamma aperte demonstrent neque quominus pronuntietur, prohibeant: Z 156 ἦ̄ ὀάριζε, „producitur η

Digitized by Google

quavis arsi saepissime", Hoffm.; P 228 πολέ|μου ὀα|ριστύς, τ 179 μεγά|λου ὀα|ριστής, utroque loco productio diphthongi fit in arsi, qua de re v. Hoffm. I, 60; N 291 προμάχων ὀαριστύν; X 127 τῷ ὀαριζέμεναι, ubi productio fit in arsi prima, quo loco ne Bekkerus quidem digamma posuit, nisi fallor, propter τ' ὀαρίζετον in sequente versu sine digammo pronuntiandum; Ξ 216 δ'ὀαριστύς. Itaque a digammi restitutione nobis abstinendum est.

ἔοικε, ἐίσκω, ἴκελος, εἴκελος, ἀεικής etc. Tot sunt in carminibus Homericis consonae initialis vestigia, ut a multis praecipue iis, qui e solo Homero digammi indicia quaerebant, ne dubitatum quidem sit, quin huic verbo digamma sit attribuendum. Qui etymologia studebant, partim radicem Ϝικ ponebant, partim cum verbo ἰδεῖν, ut Doederleinius, ἔοικε conjungere tentabant. At radix Ϝικ hac quidem significatione praedita in nulla lingua adhuc reperta est, et quonimus de radice Ϝιδ cogitemus et literae et significatio quam maxime obstant. Quid igitur? Num digamma ponamus argumentis e metrica ratione petitis contenti? Sane si nobis ipsis constare volumus, caute agendum atque versuum indiciis, quamvis, ut in hac voce, plurima sint, solis nihil certi posse demonstrari concedendum est. Sed quum quaerenda sit consona initialis, esse non potest nisi aut σ aut j. Curtius quidem, qui II, 228 copiosius de his vocibus exposuit, a litera j incepisse aliquo tempore radicem ἰκ argumentis gravissimis probare conatur, id quod hoc loco persequi longum est, quum nostra maxime intersit, ut adhuc nulla ratione digamma defensum esse demonstremus.

ἀοσσητήρ. Quum de digammo in mediis vocibus ponendo metricae rationis ope nihil possit statui, e sola etymologia Bekkerum de hujus vocabuli digammo conclusisse necesse est, quod unde derivarit non assequor. Fortasse ductus est glossis Hesychianis ὀσσητήρ et ἐοσσητήρ· βοηθός, ἐπίκουρος, quoniam plerumque hoc ε digamma indicat. Sed certum hoc non est testimonium. Si vocabuli etymon quaerimus, radix σεπ, quae latet in verbo ἕπω, ultra se offert.

Digitized by Google

Hujus enim litera finalis (cf. Latinum „sequi“) olim erat κ in voce ἀ-οσσητήρ ex ἀ-σοκ-j-ητηρ eodem modo servata, quo ὄσσα derivandum est a radice Ϝεκ, quae in Graeca quidem lingua semper consonam finalem π habet. Ἀοσσητήρ igitur secundum hanc derivationem is est, qui aliquem sequatur vel qui cum aliquo in aliqua re versetur, ut verbi quoque ἕπω significatio latior est. Ab hac vero radice digamma plane alienum est; v. Curt. II, 48.

ἵημι, ἵεμαι. Bekkerus medias hujus verbi formas, ubi fieri potuit, digammo instruxit, in activis omisit excepto uno loco, Ψ 400, ubi Ϝῆκε posuit. Quum ante medias formas viginti duobus locis hiatus minus excusati inveniantur, de consona initiali amissa recte concluditur. Sed a digammo quidem radicem incepisse, nullo modo certum est, verum multo probabilior est, quam Curtius I, 369, Philol. III, 5 proposuit, ratio. Is enim ἵημι causativum verbi ι (εἶμι) vel potius ἰε Sanscrito „jâ“ respondentis existimat, ut consona initialis j fuerit. Quaestio difficilior et longior est, quam de quo hoc loco copiosius agamus. Certe nobis cavendum est, ne digamma ulli hujus verbi formae restituamus, quum etymologia tam dubia sit.

Sequuntur nonnulla vocabula, quae aut ab alia consona atque Ϝ aut a vocali incepisse linguarum comparatione apparet, quorum in numerum recensenda sunt haec: εἰνάτερες, ἰόμορος, εἵμαρτο, οὖρον, ἐριήρης, ἔερτο.

εἰνάτερες. Latina voce „janitrices“ comparata digamma rejiciendum esse demonstratur. De reliquis linguis v. Curt. I, 272.

ἰόμωρος. De significatione syllabarum μωρος recte definienda quamquam disputari potest multumque jam disputatum est, tamen quin priore parte compositi contineatur ἰός „telum“ comparato vocabulo ἐγχεσίμωρος et epitheto Dianae ἰοχέαιρα dubitare vix possumus. Sanscrita autem voce „ishus“, quae Graecae ἰός accuratissime respondet, digamma ab hac alienum esse arguitur.

Digitized by Google

εἵμαρτο. Quantum quidem e lingua Graeca concludi potest, radix hujus formae est μαρ, a qua derivantur vocabula significatione optima cum illo congruentia, ut μείρομαι, μέρος, μοῖρα alia. Concedendum quidem est et propter reduplicationis formam et propter spiritum asperum σ ante μ amissum videri, ut radix sit „smar", sed digamma ante μ ferri omnino non potuit, quo ne reduplicationem quidem ab hac consona incepisse sequitur.

οὖρον. Tribus tantum locis οὖρον (οὖρα) apud Homerum legitur: K 351 ἀλλ' ὅτε δή ῥ' ἀπέην ὅσσον τ' ἐπὶ οὖρα πέλονται, ubi Bekkerus digamma scripsit; ϑ 124 ὅσσον τ' ἐν νειῷ οὖρον πέλει ἡμιόνοιϊν, Ψ 431 ὅσσα δὲ δίσκου οὖρα κατωμαδίοιο πέλονται, quibus locis omisit. Fortasse Ψ 431 digamma non restituit, quod Ψ 524 in composito vocabulo δίσκουρα aperte neglectum est. Sed quid interest inter K 351 et ϑ 124? Productio quidem hoc loco fit in arsi tertia ante caesuram semiquinariam et sine digammo optime ferri potest, at certe nihil obstat, quominus restituatur. Quare cur Bekkerus omiserit, non perspicio. Si eandem significationem omnibus locis vocem habere tenemus, id quod nulla ratione prohibetur, deducendum erit a radice ὀρ, quae latet in ὄρνυμι, ὄρωρα et movendi vel excitandi potestatem habet, ut οὖρον sit spatium, per quod quid moveatur. Huic vero radici, quae Sanscrito verbo „ar" (rnômi) respondet, digamma omnino denegandum est; v. Curt. I, 312.

ἐριήρης. Quum neque versu, quippe quo de media voce nihil demonstretur, adjuvemur neque compositionis genere, quoniam ἐρι- nunquam patitur elisionem, ad solam etymologiam nobis confugiendum est. Mihi quidem vocabulo Sanscrito „arjas" fidelis, amans comparato, certissimum videtur, ἐρι-ήρ-ης, ut Curtius I, 304 affirmat, derivandum esse a radice ἀρ, quae latet in ἀραρίσκω multisque derivationibus conjungendi vel artandi significationem tenentibus. Qna ratione digamma rejiciendum est. Num forte Bekkerus hanc vocem cum ἦρα (ἦρα φέρειν), cui digamma tribuit,

Digitized by Google

conjunxit? At ne hujus quidem origo adhuc investigata est neque aliud licet statuere nisi neque impedire ullum locum, quin de consona initiali cogitemus, et σ 56 productione, quae est in altera thesi, aliquam consonam vocis initio adhaesisse veri simile fieri. De digammo certe nihil constat.

ἕερτο ο 460, ἐερμένος σ 296. Quin verbum εἴρω ejusdem originis sit, cujus Latinum „sero“, dubitari non potest, praesertim quum in ipsa lingua Graeca nomen σειρά literam σ servarit. Consonam quidem initialem radicis eodem modo ostendunt ἥειρε (K 499) et ἠερέθονται (Θ 418), sed ultro progredi Graecam linguam spectantibus non licet, quamquam de radicis vetustissima forma σϝερ quadam cum veri similitudine cogitari posse non nego.

Restant haec vocabula: ἅδος (ἀδηκώς), ἀραιός, ἔθνος, ἧκα (ἥκιστος), ἦνοψ, ἥριον, ἰδέ, Ἴλιος, Ἰκάριος, Ἶρος, ἰωή, ἰωκή, οἰήιον, οἴηξ, de quorum derivatione nihil habeo, quod proferam, neque quantum scio, quisquam adhuc certi aut veri simile quidquam de iis docuit.

Enumerationem vocum a Bekkero digammo ornatarum supra factam si comparaveris cum iis, quae de dialectorum reliquiis et singularum etymologia exposuimus, triginta fere invenies, quibus digamma aut injuria aut sine ullo certo quidem indicio attributum sit; quumque inter eas numerandae sint, quae saepissime apud Homerum leguntur, velut ἔοικα, quaeque inde derivantur, ἵεμαι, ἔθνος, ἕκαστος, facile, quanta sit locorum multitudo, quibus, ut nunc quidem res sunt, digamma scribi non debeat, intelligitur. Nonnullas quidem etiam ex his voces esse, quae fortasse jure digammo instruantur, libenter concedo et si quis unius alteriusve originem ita investigaverit, ut in aliqua lingua cognata digamma exstare demonstret, multi ei gratias habebunt. Sed mihi nunc quidem necessarium videtur, ut quorum vocabulorum digamma aut dialectis aut aliis linguis ostenditur, ea secernantur ab iis, quae his testimoniis carent. Qua in re si cui brevior fuisse videar, eum moneo, mihi non etymologicum opus con-

Digitized by Google

scribere propositum fuisse, sed etymologia me ita tantum uti debuisse, ut demonstrarem, quam multa in hac quaestione dubia essent atque incerta, quod ad probandum saepe brevem annotationem sufficere in aperto est.

Paucis commemorabo vocabula Homerica quaedam, quibus digamma initiale olim fuisse etymologia demonstratur neque a Bekkero adscriptum est, ut quaerendum sit, quibus de causis omiserit. Sunt quidem εἴρομαι, ἐμέω, ἕξ, ἧλος, ἱδρώς, ἴρηξ, ὄχος, ὁράω, ὠθέω, ὦνος (ὠνητός), de quorum derivatione v. Leo Meyer :Vergl. Gr. I, 77. Verbum ὁράω jam antiquissimo tempore digamma initiale amisisse, ex eo apparet, quod quamquam fere septuagies in duobus carminibus legitur, hujus literae vestigium nullum ostendit, ut restituere non liceat, nisi textus mutetur. Jure igitur Bekkerus hujus verbi formas integras reliquit. Idem dicendum est de ἱδρώς, ἱδρόω quaeque ab his derivantur, nam quatuordecim locis plane neglectum est digamma aut elisione facta aut longa vocali ante correpta, aut brevi syllaba in consonam desinente non producta (Θ 543, K 572, Λ 119, 620, N 705, 711, O 241, Π 109, P 385, 745, Σ 372, Φ 51, Ψ 658, δ 39), decies aut initio versus legitur aut ita, ut antecedat longa syllaba consona finita aut ν ἐφελκ. (B 388, 390, Δ 27, E 796, K 574, Λ 598, 811, Φ 561, X 2, Ψ 507). Tot vero locis aut prohibentibus aut nihil demonstrantibus uno, qui restat Δ 27 ἱδρῶ θ'|ὃν ἵδ|ρωσα, quamquam optime digamma admittit, adponere temerarium esset. Ne longus sim in enumerandis omnibus locis, quibus εἴρομαι, ἐμέω, ἧλος, ἴρηξ, ὄχος (ὀχέω), ὠθέω, ὦνος leguntur, satis sit affirmare, eundem eorum in carminibus Homericis usum esse, quem in vocibus ἱδρώς, ἱδρόω modo demonstravi, ut justa digammi adscribendi causa defuerit. Semel, ne hoc omittam, syllaba brevis in consonam desinens ante ὤσαντο producta legitur Π 592, quae productio satis excusatur caesura semiseptenaria. Sed omnino restituendum erat Bekkero vocabuli ἕξ digamma, nam duobus tantum locis neglectum est, Ψ 741

Digitized by Google

τε|τυγμένον· | ἔξ, ω 497 Ὀδυσῆ' ἔξ, duobus autem, id quod certissimum est consonae initialis amissae indicium, antecedens dativus οἱ productus est E 252, χ 252, semel brevis syllaba in consonam desinens producta ϑυγατέ|ρες ἔξ | Ω 601, semel productio longae syllabae servata π 248, denique qui restant loci, ἔξ initio versus habent E 641, H 247, Ω 399, ι 60, μ 90, 246, ut inter duodecim versus decem sint, qui digamma patiantur.

Sed universa quaestio multo difficilior fit eo, quod permultis locis verborum formae aut reduplicatione aut augmento instructae inveniuntur, de quibus quid judicandum sit, accuratius exponendum est. Qua in disputatione id mihi ante omnia tenendum videtur, digamma, utut pronuntiatum sit posteriore tempore, consonam quondam fuisse consonaeque vices habuisse, id quod et linguis cognatis et multis carminum Homericorum exemplis dilucide demonstratur. Sed quum de hac re, quod raro fit, ipsius Bekkeri sententiam scriptam habeamus (Hom. Blätter 133), de ea initium faciamus. „Wenn irgendwo“, ait Bekkerus, „ist das Digamma an οἶδα wahrscheinlich, das nebst seinem Praeteritum ᾔδεα oder ἠείδεα und seinem doppelten Futurum εἰδήσω und εἴσομαι in Ilias und Odyssee zusammen gegen 280 mal vorkommt und an allen diesen Stellen, höchstens 15 ausgenommen, den Aeolischen Laut verlangt oder verträgt, überdies verwandt ist mit videre und ‚wissen‘ — οἶδα aber ist ein Perfectum von εἴδω wie λέλοιπα von λείπω und πέποιϑα von πείϑω, nur ohne Reduplication, nirgend eine Spur von ϝέϝοιδα, was doch unumgänglich war, wenn das Digamma Consonant ist. In derselben Voraussetzung ermangeln εἷμαι, εἴλυμαι, εἴρηκα, εἴρυμαι jenes wesentlichen Bestandtheils.“ Primum his exemplis nihil probatur, quoniam in εἴλυμαι, εἴρηκα, εἴρυμαι diphthongum non ex ipsa reduplicatione natam esse demonstrandum erat. Si enim, ut et tempus perfectum et ratio etymologica postulat, εἴρημαι e ϝεϝρημαι ortum esse putamus, neque reduplicatio huic verbo deerat, et diphthongus ει optime eo

Digitized by Google

explicatur, quod altero digammo amisso syllaba, quae positione longa erat, vocalis productione longa manet, quae communis est linguae Graecae lex. Similiter judicandum est de perfectis εἴλυμαι et εἴρυμαι. Paullo majoris momenti videtur εἷμαι, cujus etiam plusquamperfectum ἕστο (Ψ 67) sine reduplicatione formatum legitur, verum ne hoc quidem probatur, reduplicationem ab origine defuisse, sed tantum postea esse abjectam. Certe propter hoc unum exemplum legem antiquissimam et certissimam, qua tempus perfectum non modo Graecae linguae sed omnium cum ea cognatarum formatum esse scimus, irritam reddere nullo modo licet. Οἶδα vero reduplicationem amisisse, etiam Sanscrito verbo „vêda“ et Gothico „vait“ comparatis elucet. Praeterea in lingua Gothica constat plurimorum verborum perfecta formari sine reduplicatione, sed ab origine adfuisse certum est. Quid igitur miremur, si quod in hac lingua invaluerit, in cognatis hic illic factum sit? Bekkerus statim post verba laudata hunc in modum pergit: „Daraus ergiebt sich, was wunderlich klingen mag: das Digamma überall im Untergehen begriffen hat unter andern Abschwächungen auch die erlitten, dass es Consonant nur nach aussen geblieben ist, Position machend und Hiatus tilgend, nach innen aber zum Spiritus geworden, der sich im Anlaut der Praeterita mit temporalem Augment und gegebener Länge begnügt.“ Qua in conclusione id maxime vituperandum est, quod a perfectis statim ad tempora praeterita transitur vel potius perfectum ipsum inter ea numeratur, quum inter reduplicationem et augmentum accuratissime distinguendum sit. Augmentum enim tam infirmum esse constat, ut ubique abjici possit, perfecti contra reduplicationem, quae pars est stirpis perfecti, non posse omitti uno alterove verbo excepto vidimus. Deinde quid hoc est? Digamma semper consonae vices gerere, ut longarum vocalium productionem servet, hiatus tollat, alia, sin vero augmentum addatur, quod cum stirpe verbi nihil commune habet, naturam commutare et aug-

Digitized by Google

mentum quodam modo in verbi stirpem supersilire pati dicitur. Alterum tantum fieri potuit, ut aut augmentum, si pronuntiaretur digamma, anteponendum esset, aut, si vel in spiritum transmutatum vel plane omissum esset, verbum eodem modo formaretur, quo reliqua a vocali litera incipientia. Sed nunc de perfectis agamus. Bekkero igitur longa vocalis formae εἴρυμαι ceterarumque augmenti temporalis signum videtur, qua ratione verbi ἔργω perfectum proprie fuerit ὦργα (cf. Homer. Bl. p. 137, *19). At quum nusquam ejusmodi perfecta legantur, saepissime autem inveniantur formae ἔοργα, ἔολπα, quid sibi velit hoc ε, quaerendum est. Bekkerus quidem hanc vocalem, ut pronuntiatio minus difficilis fieret, antepositam esse censet, ut quum aliquo tempore formari potuerit perfectum ϝόργα, illa vocali addita factum sit ἔϝοργα. Negari non potest, vocabulis, quae ab origine a digammo incipiebant, nonnullis eam vocalem additam esse, ut in carminibus Homericis leguntur ἔεδνα, ἐέρση alia. Quae quidem exempla ad Bekkeri sententiam defendendam nihil valent, quod et perfectum ϝόργα nunquam fuit et in ipsis carminibus Homericis digammi ante ε h. e. ante reduplicationem ponendi certa sunt indicia, ut ipse Bekkerus B 272 aliisque locis ϝέϝοργε scripsit. Quid igitur? Num antiquissimis temporibus reduplicationem modo addere, modo omittere licuit et ejus loco ε prostheticum ponere? At quomodo singulis locis Bekkerus egerit, videamus.

Γ 57	ὅσσα ϝέϝοργας	hiatus in thesi quinta
Φ 399	ὅσσα μ' ἔϝοργας	„ „ „ „
Χ 346	οἷα μ' ἔϝοργας	„ „ „ „
Β 272	ἐσϑλὰ ϝέϝοργεν	„ „ „ „
Γ 351	κάκ' ἔϝοργεν	„ „ „ „
Ε 175	πολλὰ ϝέϝοργεν	„ „ „ „
Θ 356	„ „	„ „ „ „
Π 424	„ „	„ „ „ „
Ι 223	πολλὰ ϝεϝοργώς	„ „ „ „
δ 693	ἄνδρα ϝεϝώργειν	„ „ „ „

Digitized by Google

ξ 289 ἀνϑρώπους εἰϜώργειν
χ 318 οὐδὲν ἐϜοργώς.

Bekkerus igitur, ubi fieri potuit, ϜέϜοργα scripsit reduplicationemque admisit idque suo jure, quoniam hiatus in pede quinto maxime intolerabilis est. Aliis locis quum elisio fiat, ut digamma initiale non pronuntiatum esse appareat, secundum Bekkeri sententiam ε est prostheticum. Nos autem quum supra de ejusmodi prosthesi hic quidem cogitari non posse, viderimus, ε verum reduplicationis signum habemus et ubi elisio fiat, digamma amissum esse existimamus. Verum ejecto digammo initiali alterum post reduplicationem servatum esse veri dissimillimum est. Quam ob causam talibus locis digamma omittendum erat. Restat ut paucis de plusquamperfecti formis ϜεϜώργειν et εἰϜώργειν exponamus. Bekkerus vocalis productionem augmenti temporalis signum esse ducit, id quod formationi temporis repugnat, quod ab origine ἐϜεϜόργειν vel omisso augmento ϜεϜόργειν erat. Productionem quidem Ebelius (Kuhn Zeitschr. IV, 171) ingeniose mihi videtur explicasse, qui eam ortam esse censet ex ipso digammo amisso, quod ut e βασιλεϜα fiat βασιλῆα et βασιλέᾱ, ita etiam in verbis aut antecedentem aut sequentem vocalem produci potuerit, qua ratione e ϜεϜόργειν amisso digammo factum sit ἐώργειν et ex ἐϜείδην ἠείδην, εἰώργειν vero contractis duobus ε ex ἐϜεϜόργειν.

In aliis verbis etiam iis locis, quibus sine difficultate legi potest reduplicatio, eam non admisit Bekkerus, ut Τ 173, σ 422 πᾶσιν ἑϜαδότα, quamquam persaepe ν. ἐφ. ejecit. Sed l. l. p. 135 diserte se hoc ε prostheticum existimare dicit. At quo argumento hoc probari potest? Nonne ut ipse duas formas ἔϜοργα et ϜέϜοργα statuit, ita etiam verbum ἁνδάνω reduplicatione uti potuit? Tamen concedam, digamma hujus perfecti initiale rejici posse, sed alia de causa, quum enim radix sit σϜαδ, propria perfecti forma sine dubio fuit σεσϜαδα, cujus reduplicationi Ϝ deest. Quae ratio fortasse defenditur spiritu aspero, quem ego non cum Bekkero ab

Digitized by Google

hac voce alienum esse putem. Etiam Λ 559, ubi Bekkerus habet ἀμφὶς ἐϜάγῃ, ejecta σ litera forma reduplicata ϜεϜάγῃ restitui potuit neque erat, quod p. 134 hoc cum irrisione quadam rejiceret. Porro eandem, quam in ἔοργα vidimus inconstantiam, in perfecto simillimo ἔολπα animadvertimus: Υ 186, Φ 583, Χ 216, ϑ 315 vocalis antecedens eliditur, quam ob causam Bekkerus scripsit ἔϜολπα; contra β 275, γ 375, ε 379, quibus locis hiatus sunt in thesi secunda, ϜέϜολπα, denique ubi antecedit ν ἐφ. hoc intactum reliquit φ 96, 317, υ 328, Τ 327 στήϑεσσιν ἐϜώλπειν, ω 313 νῶϊν ἐϜώλπειν. Sed iterum quaeram, unde sciamus, his locis nunquam fuisse formas reduplicatas, sed ν ἐφ. ex initio positum fuisse. Nonne, ut alibi ante voces digammo olim instructas ν ἐφ. ad hiatus vitandos insertum est, idem hic quoque suspicari licuit? De ἔωϑα idem dicendum est quod de ἔαδα, radix quum inceperit a σϜ, reduplicationem non Ϝ sed σ initiale habuisse, neque est in carminibus Homericis digammi vestigium, quum aut ante ε fiat elisio Ε 766, Θ 408, 422, ρ 394, aut syllaba longa in consonam cadens antecedat Ε 203, aut vox initio versus posita sit Ζ 508, Ο 265. Unus praeterea hiatus Ε 231 ἡνιόχῳ εἰϜωϑότι, ut qui sit in caesura semiquinaria, optime fertur. Perfecti ἐέλμεϑα digamma quo demonstretur initiale, nullus in Iliade locus invenitur, nam Ω 662 ἄστυ ἐέλμεϑα et Σ 287 κεκόρησϑε ἐελμένοι hiatus sunt in caesura tertii pedis trochaica, atque Μ 38 et Ν 524 antecedit ν ἐφ., quibus locis omnibus Bekkerus ἐϜελμ. scripsit. Attamen nullus horum locorum, quin digamma initiale ponatur, impedit. Quid vero intersit inter perfecta ἔοργα et ἔελμαι, ut illud interdum utatur reduplicatione, hoc nunquam, non intelligitur. Illud quidem, ἔοργα dico, interdum in iis versuum sedibus positum est, ubi hiatus illiciti existimandi sunt, hiatus autem, qui ante ἔελμαι inveniuntur, excusari possunt. Qua ratione concedo uti posse aliquem, qui ibi tantum digamma ponat, ubi propter metrum necessarium est; Bekkero autem, qui non modo ejusmodi locis sed ubique

Digitized by Google

digamma restituit, ubi metro non prohibetur, quique reduplicationem a ϝ incipientem pluribus locis scripsit, etiam ϝεϝέλμεδα ponendum erat.

Difficilius erit certi aliquid statuere de perfecto ἔεργμαι, cujus formae digamma initiale respuunt: γέ|φυραι ἐ|εργμέναι E 89, κλαί|οντες ἐ|έρχατο κ 241. Bekkerus sua ratione ἐϝεργμέναι et ἐϝέρχατο scripsit. Alibi perfectum non invenitur nisi amissa reduplicatione, semel quidem in hiatu ἐννέα ἔρχατο ξ 73, quo, quum sit in fine pedis quarti, nihil demonstratur, at quum idem non obstet, quin digamma ponatur, Bekkerus hoc loco scripsit ϝέρχατο, ut κ 283, ι 221, ubi initiis versuum, quibus nihil probari potest, legitur. Deinde Π 484, Ρ 354, ubi breves syllabae in consonam desinentes antecedunt, digamma neglectum est. Aequabilitas igitur nullo modo efficitur. Sed quum perfectum ἔρχαται nulla reduplicatione addita formatum sit, concludere aliquis possit, ε formarum ἐεργμέναι et ἐέρχατο revera esse prostheticum, ut Bekkerus vult l. c., ideoque de digammo initiali neglecto non posse cogitari. Quae res quamquam dijudicari non potest, tamen qui quam aegre perfectum reduplicationis signo careat, meminerint, semper eo inclinabunt, ut in illo ε reduplicationem quaerant digammaque illis locis amissum esse statuant. Mihi quidem Buttmannus (gr. II, 126) perfectum ἔρχαται recte explicasse videtur, qui eo tempore formatum esse existimat, ubi jam verbi ἔργω digamma evanuerit, quo amisso verbum non potuerit reduplicari.

De ἔοικα formisque ab eo derivatis, quum quam incertum sit digamma, supra viderimus, nunc accuratius quaerere supersedemus.

Ut denique quae de perfectis disputavi breviter repetam: ε stirpi antépositum non prostheticum existimandum sed semper pro reduplicatione habendum est, ubicunque igitur ante id aut elisio aut syllaba brevis in consonam desinens non producta aut longa vocalis correpta invenitur, digamma amissum est; deinde quum ubique digamma initio vocum

Digitized by Google

firmius esse soleat quam in mediis, etiam post illud ε digamma amissum esse veri simillimum est.

Transeamus ad quaestionem hujus non dissimilem, quae est de augmento verborum, quae huc pertinent. Supra quid Bekkerus de duplici, qua et consonae et spiritus vices gerat, digammi natura censeat, vidimus. Eodem loco sic pergit: „Solch eine Zwitternatur des Digamma (qua augmentum temporale vocalemque productam in temporibus praeteritis admittat) überhebt mancher Aenderung, die sonst nothwendig und unbedenklich scheinen könnte; warum z. B. sollen wir noch Ϝεῖδον auflösen in ἔϜιδον, wie leicht das auch meist angeht, oder gar mit Gewaltsamkeit Ϝήνασσεν in ἐϜάνασσεν, und Ϝήνδανεν in ἐϜάνδανεν, selbst ἐϜῳνοχόει lassen wir in Ruhe; das ε zu Anfang ist das von ἐϜείκοσι, ἐϜίσας her bekannte, leichterer Aussprache zu Liebe vorgeschlagene." Jam supra diximus, augmentum nullo modo pertinere ad verbi stirpem sed accessorium esse, ut si digamma consona sit, id quod Bekkerus concessit, ei praefigendum sit, cujus rei apud Homerum plurima exstant exempla, velut ἐϜάγη et Ϝάγη, ἐϜείλεον et Ϝεῖλει, nisi forte Bekkerus hoc quoque ε prostheticum habet. Nobis sane tenendum est, ε harum formarum revera esse augmentum syllabicum, quod si desit, imperfectum vel aoristum a digammo incipere, ubi vero prima vocalis producta sit, augmentum quod dicunt temporale locum habere atque digamma amissum esse. Sic judicandum est de Ϝήνδανε, Ϝήνασσε, Ϝείρυσε, Ϝεῖδον, Ϝῴκεον, Ϝῴκηϑεν, quas formas Bekkerus omnes digammo instruxit. At dicat aliquis, versibus Homericis eorum digamma defendi. Videamus igitur, quibus versuum locis legantur quaeque sint digammi vestigia.

Digamma formae Ϝήνδανε nusquam necessarium est, nam π 398, ρ 173 initio versus legitur, Σ 510, γ 150, ϑ 506, ξ 337 ν ἐφ. antecedit, χ 373 antecedentem particulam οὐχ Bekkerus in οὐ mutavit; restant hi loci: A 24, 378, O 674, ε 153, quibus hiatus inveniuntur, sed quum sint in fine

pedis quarti simulque antecedens vocabulum desinat in vocalem ι, non est, quod iis offendamur. Neque aliter se habet ἤνασσε: Ἀργεί|ων ἤ|νασσε Κ 33, κρατέ|ων ἤ|νασσε Π 172; ἑπτάετες δ' ἤνασσε, quo loco Bekkerus δ' ejecit; Καδμεί|ων ἤ|νασσε λ 276. Uno denique loco Π 572 ναιομέ|νῳ ἤ|νασσεν ante ἤν. productio diphthongi servatur, sed fit et in arsi et est vocalis ῳ, quae quavis arsi produci potest, v. Hoffm. I, p. 60, ut certum digammi indicium non habeamus. Si igitur nihilo minus digamma, ubi fieri potest, restituere studemus, revera, id quod Bekkerus rejecit, restituenda est plena imperfecti forma ἐϜάνασσε, quae omnibus illis locis ferri potest, etiam Π 572, quum, ut vidimus, productio et arsi et vocalis natura defendatur.

Sequitur aoristus verbi ἐρύω. Cujus naturam ad explicandam nihil valent ii loci, quibus Bekkerus pro ἐξείρυσεν scripsit ἐκϜείρυσεν, hos igitur nostro jure omittimus. Indicativus aoristi legitur aut initio versus: Α 186, Θ 226, Λ 9, Ξ 32, Υ 93, Φ 230, Τ 863, κ 165 (Ο 274 digamma, ut videtur, vitio in B. editione omissum est), aut antecedit syllaba longa in consonam desinens: Χ 306, ϑ 85, χ 79, aut ν ἐφ. a Bekkero ejectum est: Γ 373, Σ 165. Unus denique locus propter elisionem factam digammi restitutioni plane repugnat β 389 ἄλαδ' εἴρυσε, ubi etiam Bekkerus omisit. Nusquam igitur digamma necessarium est. Sed ejusdem aoristi ceteri quoque modi interdum a diphthongo ει incipiunt. Quae quidem diphthongus quum explicari non possit ex augmento, ε prostheticum additum esse existimandum est, ut exempli gratia εἰρύσσασϑαι factum sit ex ἐϜερύσσασϑαι, cujus digammo amisso ε-ε in ει contractum sit, id quod probatur infinitivo ἐέλσαι eodem ε instructo. Quam ob causam digamma initiale hae quidem formae habere non possunt, atque revera tribus locis Ρ 327, Θ 143, Α 216 antecedit brevis syllaba in consonam desinens, ut quo jure Bekkerus π 459 φρεσὶ Ϝειρύσσαιτο ν ἐφ. ejecerit, non intelligatur. Idem valet de futuro εἰρύσσονται Σ 276, quod, quum diphthongus

Digitized by Google

antecedens corripiatur ἐ|ζευγμέναι| εἰρύσσονται, digammo ornari omnino non potest. De aliis quoque ejusdem verbi formis operae pretium erit paucis exponere. Perfectum εἴρυμαι formatum est reduplicatione, ut primaria forma sit ϝεϝέρυμαι, altero vero digammo ejecto contractisque vocalibus ϝείρυμαι. Cujus quamquam digamma nullo loco propter metrum quidem necessarium est, tamen in nulla versuum sede invenitur quae quominus ϝ scribatur, prohibeat; aut enim initio versus legitur, ut Δ 248, ζ 265, aut antecedit syllaba longa in consonam desinens, ut Ξ 30, N 682, Σ 69, aut diphthongus non correpta, ut Ξ 75, O 654. Quae quidem productio quum fiat in arsi tertia ante caesuram semiquinariam, non est digammi indicium, sed quum ipsa temporis formatione digamma initiale defendatur, jure restituitur. Deinde imperfectum quum ut aoristus augmentum habeat, ut εἴρυτο ortum sit ex ἐϝέρυτο, digammo initiali ob eam causam caret. Ceterum quum saepius difficile sit inter imperfectum et plusquamperfectum distinguere, me quae quoque loco forma sumenda sit, e sententiarum conexu conclusisse, prius moneo. Locis, quibus diphthongo antecedit syllaba longa in consonam desinens Π 542, Ω 499, χ 90 nihil probatur (hoc quidem Odysseae loco cur Buttmannus, p. 135 ann. εἴρυτο plusquamperfectum existimarit, non assequor quum nulla necessitate εἴρυτο δὲ φάσγανον ὀξύ „stricto gladio“ vertere cogamur; sed „stringens gladium“ optime in conexum loci quadret. Sane εἴρυντο M 454 utrum plusquamperfectum sit an imperfectum dubitari potest, sed non multum nunc refert, quoniam quum antecedat syllaba longa in consonam cadens digamma certe non requiritur). Alicujus momenti videtur ψ 229 ἧ νῶ|ιν ϝεί|ρυτο (B²), at productio in caesura semiternaria ante trochaicam tertii pedis facta fere nihil valet, v. Hoffm. I, p. 102 et cf. E 622 ὤμοι|ιν ἀφε|λέσϑαι. Restat unus locus, qui aperte digammo repugnat X 30 |πρόφρονες| εἰρύατο. Reliquum est praesens, quod quum et ἐρύω et εἰρύω pronuntiatum sit, εἰρύω factum esse putandum est ex ἐϝερύω, ε prosthetico addito. Semel in thesi

Digitized by Google

prima hiatus invenitur ante infinitivum, quem Hoffmannus I, p. 91 etc. nihil demonstrare censet, quum multis exemplis, ubi digamma abest, defendatur; initio versus legitur ψ 151, longa syllaba in consonam desinens antecedit γ 286, duo denique loci digamma restitui vetant A 239 |πρὸς Διὸς| εἰρύαται et π 463 αὖϑ' εἰρύαται, ubi ne Bekkerus quidem conatus est inferre. De εἰρυόμεσϑα Φ 588 dubitari potest, sed sive imperfectum est sive praesens, et formatio et versus |Ἴλιον| εἰρ. digamma huic voci deesse demonstrant. Omnia autem quae de aoristi et imperfecti et praesentis formis digammo non instruendis disputavimus, eo graviora sunt, quo certiora digammi indicia ostendunt formae a simplici ε incipientes.

Similiter judicandum est de formis εἶδον, εἶδες, εἶδε, εἴδομεν (reliquae indicativi personae non leguntur), εἴδοντο. Quum enim radix sit Ϝιδ, aoristi propria forma esse non potest nisi ἔϜιδον, postea ejecto digammo contractisque vocalibus εἶδον. Atque locis Homericis probari potest, non positas esse has formas in ulla versuum sede, quae digamma necessario requirat, aut enim initio versus leguntur: A 112, T 292, κ 194, aut antecedit syllaba longa in consonam desinens: Γ 154, E 515, 572, Δ 149, 275, H 308, Θ 251, O 484, Π 278, 818, P 724, T 16, Υ 424, Φ 207, Ψ 874, δ 524, κ 453, λ 298, aut hiatus eo versus loco occurrit, ubi ipse Bekkerus admisit ρ 31, aut ν ἐφελκ. ab eodem deletum est ω 445. Duobus locis ille ipse digamma, quod propter metrum ferri non potest, omisit λ 162 οὐδ' εἶδες, ι 182 ἐσχατί|ῃ σπέος| εἴδομεν. Duo denique loci digamma commendare videntur, λ 281 Χλῶ|ριν εἶ|δον, sed „accusativus earum vocum, qui est in -ιν quavis arsi produci potest“ (Hoffm. I, p. 99, cf. Σ 157 ϑοῦ|ριν ἐπι|ειμένοι), λ 576 Τίτυ|ον εἶ|δον, qui locus est paullo majoris momenti, quod caesura semiternaria quae est ante semiquinariam fit productio, quae quidem ab Hoffmanno I, p. 104 (§. 75, 1) inter duriores recensetur (tamen non desunt exempla cf. Γ 40, Π 269). At qui ex hoc uno loco formam εἶδον digammo esse instruendam concludere velit, ei bis

Digitized by Google

aperte neglectum λ 162, ι 182 opponere possumus, e quibus locis eodem jure digamma huic aoristo denegandum esse colligi potest. Sed res dijudicari non potest sola ratione metrica neque unus ille locus tantum valet, quo quis nisus omnem grammaticae formationis analogiam nihili aestimet. Ergo qui digamma restituere studet, eum necesse est εἶδον in ἔϝιδον dissolvere, id quod quamquam longe plurimis locis versu non repugnante fieri potest, tamen ejusmodi violentiam nullo modo commendabo. Qui tamen ante augmentum digamma ponat, eum non minus violenter agere certum est.

Porro Bekkerus scripsit ϝῴκεον, ϝῴκηϑεν; ᾤκεον bis legitur initio versus Ξ 116, ι 400, semel post longam syllabam in consonam desinentem Υ 218; hiatus τριχϑὰ δὲ ᾤκηϑεν est in thesi prima eaque excusatus, v. Hoffm. I, p. 91.

Quae igitur ex hac disputatione colliguntur, haec sunt: et ratione grammatica, quominus ante augmentum digamma ponatur, omni modo prohibetur, neque propter metrum id usquam requiritur. Quibus argumentis ducti jure, credo, harum formarum digamma ubique rejicimus.

Restat, ut pauca addam de imperfectis ἑήνδανε et ἐῳνοχόει (ἐϝήνδανε, ἐϝῳνοχόει B[2]), quae Bekkerus se intacta reliquisse dicit. Nobis quidem addito digammo mutatio facta videtur, quae fieri non debebat. Ille, qui vocalem productam augmenti loco habet, ε prostheticum esse censet, ut supra vidimus, sed augmentum, quod dicitur, temporale pronuntiato digammo admitti non potuisse cognovimus, quam ob causam alia hujus productionis explicatio quaerenda est. Propria imperfecti formi fuit ἐϝάνδανε, ἐϝοινοχόει et digamma amissum idem effecit, quod in plusquamperfectis ἐώργειν et ἐώλπειν, ut subsequentem vocalem produceret. Qui igitur digamma servare velit, eum necesse est scribere ἐϝάνδανε et ἐϝοινοχόει. Vix est, quod dicam, ratione plane diversa formatum esse εἶπον et ἔειπον, εἶπον enim e radice ϝεπ reduplicatione factum est, ut primum fuerit ϝέϝεπον, deinde digammo e media voce ejecto ϝεῖπον, quod certissima ostendit in

Digitized by Google

carminibus Homericis digammi vestigia, additoque augmento ἐϜέϜεπον ἔϜειπον eodem modo quo ἐπέφραδον et quae sunt similia.

Jam supra aliquoties de ε prosthetico dixi et Bekkerum eo in verborum formis construendis non raro abusum esse demonstravi, sed est in carminibus Homericis quidam hujus literae usus, cujus vestigia in lingua Graeca etiam postea satis multa cernuntur. Ex Iliade quidem huc pertinent haec vocabula: ἔεδνα, ἐείκοσι, ἐέλσαι, ἐέλδωρ, ἐέργω, ἐέρση, ἐεισάμενος. Bekkerus post primum ε digamma restituit, id quod quum metro neque confirmetur neque refutetur, quo jure fecerit, quaerendum est. Duae enim proponuntur rationes: aut digamma radicis initiale transiit in vocalem ε, quo illud non esse scribendum appareat, aut ε revera est prostheticum, h. e. ante ipsum digamma positum, ut jure restitui possit. Hoffmannus II, p. 10 posteriorem sententiam rejecit hac ratiocinatione usus: „sunt qui putent, digamma fuisse post literam ε. Ita censet Heynius. Demonstrent ita fuisse. Sed non poterit demonstrari. Non enim solet aliis in vocibus abundare litera ε initialis (augmentum mitto), cur igitur tam saepe abundet ante digamma? Et obstat id potissimum, quod εε saepissime contrahitur in ει (εἰρύω, εἰαρινός). Patet igitur, digamma abiisse in literam ε.“ Qua in re vir doctus fallitur, primum enim etiam in aliis vocibus abundat litera initialis ε, ut in ἐρεύγομαι, erugere, ructare, ἐρυθρός, rufus, ruber, ἐχθές -χθές, deinde εε in ει contracto nihil demonstratur, quoniam contractio facta esse potest post amissum digamma. Bekkerus ipse priorem sententiam recentiorum quarundam linguarum analogia defendet (l. l. p. 133: „das ε zu Anfang ist das von ἐϜείκοσι, ἐϜίσας her bekannte, leichterer Aussprache zu Liebe vorgeschlagene, wie wir demselben auch in romanischen Sprachen vor dem unreinen s begegnen: escalier, estampe, espada, estrella“). Atque pluribus de causis haec ratio videtur praeferenda esse, in aliis enim dialectis hujus ε loco α invenitur antepositum, ut Creticum est ἄερσα pro ἐέρση, vocalis autem α sono labiali tam alienum est, ut

Digitized by Google

vix *ϝ* in *α* transire potuisse credibile sit, deinde, id quod maximum esse existimavit Curtius II, p. 156, quibusdam in vocibus post ε vel α digamma in vocalem υ transmutatum itaque quodammodo servatum est, ut in αὖλαξ i. e. ἄϝλαξ, εὔληρα Ψ 481 (Hesych. αὔληρον, ἄβληρον) a radice ϝελ deducendum, εὔκηλος ex ἐϝεκηλος factum. Quas ob causas, quamquam res pro certo demonstrari non potest, tamen ε ante digamma positum esse veri simile est. Ceterum ut hoc addam, e sola pronuntiationis molestia fere nihil concludi potest, quum ad hanc tollendam aeque mutatio digammi atque prosthesis vocalis cujusdam auxilio sit. Contractionem quidem in carminibus Homericis praeter exempla verborum supra allata non invenimus nisi in duabus vocibus, quae sunt εἰαρινός et εἰανός (Π, 9) a Bekkero digammo instructae. Εἰανός versus initio legitur, quo fit, ut de digammo e metro judicari non possit; neque in εἰαρινός versus requirunt, quater enim invenitur locutio ὥρῃ ἐν εἰαρινῇ Β 471, Π 643, σ 367, χ 301, ubi si ὥρῃ ἐν per synizesin contrahitur, digamma non est necessarium. Deinde Β 89 ἄνθεσιν εἰαρινοῖσιν Bekkerum ν ἐφ. delere necesse erat, Ο 307 denique νοτίῃσι τε εἰαρινοῖσιν hiatus est in fine pedis quarti, quem multis exemplis excusari demonstravit Hoffmannus I, p. 90. Tamen equidem rem in dubio relinquam atque ϝειαρινός fortasse recte se habere concedam, quod quum ϝεαρινός mensura utatur hexametro perincommoda, prima syllaba eodem modo quo vocis ἀθάνατος producta esse potest ob solam metricam rationem. α prosthetici apud Homerum nullum exemplum invenitur, nisi huc referendum est ἀν-άεδνον, quod Bekkerus in ἀν-έϝεδνον mutavit Bentleyi conjecturam secutus, neque analogiam simplicis vocabuli hoc suadere negari potest.

Aptissimum videtur quaestioni de ε prosthetico institutae subjungere disputationem de pronomine tertiae personae faciendam, quoniam complures hujus pronominis formas illa litera auctas esse vult Bekkerus, qui has in Iliade ponit: gen. ϝέθεν, ϝεῖο, ϝεῦ, dat. ϝοῖ, ϝεοῖ, acc. ϝέ, ϝεέ, poss. ϝός,

Digitized by Google

ϝεός, ἐϝός. (Copiose de iis disputavit Rumpfius in Jahnii ann. 81, p. 683 etc., et ita quidem, ut quaestionem, quod ad etymologiam attinet, ad finem perduxisse videatur.) Stirpem pronominis fuisse „sva“, quam in lingua Graeca σϝε fieri necesse erat, linguarum comparatione nunc constat. Ipsa stirps latet in forma genitivi loco usurpata, quae est ἕθεν facta ex σϝέθεν vel amissa σ litera ϝέθεν. Hanc igitur formam digamma initiale habuisse certum est. Etiam formae εἷο (ἕο, εὗ), οἷ, ἕ explicatu non sunt difficiles, genitivi enim terminatio est ιο, ut litera ε ad stirpem pertineat atque forma primaria fuerit σϝεῖο, inde ϝεῖο. Item dativi terminatio est ι, literam igitur ο stirpis esse sequitur, ut ex antiquissima fora σϝο-ι abjecto σ ortum sit ϝοῖ. Accusativus denique, qui terminationem casum indicantem ut ἐμέ et σέ amisit, solam stirpem pronominis servavit. Formas igitur, quas modo enumeravimus, a digammo incepisse patet. Tota vero derivationis ratio confirmatur analogia pronominis secundae personae, cujus stirps est „tva“, τϝε, Doricae enim dialecti formae (Ahrens II, 257, 262) τέο (τεῦ, τέος, τεῦς), τίν, τέ bene explicari non possunt nisi amisso post τ digammo, ut ε quod genitivi et accusativi est, ad stirpem pertineat eodem modo quo in pronomine 3 pers. Deinde in dativo communi σοῖ idem observatur quod in οἷ antiquissimum α non in ε, sed in ο transiisse. Accedit, quod formarum ϝέθεν, ϝοῖ, ϝέ digamma initiale pronuntiatum esse certissimis dialectorum testimoniis probatur (Ahr. I, 31, 171, 192, 208). — Multo difficiliores sunt formae ἑοῖ et ἑέ. Si recte supra disputavimus, in ἑοῖ dativi terminatio est ι, ο ad stirpem pertinet, itemque in ἑέ, quod accusativi termintione caret, altero ε stirpis vocalis continetur, ut utriusque formae ε initiale accessorium sit. Sed priusquam de his judicem, digressionem facere liceat ad pronomen possessivum a Bekkero aut ϝός aut ϝεός aut ἐϝός scriptum. Prima quidem forma ϝός, quam e σϝός ortam esse apparet, nullam difficultatem praebet neque de digammo initiali dubitari potest. Ex hoc

Digitized by Google

antiquissimo σϝός oriri potuisse ε prosthetico addito ἑσϝος, ἑϝος, ἑός concedendum est. Sed unum est, quod obstet, antiquissima enim ejusdem pronominis forma in lingua Latina fuit „sovos“, quae derivari non potest nisi a stirpe „sava“ id est „sva“ interposita inter v et s vocali. Si sumamus eandem stirpis formam etiam in lingua Graeca valuisse vel potius linguarum et Latinae et Graecae communem fuisse, num forte linguae Graecae formationibus inde lux afferatur? Optime quidem explicantur omnes formae, si a stirpe „sava“ derivamus pronomen σεϝος, unde spiritu aspero, id quod sexcenties fit, literae σ loco substituto ἑϝος vel amisso digammo ἑός. Ita etiam spiritus asper, quem Bekkerum in lenem mutare necesse erat, optime se habet. Eodem modo, ut ad pronomen personale revertamur, explicandae sunt formae ἑοῖ et ἑέ, ortae e σεϝοι et σεϝε. Qua in re iterum adjuvamur secundae personae analogia, formas enim genitivi τεοῦς (τεοῦ), dativi τεΐν, possessivi τεός originem ducere e stirpe longiore τεϝε e τϝε facta unicuique apertum est. Ut finem faciamus, restituere licet in carminibus Homericis ϝέϑεν, ϝεῖο (ϝεό, ϝεῦ), ϝοῖ, ϝέ, ἑϝοῖ, ἑϝέ, ϝός, ἑϝός, non licet ϝεοῖ, ϝεέ, ϝεός, quantum quidem e probabili etymologia concludi potest. Restat sane, ut de rebus metricis dicamus. De ϝέϑεν, ϝέο (ϝεῦ), ϝέ, ϝός copiosius disputare supersedeo, quoniam in quovis Iliadis vel Odysseae libro sexcenta digammi vestigia hae formae ostendunt (Hoffm. II, p. 17, 44). Videamus igitur de εἷο, ἑοῖ, ἑέ, ἑός. Formam εἷο, quamquam jure digammo initiali instrui supra diximus, huc rettulimus, quod Hoffmannus (II, p. 44) in ea nullum esse digammi vestigium contendit. Sane hiatus in pede primo Δ 400 γείνατο εἷο nullius momenti est, sed neque hic locus neque χ 19 ϑο|ῶς δ' ἀπὸ| εἷο quominus digamma restituatur, prohibent. ἑοῖ N 495 ἐπισπόμε|νον ἑοῖ| αὐτῷ ita legitur, ut brevis syllaba in consonam desinens, quae antecedit, producatur, sed quum fiat ante caesuram seminovenariam, quae est loco semiseptenariae, hac pro-

Digitized by Google

ductione nihil demonstratur, v. Hoffm. I, p. 103, cf. K 281. Alter, quo legitur, locus est δ 38 σπέ|σθαι ἑοῖ| αὐτῷ, ubi productio diphthongi arsi quinta satis excusatur. Tamen concedendum est, digamma quamquam non requiratur, optime ferri posse. At si omnino tantae locorum paucitatis ratio habenda est, certe ad defendendum digamma non plus valet, quam probabilis etymologia ad rejiciendum. Accusativus ἑέ bis legitur, Ω 134 post longam syllabam in consonam desinentem, Υ 171 μαστίε|ται ἑέ|, quae productio satis excusatur duobus locis I 341, Λ 598 (hoc quidem loco Bekkerus in secunda editione pro ἱδρῶσα scripsit ἱδρώουσ'). Multo saepius invenitur pronominis possessivi forma ἑός, quam digamma non requirere iis locis, quibus Bekkerus posuit, demonstari potest, nam ρ 111, τ 209 antecedit longa syllaba in consonam desinens; A 83, B 549, M 222, Ω 511, α 218, 430, ε 451, ξ 23, 115, 452, ο 483, τ 573, ω 162. Bekkerus ν ἐφ. ante hanc vocem delevit; hiatus aut sunt ante caesuram trochaicam tertii pedis: Λ 47, M 84, Ξ 223, Ω 416, β 247, ε 76, η 134, ο 132, aut in thesi pedis primi A 533; productiones non fiunt nisi ante caesuram semiquinariam, diphthongi Ω 296 δώ|σει ἑόν|, brevis syllabae in consonam desinentis η 7 θάλα|μον ἑόν|. Bis denique particula ἤ ante ἑός producta legitur, δ 643 in arsi quinta |ἤ ἑοῖ| αὐτῷ, id quod defenditur comparato Π 12 |ἤ ἐμοὶ| αὐτῷ, α 409 in arsi prima ἤ ἑόν, quae productio pluribus locis excusatur O 105 ἤ ἔτι, P 445, Σ 287 al. Quibus locis propter elisionem ante ἑός factam restitui non potuit Ϝεός, iis Bekkerus scripsit ἑϜός, nobis quidem ipsis elisionibus formam Ϝεος nunquam fuisse confirmatur, sed praeter Ϝός tantum ἑϜός.

Quum de ε prosthetico diceremus, mutationem quandam digammi tetigimus. Notum est enim non modo anteponi huic literae vocalem, sed ipsam in vocales transire, quarum digammo cognatissimam esse υ et linguarum comparatione et Aeolicae maxime dialecti exemplis satis constat. Hujus mutationis in carminibus Homericis pauca exstant exempla:

Digitized by Google

αὐέρυσαν, αὐίαχοι, εὔαδεν (mitto quae ante literam consonam υ habent vocabula, ut εὔληρα, καλαῦροψ alia, quoniam Bekkerus nunquam ante consonas digamma scripsit). Bekkerus in iis digamma restituit, qnaerendum est igitur, utra ratio praestet. Apud Pindarum quidem, qui Pyth. II, 28, III, 23 vocis αὔατα primam syllabam correptam habet, et apud Alcaeum, apud quem ἔγχευε dactylum efficit, dubium non est, quin consona ϝ pronuntianda sit. Sed apud Homerum illorum vocabulorum syllabae primae non leguntur nisi productae, quo fit ut qui digamma restituerit, eum causam productionis aliunde quaerere necesse sit. Bekkerus l. l. p. 135 sententiam eorum, qui digamma duplicatum esse voluerunt, rejiciens vocalem initialem formae ἔϝαδεν et accentu et arsi productam esse censet, vocis ἀϝίαχος vero α eadem ratione, qua prima vocalis vocabulorum ἀθάνατος, ἀκάματος propter incommodam, qua utuntur, mensuram. Ejusdem igitur rei diversae ponuntur causae. Hoc quidem certum est, aliquo tempore vocis ἀϝίαχος digamma verum consonae sonum habuisse, at quum reliquae, quae huc pertinent, voces digammo amisissent, ἀϝίαχος quaeque sunt similia idem ita servasse, ut in scriptis carminum exemplaribus vocalis υ signo exprimi posset, incredibile esset, nisi antiquiore jam tempore ϝ in vocalem transiisset. De αὐέρυσαν paullo difficilius est judicare, quum quid sibi velit hoc α, dubium sit. Vix, puto, credibile est, quod quidam voluerunt, aoristum ἔρυσαν, qui toties legitur, paucis locis α prosthetico auctum esse. Sane multo probabilius est, quod Doederleinius (Gloss. 2290) proposuit, qui α e decurtata praepositionis ἀνά forma, quae est ἀν, natum esse existimat, v. Curtius II, 141. Fortasse alicui placet dicere, huic voci tribui posse duplex digamma ex illa lege, qua subsequens consona antecedentem sui similem aut parem reddat, ut in κάββαλεν. Sed quum a tradita lectione non est quod recedamus, atque bene ferri possit, quod Doederleinius voluit, vocalis signo αὐέρυσαν, ut εὔαδε et αὐίαχος, scribendum esse censemus.

Digitized by Google

Bekkerus, ut notum est, digamma ibi tantum scripsit, ubi vocalis sequitur, ante consonas constanter omisit, id quod in universam credo probandum est. Primum enim plurima eorum indiciorum, quibus ut de digammo initiali vocum a vocali incipientium concludamus, ducimur, plane deesse patet, ut nihil restet, nisi brevium vocalium finalium productiones ante simplices consonas initiales vocum subsequentium factae; deinde etymologia nonnullorum vocabulorum tam dubia est, ut nisi consonam excidisse nihil statui possit. Tamen non parvi momenti est ad totam de digammo quaestionem recte instituendam ea quoque vestigia ante oculos habere, quae digammi vel ante vel post consonam amissi signa sunt. Qua in re paucis utar exemplis, quod omnia, quae huc referri possint, enumerare et longum et ab hac dissertatione alienum est. Verbi ῥήγνυμι radicem esse Ϝραγ constat, videamus igitur, utrum digammi apud Homerum inveniantur vestigia necne. Inspectis omnibus locis, quibus formae verbi ῥήγνυμι ab ipsa consona ρ incipientes et derivata ab eo vocabula ῥηγμίν, ῥωγαλέος, ῥηξήνωρ leguntur (consulto omisi ῥάκος et alia, quorum derivatio nullo modo certa est), animadvertimus: nusquam ante has voces vocalis finalis correpta invenitur, sed aut antecedit syllaba in consonam desinens vel in longam natura vocalem, aut, ubi vocalis praecedit natura brevis, semper producitur et quidem ν 438 πυκνὰ ῥωγαλέην (idem ρ 198, σ 109) in thesi prima, reliquis locis in arsibus: in tertia ante caesuram semiquinariam, quae tanti momenti est, ut cuivis productioni faveat, O 617, H 228, N 324, Π 146, 575, Ψ 673, quamquam ut hoc addam, O 517, Ψ 673 multo plus valet in versu caesura semiseptenaria quam semiquinaria; deinde in secunda M 198, N 323, qorum locorum utroque caesura semiternaria, quum sit ante semiquinariam, fere nihil valet, v. Hoffm. I, p. 104, §. 75, 1, Υ 229 ἐ|πὶ ῥηγ|μῖνος, ubi caesurae inter praepositionem et vocem ab ea pendentem nulla est vis; tum in quarta M 308, Π 67, P 751, Υ 55, ubique tamen caesura

Digitized by Google

semiquinaria praevalet. Denique multis locis praepositionum syllabae finales in arsi quarta producuntur ante ῥηγμίν: ἐ|πὶ ῥηγ|μῖνι Α 437, Θ 501, δ 430, 575, ι 150, 169, 547, 549, κ 186, μ 6, ο 498; πα|ρὰ ῥηγ|μῖνι Β 773, δ 449, qui loci quum propter praepositionem arsi nulla sit vis, certa ostendunt digammi vestigia. Idem statui potest de participio ῥηθείς et nominibus ῥητήρ, ῥητός, non legi ante ea breves vocales correptas, sed produci praepositionum syllabas finales: Φ 445, σ 114, υ 322 et particulam τε: Ι 443, quibus locis arsis nihil valet. Notissimum deinde est illud μάλᾱ δήν, ἔτῑ δήν, οὐδὲ̄ δήν (ε, 127), ut nusquam legatur ante δήν brevis vocalis correpta. Ante δηρόν autem, quod sine dubio ejusdem originis est, duobus locis producta legitur vocalis brevis: Ι 415 ἐ|πὶ δη|ρόν, reliquis correpta: Β 435 |μηδ' ἔτι|δηρόν, Β 895, Ρ 41, Φ 391, β 285, ϑ 150. Praeter hanc aliae sunt voces, ante quas utrumque licuit et producere antecedentem vocalem finalem et corripere, ut δεινός: Κ 254 ἐ|νὶ δει|νοῖο, Φ 25 κα|τὰ δεινοῖο, ε 52 κα|τὰ δει|νούς, contra Θ 133 βροντή|σας δ' ἄρα| δεινόν, sed tenendum est, hoc uno tantum loco corripi ante δεινός syllabam brevem. Plura exempla afferre supervacaneum est neque quae consona post δ vocis δεινός exciderit, nunc nostra refert, quum quae volumus, ex allatis exemplis concludere jam possimus. Primum igitur in verbo ῥήγνυμι vestigia digammi sunt vix leviora, quam quae Bekkerus in pluribus vocibus a vocali incipientibus invenisse sibi videtur; deinde ne unus quidem in universis carminibus exstat locus, quo digammi restitutio prohibeatur, quo accedit, quod Ϝ ante ρ consonam diu servatum esse et Aeolicae dialecti fragmentis et aliorum dialectorum inscriptionibus aperte demonstratum est. Verisimile est igitur, fuisse tempus, quo et ante vocales et ante consonas in carminibus epicis digamma pronuntiaretur; atqui num digamma initiale ante ρ prius abjectum sit quam ante vocales, plane nescimus, ergo si quis digamma ante vocales constanter scribit, ante consonas vero constanter omittit, maxime verendum est,

Digitized by Google

ne discrimen ponat, quod nunquam fuerit. Deinde in vocibus δήν et δηρόν digamma restituere non possumus, quoniam pluribus exemplis supra allatis digamma non esse pronuntiatum probatur. Attamen ante δήν semper, ante δηρόν interdum breves vocales finales producuntur, quod unde explicare possimus, nisi traditum fuisse ex antiquissima poësi hunc usum et viguisse, quamvis digamma excidisset, putamus? Sed quum ad hanc antiquioris usus imitationem infra revertar, de ea nunc taceo.

Passim in antecedente disputatione rationem metricam aut ad confirmanda, quae aliunde petiveramus, digammi indicia aut ad refutandas falsas de eo opiniones in auxilium vocavimus. Utrum vero certis locis digamma earum vocum, quibus jure hanc literam tribui supra vidimus, pronuntiatum sit necne, tantum ipsis versibus Homericis comparatis dijudicari potest. Digammi testes esse possunt productiones longarum vocalium sive diphthongorum finalium, hiatus (eos dico, qui fiunt, ubi prior vox brevi vocali finitur), productiones syllabarum brevium una consona aut vocali finitarum. Sed res multo difficilior fit eo, quod iisdem legibus metricis vel, si mavis, exceptionibus Homerus ante quasvis vocales utitur, etiam eas, ante quas nunquam digamma pronuntiatum esse certissimis argumentis constat, quod quum ante Hoffmannum ignoraretur aut minoris momenti haberetur, factum est, ut qui de digammo disputarent, saepissime errarent. Ille autem demonstravit, ex productionibus longarum vocalium vel diphthongorum in arsibus factis nihil posse concludi, praeterquam quod οἱ (dat. pron. 3 pers. encl.), τοι, τῳ, τευ, ἐπεί, καί fere nunquam ne in arsi quidem producerentur, ideoque solas theses in hac quaestione valere; deinde hiatus optime ferri posse post caesuram tertii pedis trochaicam, in fine pedis quarti, in thesi prima; porro productiones brevium syllabarum in consonam desinentium fieri ante quasvis vocales caesuris semiquinaria et semiseptenaria atque paullo rarius semiternaria, quae esset ante trochaicam tertii

Digitized by Google

pedis, et seminovenaria, quae in locum semiseptenariae successisset. Quarum legum pluribus Bekkerus assentitur, cf. Hom. Bl. p. 138: „um den (Spondeus) in die erste Stelle zu bringen - - wird kein Hiatus weder in dem Fusse selbst, noch gegen den folgenden Fuss (gescheut)“; quaeque maximi sunt momenti p. 144: „beide (die Penthemimeris und im dritten Trochäus) wie auch, nur in geringerm Masse, die Trithemimeris und Hephthemimeris, geniessen der Freiheit von Versenden, so dass sie Kürzen lang gebrauchen und den Hiatus zulassen in allen seinen Gestalten, langen Vocal lang vor langem und vor kurzem Vocal, kurzen Vocal vor langem und vor kurzem.“ Una tamen re Bekkerus ab Hoffmanni sententiis quam maxime discessit, hic enim quum animadvertisset, productiones brevium syllabarum consona finitarum ante voces a digammo incipientes non fieri nisi in arsibus, exceptis tantum pronomine 3. pers. et radice Ϝιδ, digamma ad producendas ejusmodi syllabas in thesi plerumque non sufficere (II, p. 51, §. 154) vel, ut alio loco dicit (II, p. 68, cf. II, p. 55, §. 160, p. 182, §. 251), correptionem brevium syllabarum in consonam desinentium digammo non impediri conclusit. Bekkerus autem, qui digamma non iis tantum locis posuit, quibus propter metrum requiritur, sed ubicunque fieri potest, post ejusmodi syllabas correptas non scripsit, quo eum correptionem amissi digammi indicium habuisse sequitur. Hoffmannus ut illam difficultatem tolleret, digamma medium esse inter vocales et consonas statuit (II, p. 182, §. 251), ut ante eum fere omnes, qui de digammi natura egerant. Patet enim, quam utilis sit haec doctrina ad removenda multa, quae digammi apud Homerum restitutioni repugnare videantur. Accessit, quod ad firmandam illam sententiam Priscianum adjutorem habebant, qui (I, 4, 22, p. 22 Kr.) „digamma Aeoles esse quando in metris pro nihilo acciperent, ut ἄμμες δ' Ϝειρήναν· τόδε τἄρ ϑέτο Μῶσα λιγεῖα“ docuit. Qua sententia nisus Thierschius (§. 158, 6—9) digammo elisionem apud Homerum non impediri

Digitized by Google

contendit poësi Homericae ex hoc uno poëtae lyrici exemplo legem gravissimam ferens (v. Hoffm. p. 69). Post eum primus accuratius de Prisciani verbis disputavit Giese (Aeol. Dial. p. 184), qui in hac quidem re illius grammatici auctoritatem nihil valere, demonstrasse videtur. Primum enim grammaticorum Graecorum nemo de illa peculiari digammi virtute quidquam tradidit, deinde quam parum digammi naturam ipse Priscianus noverit, eo elucet, quod digamma Aeoles quidem ubique aspirationis loco posuisse effugientes spiritus asperitatem arbitratur, denique quaecunque in fragmentis poëtarum Aeolicorum digammi inveniuntur vestigia, hujus duplicis usus nullum praebent indicium. Quae si quis tam exigua esse dicit, quibus nihil probari possit, sane ex illo uno fragmento, quod Priscianus affert, non plus concludere licet. Porro Giese, id quod reliqui neglexerant, de etymologia vocis εἰρήνη quaesivit, quam a radice Ϝερ „dicere“ derivandam esse recte contendit: analogia vero derivatorum ῥήτρη (Ϝράτρα), ῥῆσις primitivam formam fuisse Ϝρηνη probari, inde posteriorem εἰρήνη natam esse addito ε prosthetico (ἐϜρηνη), quod amisso digammo in ει productum sit, quo de digamma initiali cogitari non posse sequatur. Id igitur certum videtur, quidquid de illo versu judicandum est, Prisciani auctoritate non posse defendi duplicem digammi naturam. Hoffmannus quoque cavit, ne Prisciani verbis falleretur, v. II, 69; attamen suis ipsius observationibus nisus digamma valuisse ad tollendos hiatus atque producendas longas vocales finales et breves syllabas finales in arsi positas, sed infirmius fuisse quam ut eandem productionem etiam in thesi efficeret, existimavit. Concedendum quidem est, digamma paullatim evanuisse atque debilitatum esse, sed aliquo tempore idem verae plenaeque consonae vices gessisse, ut per se veri simile est et reliquarum linguarum comparatione probatur, ita productionibus thesium ante οἶδα factis confirmatur, quibus simul partem sane carminum Homericorum eo tempore compositam esse, quo digamma

Digitized by Google

nihil firmitudinis amiserat, demonstratur. Deinde antequam digamma plane amitteretur, pronuntiationem sensim sensimque minus fortem factam esse, necesse est, sed qualis haec pronuntiatio fuerit, nescimus neque scire possumus. Si igitur aliquo tempore ante voces ex origine a digammo incipientes breves syllabas consona finitas in thesi producere non licuit, fortasse pronuntiatio ea erat, ut aliquod digammi vestigium audiretur, sed ipsum vetus digamma non erat, id quod nobis quidem idem valet atque digamma amissum. Accedit ad Hoffmanni sententiam refellendam, quod quum in omnibus vocibus digamma eodem modo pronuntiatum esse putandum sit, non intelligitur, quomodo si arsis antecedat, haec litera majorem vim habeat, quam si thesis. Quod si quis dicat, productiones fieri arsis vi, hoc concedo; tum autem digammo ad eas explicandas omnino non egemus.

Mirum tamen videtur, tam paucas in carminibus Homericis ejusmodi productiones inveniri. Quid, si demonstrari potest eas aliquo remedio esse remotas, ut olim longe plures ejus generis fuisse, quam nunc restent, appareat? Antea autem dicendum est, omnia vocabula, quorum syllaba prima correpta est, non posse omnino ita poni, ut thesin ante se productam habeant, quem in numerum recensendae sunt multae voces eaeque usitatissimae, ut omnes formae ad ἄναξ et ἀνάσσειν pertinentes, ἅδε, ἄγη, ἄγεν, ἑδανός, ἔαρ, ἔπος, casus obliqui vocis ὄψ, ἐρέω, ἐέρση, ἔϑω, ἕκων, ἔεδνα, ἕκηλος, ἑκάς quaeque cum hoc composita sunt vocabula, ἑκυρός, ἕλιξ, ἑλίσσω, ἐρύω quaeque huc pertinent formae ab ε vocali incipientes, ἑανός, ἔτος, ἔτης, ἴδον omnesque aoristi formae ab ι incipientes, quarum ingens est multitudo, Ϝέϑεν, Ϝέο, alia. Quae vocabula quoties in carminibus legantur, si meminerimus, certe numerum productionum illarum in thesi factarum exiguum esse non mirabimur. Transeamus igitur ad ea exempla, quibus non raro productionem in thesi factam sublatam esse verisimile fit. Bekkerus ι 530 scripsit πτολί|πορϑον| Ϝοίκαδ' eoque restituit communem formam πτο-

Digitized by Google

λίπορϑος pro tradito πτολιπόρϑιος, injuria fortasse, quod ι 504, quo loco de digammo cogitari non potest, idem πτολιπόρϑιος legitur. Id autem ex hoc exemplo elucet, aut ipsam poëtam aut eos, qui postea poëmata recitarent, digammo vocis οἴκαδε amisso formam dactylo finitam usurpasse, qua productio in thesi facienda vitaretur. Jam ipse Bekkerus Hom. Bl. p. 156 formam participii ἑεισάμενος nullo loco necessarium esse animadvertit; atque mirum sane est, huic voci, quae novies legitur, octies praecedere μιν, quod in thesi producendum esset, si pro ἐϝεισάμενος poneretur ϝεισάμενος. Bekkerus quidem semper retinuit ἐϝεισάμενος idque recte, quoniam utra forma quoque loco a poëta usurpata sit, dijudicari nullo modo potest. Attamen eum, qui digamma non pronuntiaret, per facile eam formam, quae exspondeo dactylum faceret, eligere potuisse hoc exemplo manifeste demonstratur. Eodem modo ζ 170 pro |χϑιζὸς ἐ|ϝεικόστῳ optime legi potest |χϑιζὸς |ϝεικόστῳ, quod Bekkerus l. l. p. 156 proposuit, ea fortasse causa, ut spondeum in primo pede restitueret; item υ 158 |αἱ μὲν ἐ|ϝείκοσι mutari potest in |αἱ μὲν|ϝείκοσι, ut spondeus fiat in pede primo. Idem fieri potuit et fortasse factum est in aliis vocibus, quarum variae apud Homerum usitantur formae, cujus rei quae mihi exempla in promptu sunt, ea apponam:

Δ 130 τό|σον μὲν ἔ|ϝεργεν legi potest -|σον μὲν| ϝέργεν
Α 131 |παιδὸς ἐ|ϝέργῃ (p. pr.) „ „ |παιδὸς| ϝέργῃ
Π 395 |νῆας ἔ|ϝεργε „ „ |νῆας| ϝέργε
Ρ 716 |αἶσαν ἔ|ϝειπες „ „ |αἶσαν| ϝεῖπες
ρ 248 |οἶον ἐ|ϝειπε „ „ |οἶον | ϝεῖπε
β 108, ω 143 |δή τις ἔ|ϝειπε „ „ |δή τις | ϝεῖπε
ϑ 116 |καλὸν ἔ|ϝεῖπες „ „ |καλὸν |ϝεῖπες
Α 496, Μ 403 |παιδὸς ἐ|ϝοῦ (p. pr.) „ |παιδὸς |ϝοῦ
λ 282 |πατρὸς ἐ| ϝοῦ „ „ |πατρὸς |ϝοῦ.

Ita fortasse explicatur magnus numerus praepositionum disyllabarum προτί et ἐνί. Forma enim ἐνί fere quinquagies cum οἴκῳ conjuncta legitur in versus fine, semel tantum Α 30 in medio versu, quo loco optime ferri potest ἐν ϝοίκῳ.

Digitized by Google

In quinta igitur thesi, quae pyrrhichium postulat, poëtae usurparunt formam disyllabam. Quid mirum, si postea digammo non pronuntiato productio tum auribus molesta eodem modo tolleretur? Atque ne quis dicat, ita productionem expelli hiatu, eos, qui toties in versus fine eundem hiatum audire consuevissent, etiam alibi eo non offensos esse apertum est. Saepius legitur ἐνὶ οἰκία ναίων (ναῖεν, - ί' ἔχοντα), sed ubique restitui potest ἐν Ϝοικία (H 221, δ 555, 798, υ 288, ι 505, ω 104). De πρός et προτί ipse Bekkerus disputavit hunc in modum (Hom. Bl. p. 97): „προτί, das einige 60 mal vorkommt, steht vor dem Digamma 57 mal, nämlich vor ἄστυ 33 mal (B 801, Γ 116, H 310 etc.), vor Ἴλιον 17 mal (δ 305, 313, Z 113, H 82 etc.), vor ὅν 3 mal (P 200, 442, ε 285), vor οἶκον 2 mal (ρ 55, ω 358) und vor οἷ ebenfalls 2 mal (Υ 418, Φ 507), wozu noch προτιειλεῖν K 347 und προτιείποι X 329 kommen. In allen diesen Fällen kann ohne weitere Gefahr als höchstens ein Paar Spondeen im fünften Fuss für προτί πρός eintreten, nicht anders, als wäre προτί erst eingeführt zu einer Zeit, die vom Digamma entwöhnt, den Antibachius πρὸς ἄστυ für einen Amphibrachys angesehen und um die somit fehlende Mora zu beschaffen, sogar den Hiatus nicht gescheut." Sane qui hiatus ἐπὶ οἰκία, κατὰ οἶκον, ἀνὰ ἄστυ aliosque digammo amisso ortos tolerare potuerunt, eos non offendebant προτὶ οἶκον et quae sunt similia. Deinde pro ἐς in thesi producto εἰς, pro ἐκ ἐξ pronuntiari potuit, ut productio longa vocali aut justa positione fieret. Quare Bekkerus sibi constans ejusmodi locis ἐς et ἐκ posuit, ut φ 350 ἀλλ' ἐς Ϝοῖκον, φ 188 τὼ δ' ἐκ Ϝοίκου. Ut aliud afferam, Z 367 tradita lectio est οὐ γάρ τ' οἶδ', quo loco particula τε plane supervacanea est, ut cum Bekkero, qui οὐ γάρ Ϝοῖδ' scripsit, eam ad justam productionem efficiendam insertam esse suspicemur. Duae sunt formae υἷες et υἱέες, quarum alteram B 518 invenimus, ubi si υἷες poneretur, productio in thesi efficeretur. Haec sunt quae ejus rei congessi exempla quorum numerus quin augeri

Digitized by Google

possit, si quis accuratissime omnia inspiciat, non dubito. Unum vero demonstrasse mihi videor, ubertate et multitudine formarum perfacile fieri potuisse, ut productiones amisso digammo molestissimae multoque hiatibus duriores vitarentur, atque Bekkerum recte fecisse, quod illas productiones brevium syllabarum consona finitarum etiam in thesi admitteret. Quam ob causam Hoffmanni judicium, quo ejusmodi productionibus ante οἶδα et pronomen tertiae personae factis antiquioris poësis reliquias indicari censet, audacius quam verius est, nihil enim hi loci docent, nisi non omnes carminum Homericorum partes ad pronuntiationem, quae post amissum digamma fuit, esse accommodatas.

Supra vidimus Bekkerum cum Hoffmanno in ferendis nonnullis legibus metricis, quae ad hiatus productionesque in arsibus factas pertinent, consentire, quamquam hae quidem ad Bekkeri rationem examinandam minoris momenti sunt, quoniam ubique digamma posuit, ubi ferri potest, non ibi tantum, ubi alia hiatuum vel productionum excusatio deest. Mihi quidem, si quis digamma restituere velit, ita agat ut Bekkerus necesse videtur. Fortasse enim hic non raro digamma posuit, quibus nunquam pronuntiatum est, sed qui tantum scribet ubi plane necessarium sit, certe permultis locis, quibus revera pronuntiatum est, digamma omittet. Sane dijudicari hac ratione metrica in universum quidem fere nihil potest. At valent ad totam quaestionem recte faciendam ii loci, quibus in eo, quem nunc habemus, textu digamma aperte neglectum est, quum ab his pendeat, utrum hodie restituere possimus necne. Videamus igitur, quam rationem hac in re Bekkerus secutus sit. In universum quidem post amissum digamma mutationes textus factas esse concedendum est. Ita magna hiatuum multitudo sublata est ν ἐφελκ. addito, quod ubi digammi restitutioni impedimento erat, Bekkerus removit. Qua in re dijudicari non posse, utrum unumquodque ν ἐφελκ. additum sit post amissum digamma, an ipse versus factus eo tempore, quo

Digitized by Google

digamma non pronuntiabatur, per se intelligitur. Sed quum in sola Iliade fere trecenti sint loci, quibus ante voces a digammo incipientes ν ἐφ. legitur, dubitari non potest, quin multis locis additum sit post amissam hanc literam. Idem statuendum est de duplici forma particulae οὐ (οὐκ, οὐχ), οὐ enim ante digamma nonnullis locis servatnm est (v. Schol. A 114, Ω 214). Deinde particulae quaedam praecipue eae, quae eliso ε vel α finali ad unam consonam reduci possint, quam commodae fuerint ad hiatus tollendos productionesque faciendas, nemo est, quin videat. Quas quidem particulas non quoque loco necessarias esse, intelliget, qui textum Bekkerianum legerit. Nemo enim, credo, desiderabit ἄρ E 451, γ' A 458, 582, ῥ' Γ 221, τ' E 467, Z 511, δ' Γ 103, κ' A 64 (cf. Friedländer Jahn's Annal. V, p. 816). Levissimae deinde mutationes eae sunt, quibus duarum formarum idem significantium ea eligitur, quae digammi ponendi facultatem det, ut I 73 πολέσιν δὲ Ϝανάσσεις pro πολέεσσι δ', E 83 δάμνημι Ϝέπεσσιν pro δάμνημ' ἐπέεσσιν, A 576 ἔσται Ϝῆδος pro ἔσσεται ἦδος, B 672 Χαρόπου τε Ϝάνακτος pro Χαρόποιό τ' ἄνακτος, A 21 υἷα Ϝεκηβόλον pro υἱὸν ἑκηβόλον quaeque sunt similia. Si ex universa quidem quae est de digammo doctrina judicandum est, ei qui digamma in carminibus Homericis restituere studet, id juris concedi debet, ut ejusmodi emendationibus rem expediat, quamquam quod supra diximus, non posse dijudicari, utrum quivis versus mutatus sit amisso digammo an post abjectam hanc literam factus, etiam hic valet. Sed quibusvis mutationibus multo magis id obstat, quod emendatis iis locis, quos modo attulimus, aliisque similibus restant, qui emendari ita ut digamma admittant, non possint. Atque ex his judicandum est de universa mutandi ratione. Ut exempla afferam, P 279 legitur in Bekkeri editione hunc in modum: Αἴας, ὃς περὶ μὲν Ϝεῖδος, περὶ δ' ἔργα τέτυκται, ubi δ' quum omitti non possit, digamma vocis ἔργα neglectum vel amissum esse apparet. Triplex igitur offertur ratio, aut enim, quum hic

Digitized by Google

versus quique cum eo cohaerent, componerentur, digamma vocis εἶδος pronuntiabatur, vocis ἔργον jam amissum erat, cujus diversitatis neque causa ulla est neque indicium, aut ipse versus est interpolatus, id quod quum secerni non possit a conexu eorum, qui antecedunt et sequuntur, demonstrari non potest, aut neque in voce εἶδος neque in ἔργα, quum hi versus componerentur vel in eam, quam nunc habent, formam redigerentur, audiebatur, ut qui μέν ante εἶδος produci pateretur, eo imitaretur antiquioris poësis usum. Quam rationem et veri simillimam esse eaque rem bene expediri patet. Sin autem talia fieri potuisse concedimus, etiam de levissimis, quae videntur, mutationibus caute judicemus necesse est. Itaque num P 283 ἐκέδασσεν ἑλιξάμενος ν ἐφελκ. delere liceat versus 274 ratione habita dubium est. Supra vidimus de vocis ἕκαστος digammo non constare, sed fac id jure poni, quomodo inter se conveniunt P 250 σημαίνουσι ϝέκαστος et 252 διασκοπι|ᾶσθαι ἕ|καστον; X 127 Bekkerus scripsit τῷ ὀαριζέμεναι, quamquam digammi restitutioni nihil obstat, ob id sine dubio, quod in sequente versu omittendum erat propter elisionem (τ' ὀαρίζετον). Sed nonne eodem argumento aliis quoque locis jure utamur? cf. A 203 |ὕβριν ἴ|δῃς, 204 ἐκ τοι ϝερέω; Δ 232 σπεύ|δοντας ἴ|δοι, 233 παριστάμε|νος ϝεπέ|εσσιν, 240, 241; Σ 35 μῆνιν ἀ|πο ϝει|πών, 75 |μῆνιν ἀπ|ειπόντος; Φ 128 φθείρεσθ' εἰς ὅ κε ϝάστυ κιχείομεν Ἰλίου ἱρῆς; Ψ 95 καί μοι ταῦτα ϝέκαστ' ἐπιτέλλεαι, 107 |καί μοι ἕ| καστ' ἐπέτελλεν, 55 et 58; 309 tradita lectio τέρμαθ' ἑλισσέμεν, B² τέρμα ϝελισσέμεν, at 330 ἐπὶ| πολλὸν ἑ|λίσσεται; Ω 572 Πηλεΐδης δ' οἴκοιο, 581 δοίη ϝοικόνδε. Ex his exemplis concludi potest, non posse ubique in carminibus Homericis digamma restitui; quibus vero locis ita neglectum sit, ut probabili facilique conjectura non possit inferri, eos dubitationem movere de aliis quoque locis, quibus metrum quidem, quominus digamma scribatur, non obstat. Itaque digammo amisso mansisse existimamus eam consuetudinem, qua ante certas voces hiatus admittere, longas

Digitized by Google

vocales non corripere, breves syllabas in consonam desinentes producere liceret. Quibus quidem locis non ipsum digamma sed imitatio tantum valuerit, nunc dijudicari fere non potest. Si digamma non scribimus, rem integram relinquimus, sin vero, quantum fieri potest, restituere studemus, illam imitationem consuetudinemque, quae in omnium gentium antiquiore poësi epica maximi est momenti, negligimus atque aequabilitatem ponimus, quae nunquam fuit. Deinde mutationes factas esse post amissum digamma ut ν ἐφελκ. insertum aliaque supra concessimus. At unde ortae sunt illae quoque tempore? Patet ad has quaestiones responderi non posse, nisi ante quaeratur, utrum in editione Pisistrati jussu facta digamma scriptum fuerit necne. Qua de re optime disputavit Rumpfius l. l. p. 668, cujus expositionem equidem sequar. Recensionem enim Pisistrateam grammaticos Alexandrinos quasi pro fundamento habuisse artis criticae in carm. Hom. factitandae constat (v. Ritschl Alex. Biblioth. p. 59). De digammo autem Homerico iidem nihil cognitum habuerunt. Factum igitur esse potuit, ut haec litera scripta esset in exemplari Pisistrateo, postea vero quum transcriptio fieret novis literis Ionicis in usum receptis, omissa. Sic autem explicari non potest, quomodi fieri potuerit, ut Alexandrini de ea non curarent, qui ubi de lectione constituenda dubitabant, passim ad antiquiorem scripturam recurrebant, ut Schol. Λ 104 ὅ. ἡ διπλῆ ὅτι Ζηνόδοτος γράφει ὅν· μήποτε δὲ πεπλάνηται γεγραμμένου τοῦ ο ὑπ' ἀρχαϊκῆς σημασίας ἀντὶ τοῦ ω, cf. Schol. Ξ 241 παρεφθάρη ὑπὸ τῶν μεταχαρακτηρισάντων (v. Rumpf. p. 671). Certe si in veterioribus exemplaribus digamma scriptum esset, Alexandrini aliquam ejus cognitionem habuissent. Sin autem jam in antiquissimis exemplaribus non erat expressum, Alexandrinis, qui vetustiorem recensione Pisistratea formam restituere nunquam conati sunt, nulla erat causa, qua de digammo quidquam conjicerent. Ex his vero, quae modo dixi, sequitur mutationes textus illas, quibus hiatus aliaque digammi vestigia

Digitized by Google

remota esse vidimus, neque grammaticorum Alexandrinorum opera neque omnino singulorum hominum voluntate atque arte factas esse sed digammo paullatim evanescente ultro se obtulisse recitantibus. Itaque si digamma in carminibus Homericis scribimus, exemplar habemus, quale nunquam apud Graecos fuit; atque si locos, quibus ferri non potest, emendamus, digamma quidem servamus, sed linguae rationisque metricae post amissum digamma paullatim mutatae indicia, quae maximi momenti sunt ad universam orationis Homericae indolem recte cognoscendam et definiendam, delemus. Quae quidem expositio ut ad finem perducatur, longiore disputatione opus esse non ignoro, sed a rebus criticis, quae a digammo pendent quaeque tam late patent, ut cum universa quaestione, quam dicunt, Homerica cohaereant, consulto abstinui. Ipsam vero digammi restituendi rationem, quantum potui, exploravi et exposui. Quo labore quae demonstrasse mihi videor ut paucis repetam, multae sunt voces a Bekkero digammo instructae, quae num ab hac litera inceperint admodum dubium est, quam ob causam restitui non debet, priusquam de etymologia omnium quae huc pertinent vocabulorum constet; deinde digammo restituto neque pristina carminum Homericorum forma reduci potest et ea vestigia, quibus ducti linguae mutationem et progressum cognoscamus, delentur. Haec vero omnia non obstare, quominus secundam Bekkeri editionem magni faciamus, vix est quod dicam. Quodammodo enim necesse erat, ut tot dissertationibus de digammo scriptis sententiisque diversissimis de eo prolatis aliquis restituendi conatum faceret, quem quod I. Bekker criticorum princeps fecit nemo erit, quin maxime gaudeat.

Digitized by Google

Lipsiae: impressit F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Studien

zur griechischen Mythologie.

Von

August Friedrich Pott.

Besonderer Abdruck aus dem dritten Supplementbande der
Jahrbücher für classische Philologie.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1859.

Digitized by Google

Die Seitenzahl bezeichnet die laufende Pagina des dritten Supplementbandes der Jahrbücher für classische Philologie.

Digitized by Google

Studien zur griechischen Mythologie.

I. Der Mythus von Io und Argos.

Nicht leicht ist im allgemeinen ein Mythus durchsichtiger und verständlicher als der von der Io. Um so geringer daher auch die Gefahr des irrens, wenn man sich an ihm mit der Bezeichnungsweise vertraut zu machen sucht, wie sie von der mythologischen Sprache überhaupt geliebt wird. Und doch erhebt sich wieder anderseits eine nicht unbedeutende Schwierigkeit bei Behandlung gerade dieses Mythus: nemlich wegen dessen unleugbarer Verflechtung mit Aegypten und in Betreff der Frage, ob und in wie weit hieraus geschichtliche Schlüsse zu ziehen uns zustehen mag.

Bekanntlich beginnt Herodot sein Werk mit dem wechselseitigen Raube zwischen Europa und Asien von den vier Weibern Io, Europa, Medeia und Helena; und seltsam genug sollen sie es gewesen sein, welche den ersten Anlasz gegeben hätten zu den groszen Kämpfen beider Welttheile mit einander. Noch seltsamer, dasz sie auszerdem sämtlich, wenigstens nach der Darstellung von Gerhard gr. Myth. I 523, 'Mondheroinen' wären, was auch in der That viel für sich hat. *Io* bedeutete, wird angegeben, in argivischer Mundart den Mond, und auch *ioh* ist, freilich als Masc., im Koptischen dasselbe, und läszt deshalb gegründetermaszen auf gleichen Brauch bei den alten Aegyptern zurückschlieszen. — *Ἑλένη* vergleicht Preller gr. Myth. II 73 geradezu mit *Σελήνη* und meint, indem er an den Zeus Hellanios und die Ἕλλοι oder *Σελλοί* zu Dodona (vgl. auch Gerhard gr. Myth. I 154) erinnert, es sei ein weiblicher Helios. Das Appellativum *ἑλάνη* Athen. 15 p. 699 oder bei Hesych *ἑλένη*, der übrigens auch *σέλαιναι· λαμπάδες* anführt, wird als vorn digammiert aufgeführt (Thiersch gr. Gr. S. 225. Giese aeol. Dial. S. 284), was, wie der letztere auseinandersetzt, etymologische Vereinigung mit *σέλας*, *σελήνη*, in denen hinter Sigma kein Digamma nachweislich, oder gar mit *ἥλιος* (skr. *sûr-ya*, lat. *sol*, eig. caelestis aus *svăr* caelum), welche alle Creuzer Symb. IV 153 mit einander in éinen Topf thut, erschwert, wo nicht gar unmöglich macht.

Digitized by Google

Wie dem nun sei: ἑλένη, wovon sich Ἑλένη nicht wird trennen lassen, obschon nach Giese es ungewis wäre, ob aeolisch wirklich der Name Digamma gehabt habe, bedeutet Fackel; und warum sollte sich das nicht auf den Mond deuten lassen? Man nehme doch nur Hor. 4, 6, 37: *rite Latonae puerum canentes,|rite crescentem face Noctilucam*, wo natürlich vom Monde mit zunehmendem Lichte die Rede ist. Ein solcher Name, der an sich, jedoch eher als Mond denn als Fackel (selbst wenn Hochzeitsfackel), für eine Frau sich schickte, ist aber in der troischen Sage, worin mehrere Eigennamen dem Charakter der Personen und ihrer Aufgabe zu sehr entsprechen, um nicht mit einer gewissen Absichtlichkeit gewählt zu sein, von einer Bedeutsamkeit, die nicht rein zufällig sein möchte. Wie also wenn Helena die Kriegsfackel, fax belli (KZ. VII 91), wäre, welche die gegenüber liegenden Küsten des östlichen und westlichen Welttheiles zu einem so hartnäckigen und langwierigen Kriege entzündete? Ἕλενος, auszer dem Oenopiden dieses Namens Il. 5,707, heiszt auch wol als nicht grundloses Gegenstück zur Helena der berühmte troische Wahrsager (etwa: als Sonnengott Apollon Leuchte in der dunkeln Zukunft?), welcher, da nach des Paris Tode ihm Deiphobos als Gemal der Helena vorgezogen wird, sich auf den Ida zurückzieht und, von den Griechen gefangen, ihnen eine verrätherische Mittheilung über seine Vaterstadt machen will. Er war der einzige von Priamos Söhnen, welcher den Fall von Troja überlebte und, dem Pyrrhos, dem Sohne des Achilleus zugefallen, sogar dessen Nachfolger in Epirus wurde. Sicher der Grund, warum später König Pyrrhus seinen Sohn Helenos hiesz (Plut. Pyrrh. 9).

Wir kommen zur Europa. Ich halte es durchaus nicht für unwahrscheinlich, dasz diese Tochter des Agenor (tüchtiger Mann) und der Telephaëssa (fernhin leuchtend, was nicht nothwendig blosz bildlich zu verstehen wäre) oder der Argiope *) (d. h. also: weiszen Antlitzes, wie der Mond sich oft zeigt), einer Tochter des Neilos; nach Homer des Phoenix (also aus dem Volke der Phoeniken, Heyne Obss. ad Apolld. S. 212), mit ihrem Bruder Kadmos, wie man vermutet hat, den gleichsam verschwisterten Gegensatz von Abend- und Morgenland vorstelle, und zwar in Namen, welche der phoenikischen Sprache angehören: nemlich hebr. *'ereb* (vespera), woher arab. *gherb* (occidens), *gherbi* (pars occidentalis), ital. *garbino* (Südwestwind) im mittelländischen Meere (Diez etym.WB. S. 163), und das Königreich *Al-garbes* in Portugal, sowie *meghreb* (occidens), und auf der andern Seite hebr. *kedem*, *kadim* (oriens); vgl. etym. Forsch. II 190. Mit dem Abend beginnt nach der Herschaft der Sonne die des Nachtgestirns; und es hat sicherlich einen tieferen Grund, wenn auch Europa, wie Io, der Hörner des Mondes wegen, selber zur Kuh wird, durch Zeus wenigstens in Gestalt

*) Auch Thamyris, ein alter thrakischer Sänger, hatte Φιλάμμων und Ἀργιόπη zu Eltern (Apolld. 1, 3, 3. Paus. 4, 33). Das verstehe ich nicht anders als Χιόνη (Schneeland), nemlich: weisz (von Schnee) anzusehen, d. h. Thrakien, da Eumolpos, Sohn der Chione, auch Φιλαμμονίδας.

Digitized by Google

eines (billigerweise nur für eine Kuh sich schickenden) Stieres entführt wurde. Dasz der Grieche, wie er in fremden Wörtern pflegte, auch in *Εὐρώπη* ein einheimisches Wort zu hören glaubte und es demgemäsz sich ein wenig für sein Ohr und seinen Mund wolgefälliger zustutzte, kann durchaus kein Befremden erregen. Uebrigens hat er es doch nicht völlig zu *εὐρύωψ* (weitblickend) umgemodelt, obgleich er an dies einheimische Wort bei *Εὐρώπη* zunächst gedacht haben mag. Es scheint sich aber weglassen von *υ* aus *εὐρύ* selbst nicht durch *εὐρωπός* und *εὐρώδης* als genügend berechtigt zu erweisen. Sonst liesze sich 'weitblickend' allerdings auch zur Noth vom Monde sagen; ja mit Cassel magyar. Alterth. S. 288 sogar von unserem Welttheile als 'weit ausschauendem', d. h. sich weithin erstreckendem Lande, wie er Japhet auch als latitudo = late patens (terra) versteht. Ihm ist dann Europa auch gewissermaszen Kuh, wie im Skr. *go* Kuh und Erde (so auch Wiswamitra's Kuh, die Allernährerin). Bei Paus. 7, 4, 1 hatte Asios der Samier gedichtet, *ὡς Φοίνικι ἐκ Περιμήδης* (die gar kluge, um Rath nicht verlegene) *τῆς Οἰνέως*, Königs in Aetolien (vgl. der geographischen Lage nach einigermaszen *Δωδών* Sohn des Zeus und der Europa) *γένοιτο Ἀστυπάλαια καὶ Εὐρώπη*. Also auch hier in dem Schwesternpaar, welches auf den Eponymus der Phoeniken zurückgeleitet wird mit einer Europaeerin im Westen Griechenlands, der Gegensatz zwischen den beiden Welttheilen. Astypalaea, d. h. doch wahrscheinlich hier nicht etwa als alte Stadt Samos gemeint, sondern das durch alte Handelsstädte hochberühmte Phoenikien. Vgl. *Παλαίχθων* (Altland) als mythischen Urahn von Griechenlands Urbewohnern, ausgedrückt durch: Vater des Pelasgos. *Ποσειδῶνος δὲ καὶ Ἀστυπαλαίας εἶναι παῖδα Ἀγκαῖον* (vielleicht: Entzünder, nemlich des Tages, bei Sonnenaufgang), *βασιλεύειν δὲ αὐτὸν τῶν καλουμένων Λελέγων. Ἀγκαίῳ δὲ τὴν θυγατέρα τοῦ ποταμοῦ λαβόντι τοῦ Μαιάνδρου* (also in Kleinasien) *Σαμίαν* (also eponym mit der Insel Samos) — *καὶ Σάμον* (eben so). *Ἀγκαῖῳ — ὃν Ἰμβρασίοισι παρ' ὕδασιν* (aus Samos) *Ἀστυπάλαια τίκτε Ποσειδάωνι* Apoll. Rh. 2, 866. *Ἀστυπάλαια*, wie auszerdem z. B. sporadische Insel bei Kreta, auch alter Name von Kos. Sollte des Ankaeos Bruder Eurypylos (Weitthor) — doch s. später — unsern Welttheil vorstellen, der brüderliche Ankaeos aber, als Sonnenaufgang, Asien? d. i. etymologisch, wie etym. Forsch. II 190 gezeigt worden, *γῆ ἠῴα*. Vgl. auch den phoenikischen *Ἄδωνις* (d. i. Herr, dominus, im Hebr.) = *Ἀῷος* (orientalis) usw. Ahrens KZ. III 173.

Endlich Medeia hat zum Monde allerdings auch einen Bezug theils wegen ihrer Herkunft aus dem Sonnenlande, theils in ihrer Eigenschaft als Zauberin, weil man Zaubereien gern Nachts, bei Mondenschein, vollbrachte, wie z. B. aus Theokr. 2, 10 f. erhellt. — Den Zank zwischen Europa und Asien, oder zwischen Abend und Osten, um den Mond scheinen wir uns aber wirklich aus der Naturbeobachtung deuten zu müssen, dasz der Mond, freilich wie alle Gestirne, dem Europaeer Griechenlands gleichwie von der asiatischen

Digitized by Google

Küste herüberkommend, und dem Asiaten als sich von ihm gen Europa (man dachte: gezwungen, nicht gutwillig) entfernend sich darstellen muste; — und dabei nun das Wunder, wie im Westen verschwindend der Mond immer doch von neuem wieder im Osten (also doch wol, so lange man nicht von der Kugelgestalt der Erde wuste, sondern sie sich als Fläche dachte, durch dunkle, lichtlose Gegenden, mithin des hohen Nordens, worauf die kimmerische Finsternis lagerte, dahin zurückgekehrt) seine Reise am Himmel antrat!

Bei Herodot hat sich der Mythus gleichsam in ganz natürlich verlaufende Menschengeschichte verwandelt, indem er alles wunderbaren entkleidet worden. Was aber die Erzählung von der Io im besondern angeht, so bleibt die göttliche Dazwischenkunft des Zeus, welche ursprünglich, wo darunter der Mond gemeint war, nothwendig dazu gehörte, ganz aus dem Spiele. Merkwürdigerweise aber wusten zufolge Herodot von der Io, also auszer den Griechen, auch Phoeniken und Perser, ja nicht minder Aegypter, was von weiter Verbreitung der Io, mindestens als Gegenstand der Unterhaltung, wo nicht der Verehrung, zu Herodots Zeit unbestreitbares Zeugnis ablegt. Ihm zufolge erzählten nun die Perser von einem Raube der Io aus Argos durch phoenikische Kaufleute, während die Phoeniken selbst (Kap. 5), vermöge des im Alterthum oft wiederkehrenden Strebens nach Ehrenrettung oder Verherlichung des eigenen Volkes oder Stammes, in beschönigender Weise blosz verbotenen Umgang des Schiffshauptmanns mit ihr einräumen, wogegen sie selbst, zwar aus Scham vor den Eltern, sonst freiwillig ihm gefolgt sei. Vgl. ähnliches von der Phoenikin im Hause von des Eumaeos Vater Od. 15, 414. Uebrigens von Wichtigkeit ist, dasz Io — jedenfalls also ein Zug welcher der Geschichte wesentlich angehören musz — zuletzt, wie zum Schlusse ihrer Irrfahrten als Kuh bei den Dichtern, auch hier nach Aegypten gelangt; und zwar um so mehr, als das gleiche von der Helena erzählt wurde (Preller II 75).

Gierig zu Ov. M. 1, 747 hat folgendes: '*Epaphus* ab Aeschylo Prom. 319 vocatur *δῖος* (caelestis oder auch a Iove oriundus) *πόρτις* (vitulus i. filius) *βοός*. Eusebius tamen in Chronico ad a. 481 auctor est, ex Telegono (Sohn des Proteus, der sich ja auch besonders in Aegypten aufhält, KZ. VI 121, wol wie der Nil durch seinen angeblichen Namen *Ὠκεάνης*, Diod. S. 1, 19, zu einem Verwandten des Okeanos gemacht werden soll), cui iuxta Apollod. postea nupsit Isis, genitum esse hunc Epaphum: v. Burmannus ad h. l. Apud Aesch. Iupiter non concumbit cum Io, sed ad Nilum placide manu palpans gravidam eam reddit: *ἐπαφῶν ἀταρβεῖ χειρὶ καὶ θιγὼν μόνον.* | *ἐπώνυμον δὲ τῶν Διὸς θιγημάτων* | *τέξεις κελαινὸν Ἔπαφον κτλ.* v. 849. Is Graecis i. q. Aegyptiis Apis Herod. 2, 153. 3, 127.' Vgl. Creuzer II 934, der das berühren auf den Blitz deutet. Schwarz, als sich auf Aethiopen beziehend, die nachmals durch Phaëthons Unglücksfahrt schwarz gebrannt werden, oder weil Aegypten *KHME*, *XHMI* (daher Alchemie, als ars Aegyptiaca, und nicht als Schwarzkunst?) heiszt von *kame* (schwarz); s. meine Versch. der Rassen S. 62. 67. *Χέμμις* als alter

Digitized by Google

König Aegyptens Diod. S. 1, 63 vermutlich auch, obwol auch Stadt. *Χημία* als *μελάγγειος* Plut. Is. et Os. c. 33 p. 364. Vgl. auch von der schwarzen Farbe der Taube zu Dodona, *ὅτι Αἰγυπτίη ἡ γυνὴ ἦν*, Her. 2, 58. Imgleichen *Μελάμποδες*, nach Apolld. 2, 1, 4 der alte Name der Aegypter, was, obschon von einigen verdächtigt, doch nach Heyne not. crit. S. 118 nicht braucht in *μελάμβωλον* geändert zu werden. Dahin gehört auch unstreitig der Seher *Μελάμπους*, von dessen früher mir unklarer Benennung (KZ. VI 114) ich nunmehr in Her. 2, 49 (vgl. Creuzer III 161) den Grund glaube entdeckt zu haben. Er war es nemlich, welcher die Griechen in aegyptischen Heiligthümern unterwies. Nach Schol. Theokr. 3, 43 hiesz er so, weil *μόνους ἦν γυμνὸς τοὺς πόδας καὶ ἐξεκαύθη ὑπὸ τοῦ ἡλίου*. Hingegen: *Ἔπαφον παῖδα· ὅτι ὁ Ζεὺς ἐπαφησάμενος τῆς Ἰοῦς πάλιν εἰς γυναῖκα αὐτὴν μετεμόρφωσεν*, Schol. Eur. Phoen. 633. Heyne Obss. ad Apolld. S. 103. Gewis: tactus, palpatus oder tangendo procreatus kann der Name grammatisch unmöglich bedeuten, wäre dies auch sonst nicht ein abenteuerlicher Sinn. An Aeschylos ist man es gewohnt, dasz er mit Namen spielt. So mit der Helena als *ἑλένας*, *ἕλανδρος*, *ἑλέπτολις* Agam. 696. Desgleichen beim Epaphos, wo er deshalb auch des Activs *ἐπαφῶν* statt des sonst üblichen Mediums sich zu bedienen kühn genug ist. Preller II 30 räth bei Epaphos auf den Abendstern, und ist nun anders der Name wirklich aus griechischen und nicht etwa aus aegyptischen Mitteln zu erklären, so nähme ich zwar auch, man müste denn, des vordern *ε* wegen nicht recht glaubhaft, Annahme einer reduplicierten Form vorziehen, *ἐφάπτω* zu Hülfe, allein in dem bei Soph. Trach. 933 wenn auch nur figürlich angewendeten Sinne des anzündens; m. vgl. bei den Römern die *prima fax* oder *lucernae* geheiszene Tageszeit, wenn man das Licht anzündete. Vgl. *ἁφὴ λύχνων* Herod. 7, 215. Das bleiben von *π* in *ἐπαφή* usw., ohne sich vor dem Spiritus von *ἁφή* in *φ* zu verwandeln, hat seinen Grund wol in dem Streben nach Vermeidung zweier gleicher Consonanten, wie denn auch *ἄφθαι*, eine Art Entzündung, sacer ignis, den Spiritus mildert, welchen doch *ἑφθός* als Asper beibehalten hat. An *ἐπαφίημι*, gegen einen loslassen, das allenfalls auch noch in Frage käme, wüste ich viel weniger eine Anknüpfung zu versuchen. — Wenn nun zufolge Herodot 3, 28 *ὁ δὲ Ἄπις* (so Reiz st. *Ἆπις*) *οὗτος ὁ Ἔπαφος*, so könnte vielleicht jemand auf den Gedanken verfallen, die griechische Form sei von der aegyptischen nur verschieden durch den aeg. männlichen Artikel *Π* oder *Φ*, in welchem die Griechen aber, ihrer Umdeutung aus *ἐπαφάομαι* zu Liebe, die Kürzung von *ἐπί* gefunden hätten. Doch erscheint auch mit dem kurzen *α* in *Ἔπαφος* die Länge in *Ἆπις* nicht gut vereinbar. Creuzer I 485 gibt, auszer der Erinnerung an den aeg. Monat *Epiphi*, noch die nicht sehr einleuchtenden Erklärungen als Vater-Stier (also aus kopt. ⲁⲡⲁ Abbas, senior, pater, asceta) nach Zoëga, oder Haupt-Stier nach de Rossi, aus ⲁⲡⲉ, ⲁⲫⲉ, caput, princeps, summitas, vertex, zumal für Apis selbst im Koptischen sich kein Wort im Sinne von Stier vorfindet. Nicht besser steht es um die Gleichstellung mit *Apophis*,

Digitized by Google

was Riese sein soll (IV 130). Vgl. den *Apepi* DMZ. X 206. 210. — «*Hapi*(Apis) war nicht nur der Name des Stieres von Memphis, sondern auch der heilige (hieroglyphische) Name des Nils, und drittens der Name desjenigen der vier unterweltlichen Osirissöhne, welcher den Kopf des dem Monde heiligen Kynokephalos zu tragen pflegte. Aus den Nachrichten der Schriftsteller geht unzweifelhaft hervor, dasz der Stier Apis auch von den Priestern in einer doppelten Naturbezeichnung verehrt wurde, nemlich als Symbol des Mondes und als Symbol des Nils» usw. Lepsius DMZ. VII 427.

Ovid läszt nun unseren Epaphos, also einen Sohn der Io (d. h. der Mondgöttin) von Zeus, dem obersten aller Götter, mit dem Apollosohne in Streit gerathen, weil der Sole natus Phaëthon, d. h. der leuchtende, sich einstmals seiner vornehmen Herkunft (von Phoebos und der Nymphe Klymene) gegen ihn berühmt. Was dann bekanntlich das Motiv herleiht, wie Phaëthon zur Beglaubignng seiner Geburt die Erlaubnis zur Besteigung des väterlichen Wagens sich erwirkt. Phaëthon gleicht beim niederfallen einer Sternschnuppe: *longoque per aëra tractu* | *fertur; ut interdum de caelo stella sereno*, | *etsi non cecidit, potuit cecidisse videri.* Vgl. auszer den Auslegern zu Ov. M. 2, 321 ital. *stella cadente* KZ. II 426; und so mag Beobachtung von Sternschnuppen mit in die kosmogonische Speculation über Unterschied der Klimate und deren Entstehung hineinspielen, wie man sie im Mythus von Phaëthon sich offenbar klar zu machen suchte. Den ungeschickten Führer des Sonnenwagens — *excipit Eridanus*, ein Flusz im fernen Westen, also in der Gegend des Sonnenunterganges. Preller I 297 übersetzt Ἠριδανός mit 'Frühstrom [?], vielleicht eig. der des Lichtes, da der Flusz auch Φαέθων geheiszen haben soll, Serv. V. A. 6, 659.' Sollte aber in diesem mythischen Strome, der also doch wol nicht eigentlich östlicher heiszen kann und nur mit Unrecht in der Wirklichkeit auf der Erde gesucht würde, blosz ein Gegenstück zur Milchstrasze gemeint sein? deren Entstehen man daher leitet, dasz Hera (Wolkenhimmel), durch List dazu vermocht den ihr verhaszten jungen (Sonnenheros) Herakles an ihre Brust zu legen, ihn, als er zu gewaltig sog, von sich warf. Vielleicht mit Hinblick auf das sog. Wasserziehen der Sonne gedacht, womit ähnliches zu vergleichen in Anakreons 19r Ode samt den Auslegern; s. Cic. Arat. 389 (145) Vol. IV 2 p. 538 Or.: *namque etiam Eridanum cernes in parte locatum* | *caeli, funestum magnis cum viribus amnem,* | *quem lacrimis maestae Phaëthontis saepe sorores* | *sparserunt, letum maerenti voce canentes.* Eine gewisse Analogie bietet, auszer dem nur scheinbar gleich abfallenden Ῥόδανος oder Ἰάρδανος in Kreta und Ἰαρδάνης in Elis, der Ἀπιδανός, ion. Ἠπιδανός in Thessalien oder, nach Steph. B., auch in Troas. Ich weisz übrigens nicht: sieht Preller darin Comp. mit Wörtern wie *Danuvius*, *Tanaïs* = Don (ossetisch *don* Flusz) oder eine blosze Herleitung in Analogie mit τηλεδανός, οὐτιδανός, μηκεδανός, πευκεδανός, ἠπεδανός u. ä.?

Die drei Heliaden, Phaëthusa (also die weibliche Form zu

Digitized by Google

Phaëthon), Lampetie (d. h. leuchtend, daher mit dem Beiworte *candida*, etwa von einer Form aus λάμπω, die analog gebildet mit πυρετός usw.) und Aegle (αἴγλη Glanz) oder Phoebe (Fem. zu Φοῖβος) werden zu Pappeln, und das ausflieszende Harz, ihre Thränen, erhärtet an der Sonne (ἠλέκτωρ Il. 6, 513) zu Bernstein (im Deutschen nach der Brennbarkeit, engl. to burn, brennen, so genannt), gr. ἤλεκτρον, d. h. glänzender Stoff, was zu skr. *râģ* leuchten (vgl. ῥηγεύς Färber) gehört, woher *rakta* roth und *ârakta* röthlich stammen; s. etym. Forsch. I 237. KZ. VI 357.

Epaphos vermählte sich sodann mit Μέμφις, der Tochter des Fluszgottes Neilos, und nach ihr sollte die Stadt Memphis in Mittelaegypten benannt sein, Apolld. 2, 1, 4. Eben da § 5 aber ist sie Gemalin des Danaos, was ziemlich auf eins hinausläuft, indem dieser zum Bruder des Αἴγυπτος (also auch des Niles) gemacht wird. Ἔπαφος, König in Aegypten, Erbauer von Memphis Pind. P. 4, 19. N. 10, 5. Dagegen bei Clem. Alex. 1 p. 139 (Lepsius über den Apiskreis DMZ. VII 434): Ἆπίς τε ὁ Ἄργους (als ob von τὸ Ἄργος, d. h. der Stadt Argos, und nicht von Ἄργος, ου; Ἆπις, ιδος oder ιος aber Sohn des Phoroneus, Schol. Il. 1, 22) Μέμφιν οἰκίζει, ὥς φησιν Ἀρίστιππος ἐν πρώτῳ Ἀρκαδικῶν. τοῦτον δὲ ὁ Ἀριστέας ὁ Ἀργεῖος (also ein Schriftsteller aus Argos, womit eben der Io-Hüter Argos in Verbindung gebracht wurde) ἐπονομασθῆναί φησι Σάραπιν καὶ τοῦτον εἶναι ὃν Αἰγύπτιοι σέβουσιν. Vgl. Heyne Obss. ad Apolld. S. 97 und Lepsius a. O. S. 428. Bei Steph. B. ist Ἀπιδών ein Flusz, wovon man die Ἀπιδόνες (vgl. Μακεδόνες; Ληθεδόνος, ὄνομα πηγῆς Suid.) oder Ἀπιδανεῖς als Einwohner von Ἀπία (angeblich alter Name des Peloponnes, s. Buttmann Lex. I 67 ff.) herleitet. Auch wol einer von den mancherlei Anlässen, die Geschichte der Io mit aegyptischen Verhältnissen (hiebei mit dem Apisstier) in Zusammenhang zu denken. So lassen einige, unter ihnen Varro und Augustinus (de civ. dei 18, 5) — entgegen anderen, welche aegyptische Colonien (im ganzen wenn auch schwerlich mit mehr Wahrheit, doch mit mehr Schein) nach Griechenland versetzen — Apis mit griechischen Ansiedlern nach Aegypten wandern und den Bewohnern jenes sicherlich doch vor den Griechen cultivierten Landes Bildung bringen, wofür zum Danke sie ihn zum Gotte gemacht hätten und als Serapis verehrten.

Wie ungläubig man sich nun auch bei solchem, oft auf bloszem haschen nach Namensähnlichkeiten beruhenden Sagengewirr gegen eine Beziehung griechischer Mythen überhaupt zu Aegypten und im besondern gegen die von der Io verhalten mag: so scheint doch ein Rest übrig zu bleiben, der wenn auch nur vergleichsweise spätere Mythenvermengungen zwischen Aegypten, Asien und Griechenland als unabweisbar darzuthun das Aussehen hat.

Io (von der reden wir jetzt) kommt nach ihren langen Irrfahrten als Mondkuh endlich nach Aegypten, und, wieder in eine Jungfrau zurück verwandelt, *nunc dea linigera colitur celeberrima turba*, wie Ovid sagt, d. h. als Isis. Αἰγύπτιοι καὶ τὴν Ἰὼ Ἶσιν ὁμοίως προσηγό-

Digitized by Google

ρευσαν, Apolld. 2, 1, 4. Und daher dann auch Epaphos oder Apis, ihr Sohn. Vielleicht gibt uns der Name der Io noch weiteren Aufschlusz. Versuchen wir es zuerst mit einem griechischen Etymon. Da Preller II 27 Ἰώ mit 'Wandlerin am Himmel' wiedergibt, so kann er füglich an nichts anderes gedacht haben als an *ἰέναι*, als wäre es gleichbedeutend mit *ἰοῦσα*. Die Bezeichnung 'Gängerin' wäre etwas allgemein und bliebe, weil der richtige Hinweis auf Irrfahrten gerade am Himmel dabei fehlte, ohne die zur Charakterisierung nöthige Farbe, selbst wollte man, der Wandelbarkeit des Mondes in seinen Phasen wegen, z. B. den auch an sie gebundenen Wechsel der Zeit (*χρόνος* — *ἰών* Soph. Oed. Col. 617) mit in Anschlag bringen. Ἰώ (auch lat. *Io* Ov. M. 1, 584. 588. 629) hat langes Iota, und das allein schon verbietet Herleitung von *εἶμι*. Mich bekehrte zu solchem Glauben auch nicht die Zuflucht zum Ὑπερίων, dem hoch über allem daher wandelnden Sonnengotte, *ἠέλιος θ' ὑπεριέμενος* (s. Schneider WB.). Die Länge des *ι* in diesem nemlich hat einen besonderen Grund. Entweder läge darin noch, wie metabatisch in *ὑπείρ* (vgl. *ἐνί*, *εἰν*, *ἐν*), der Schluszvocal von skr. *upari* (über), welcher dann mit dem *ĭ* der Wurzel eine Contraction eingieng, vgl. Ἀμφίων, ονος und *Amphīonis arces* (Ov.), der auch wol daher seinen Namen hat, dasz er Theben mit Mauern umgab (gls. umgieng, *ambiens*). Oder die Länge würde einer patronymischen Form verdankt, wie die Grammatiker an eine Kürzung aus Ὑπεριον-ίων denken, was unter Hinblick auf Ἀμφιεῖον, Ἀμφεῖον oder Ἄμφειον, das Heiligthum des Amphion in Theben, oder *Ποσειδίον*, *Ποσείδειον*, gar nicht unmöglich wäre, obschon, bei Zulässigkeit einer Urform auf -*ιο-ς*, nicht dringend nothwendig. Freilich wäre patronymische Form doch eigentlich nur für Helios als Sohn des gleichnamigen Titanen in der Ordnung, während letzterer, ein Sohn des Uranos und der Gaea, unzweifelhaft den Himmel vorstellt über uns. Ὑπεριονίδης (Helios), wie, nur scheint es nicht gerade gleich letzteren mit gehäufter patronymischer Endung (*ιον*- und -*ιδης*): Ἰαπετῑονίδης, auch Ov. M. 4, 632; Ἐλατίδης = Ἐλατιονίδης; *Ταλαϊονίδης* = *Ταλαονίδης*, Sohn des *Ταλαός*; *Acrisioniades*, d. i. Perseus Ov. M. 5, 70, aber *Acrisioneus* Argiver, entweder auch von Acrisiūs oder von einer Stadt Acrisione in Argolis, Verg. Aen. 7, 410; Ἱκεταονίδης Sohn des Ἱκετάων, während Ἱκεταΐδας von Ἱκέτας; *Βορειόνεος παῖς* = *Βορεάδης*, *Βορηϊάδης*. Den Namen Ὑπερίων behandelt ausführlicher A. Haacke: quaest. Homericarum capita duo (Nordhausen 1857). Rücksichtlich des *ῑ* müsse man Il. 14, 247 *Κρονίονος* und 2, 350 *Κρονίωνα* vergleichen. Die Verlängerung sei vom *ω* auf das *ι* übertragen, wie *στήομεν*, *στέωμεν*; *τεθνηότος*, *τεθνεῶτες*. Entstehung aus *ὑπέρ* und einer mit *ἰών* gleichbedeutenden Form will er nicht gelten lassen, obschon er nichts desto weniger auch an einen drüber hin fahrenden Sonnengott denkt. Statt dessen denkt er an Ableitung nach Analogie von Ἀσφαλίων, *Βουκολίων*, *Δευκαλίων*, Ἐρευθαλίων. Allerdings könnte ihm ein etwa mit lat. *superi*, *superae aurae* usw. stimmendes Adj. (vgl. die Männernamen *Superianus* KZ. VI 252 und Ὑπε-

ρος Athen. 1 p. 31, wo nicht als Mörserkeule gemeint) von ὑπέρ, oder auch blosz dies selbst zum Grunde liegen. Vgl. Ὑπερίδης und Ὑπείρων, ονος Troer Il. 5, 144, was dem Sinne nach wol s. v. a. Ὑπειροχίδης, Ὑπεροχίδης, Ὑπερεχίδης. Ὑπερείδης, insofern nach 1r Decl., könnte auf ein Adj. zu ὑπέρεν rathen lassen, wie Ἀχιλλείδης, Ἀτρείδης von Ἀχιλλεύς, Ἀτρεύς usw. Die Genetivform Ὑπερείδους Inscr. 2448 jedoch geht nothwendig auf εἶδος zurück und bezeichnet demnach 'von vorzüglicher, das gewöhnliche Masz überschreitender Schönheit, εὐειδής'. — An ἴον (viola) kann, trotz ἴον λευκόν und trotzdem dasz Io in eine weisze Kuh verwandelt war, schon um deswillen nicht gedacht werden, da es auch ἴον κρόκεον (viola flava, gelber Lack) gab, und für gewöhnlich bei mangelndem Beiwort das blaue Veilchen (μέλαν) darunter verstanden wurde. Auszerdem liesze das ihre Uneinigkeit in der Quantität nicht zu. Allein auch ἰός (das geworfene, Geschosz, Pfeil) gäbe trotz seiner Länge nur eine gesuchte Erklärung, möchte man es nun auf Strahlen (gls. Pfeile, was doch für das stechende der Sonne viel passender wäre als für das milde Licht des Mondes) oder auf die Geschosse der Artemis als Jagdgöttin beziehen.

Besteht man übrigens auf Herleitung von Ἰώ aus dem Griechischen, dann möchte die aus εἶμι immer noch am erträglichsten sein. Wir haben bis jetzt einen zweiten Namen zurückbehalten, welcher, ohne die Sache beweisen zu können, sie doch in einem von Seiten des Begriffs nicht ungünstigen Lichte darstellt. Zufolge Schol. Arat. 161 gebar Io als Priesterin der Hera, welche Göttin bekanntlich in Argos (daher Ἀργεία, *Iuno Argiva* Verg. Aen. 3, 547) hoch verehrt wurde und je zuweilen selbst in den Begriff der Io und Mene, ja des Mondes hinüber schillert (Creuzer II 548. 556. 576), einen Sohn Trochilos 'qui aurigandi arte inventa (also von τροχός Rad; obschon sonst τροχίλος Vögelarten: Strandläufer und der flinke Zaunschlüpfer) in caelo Aurigae sidus factus' (Heyne Obss. ad Apolld. S. 101), dessen Name in letzter Instanz desgleichen im 'laufen' seine Wurzel hat. Paus. 1, 14, 2 kennt seinerseits Τρόχιλος als Hierophanten aus Argos, der nach Attika floh und dort mit einer Eleusinierin den Triptolemos zeugte. Nicht unwahrscheinlich, man habe im Trochilos als Sohn der den Mond vorstellenden Io, falls nicht ein dem Sonnenwagen entsprechendes Fuhrwerk, im Gegensatz zur Sonne ein Deminutiv (vgl. z. B. Χοιρίλος) erblickt entweder im Sinne von τροχός (runde Scheibe, z. B. κηροῦ) oder als τρόχος (Lauf; als Kreislauf z. B. der Sonne), wie δρόμοι (Lauf, und zwar der geregelte in der Rennbahn) mit Bezug auf die Io Aesch. Prom. 833 gebraucht. *Ambitu breviore luna currit quam sol*, Plin. N. H. 2, 23, 21. *Solis cursus lunaeque meatus* Lucr. 5, 77. *Cursus lunae* 5, 629; *solis, lunaï* 419. Gewis aber hat der Gedanke nichts gegen sich, wenn man an die Wanderungen und Wandlungen des Mondes in Person der Io, und als gls. davon ausgehend den Triptolemos anknüpft, worin ich, zufolge dem von mir KZ. VI 350 f. gesagten, als Grundidee glaube richtig ebenfalls einen Wechsel, nur der drei alten Jahreszeiten erkannt zu haben und der Menschen Kampf (πτόλεμος) mit ihm. Sinnig gab man aber

Digitized by Google

dem Triptolemos einen *Εὐβουλεύς* (Paus. a. O.) zum Bruder, indem der Mensch bei der Arbeit (im Kampfe mit den Jahreszeiten) stets der Ueberlegung und des guten Rathes benöthigt ist. Wesentlich gleich gemeint wie *Εὔχειρ ὁ Εὐβουλίδου*, indem der geschickten ausübenden Hand des Bildhauers (Eucheir ist aber ein mythischer Name) auch wolberathene Schöpferkraft des Geistes zur Seite stehen, ja ihr (gls. als Vater) vorausgehen musz. — Uebrigens liegt uns, wie so oft, was übrigens bei der Eifersucht griechischer Stämme auf einander nie Verwunderung erregen kann, eine doppelte Angabe vom Trochilos vor, deren éine als attische Erzählung mit der argivischen in Streit liegt.

Wir müssen nun aber eine zweite Möglichkeit uns vor Augen halten: ob der Name *Ἰώ*, was natürlich, insbesondere auch daraus flieszender historischer Folgerungen wegen, äuszerst erwünscht wäre mit Sicherheit zu wissen, nicht griechischen Ursprungs sei, sondern aegyptischen. Eustathius zu Dion. 92 (p. 23) hat die höchst beachtenswerthe Notiz: *Ἰὼ γὰρ ἡ σελήνη κατὰ τὴν τῶν Ἀργείων διάλεκτον*, woraus dann Heyne Obss. S. 100 nicht mit Unrecht schlieszen mag: 'fuisse suspicor nomen hoc caputque feminae cornutum symbolum Lunae apud Argivos antiquissimum.' Griechisches Indigenat des Wortes folgte daraus indes leider immer noch nicht mit ausreichender Sicherheit. Ein passendes Etymon auf dem Boden Griechenlands dafür ausfindig zu machen gelang uns, wenn ja, nur unvollkommen. Wer gibt uns zudem über die eigentliche Gebrauchsweise des Wortes bei den Argivern Aufschlusz? Io vertritt mythisch den Mond; und da die Geschichte hievon ganz besonders in Argos spielt, könnte es uns nicht befremden, wenn die Argiver Io, obschon nur eig. durch Uebertragung, für Mond auch appellativ, ja vielleicht selbst in der täglichen Rede verwendet hätten, wie Dichter *Ceres* und *Bacchus* für Brot und Wein gebrauchen, *sub Iove* = *sub divo* u. dgl. — Gesetzt, es wäre barer Zufall, immer bliebe es ein höchst neckischer und seltsamer Zufall, dasz im Koptischen *ioh* der gewöhnliche Ausdruck für Mond (s. davon nachher) ist; ich weisz aber nicht, in wie weit bei den alten Aegyptern unter diesem Namen mythisch gewendet. Schwer läszt sich aber glauben, dies *ioh* sei als echtes Appellativ aus Aegypten nach Argos gewandert, etwa wie L. Ross: Italiker und Graeken S. 11 um des widderköpfigen *Ἄμμων* (daher auch die Ammonshörner als Muschelart) willen den Griechen ihr *ἀμνός* als von Aegypten eingeführtes Wort aufzwingen will. Als ob die Lämmer schon Hörner hätten! Dasz Io aber als mythische Person einen aegyptischen Namen trüge, hätte nichts an sich wunderbares und unglaubliches wegen der vielfältigen Beziehungen, wodurch sie mit dem Nillande in Verkehr steht. Wir stoszen indes auch bei dieser Annahme noch auf eine besondere Schwierigkeit. Einmal in Betreff des Lautes. Der Mond heiszt im Koptischen *ioh*, allein auch *oih*, *ooh* und *oou* (Parthey vocab. Copt. S. 385. Champollion gramm. Egypt. S. 75). Dagegen hat Brugsch DMZ. VI 255. *Aah* (Selene) vgl. X 176 Anm. Dann zweitens will der Umstand berücksichtigt sein, dasz im Koptischen die Wörter für Mond

Digitized by Google

sämtlich den männlichen Artikel *pi* vor sich nehmen und demzufolge der Mond, wie z. B. im Deutschen (s. meinen Art. 'Geschlecht' in Ersch u. Grubers Encycl. S. 447), auch bei den Aegyptern männlich gedacht wurde. 'Im Koptischen' bemerkt W. v. Humboldt Versch. des Sprachb. S. 459 'sind Sonne (*Ph-re*) und Mond (letzterer *pioh*) männlichen Geschlechts, und auch die Hieroglyphe des Ioh, des Mondgottes, trägt kein weibliches Zeichen'; indes wird weiter hinzugefügt: 'dasz auch der mythologische Begriff der Mondgöttin in das männliche Geschlecht hinüberschweifte, ist schon durch andere Untersuchungen bekannt (Hirt Abh. der berl. Akad. 1820—21 S. 133. Creuzer Symb. II 8 ff.).' Sichere Nachweise des asiatischen Men als mannweiblich bei Gerhard gr. Myth. I 523. Deshalb acceptiert denn auch Ross (Italiker und Graeken S. 84)—freilich dicht hinter *Ra*, *Re*, der, was ganz unmöglich ist, ebenfalls *Ἥλιος Sol* sein soll (s. Curtius KZ. I 29) und in Gemeinschaft noch anderer Götternamen, die, so läszt er sich von Röth einreden, Griechenland sich aus Aegypten geholt hätte — dankbarlichst 'den Mondgott *Ioh* weiblich als die gehörnte *Ἰώ*'. Vgl. Preller II 137: 'ohne Zweifel ist diese wunderbare Hirschkuh mit den goldenen Hörnern [da doch sonst Hindinnen keine Hörner haben, wol androgyn!], die ein Jahr lang und bis zu den Hyperboreern herumläuft, bis sie endlich zu dem Ausgangspunkte zurückkehrt [im wesentlichen die Wanderungsgeschichte auch der Mondkuh Io!], der Mond am arkadischen Himmel, als ob er von dem Sonnenhelden gejagt würde.' — Wenn nun Io später in Aegypten als Isis verehrt wurde, so könnte das freilich 1) nur so viel heiszen: als der Grieche mit aegyptischer Religion bekannter wurde, trat ihm in der Isis manches vor Augen und Seele, was ihn lebhaft an den Mond, zumal an seine argivische Io im besondern erinnern muste. Man nehme doch die Isis (ist die anders wirklich in solchem Falle gemeint) mit der Scheibe auf dem Kopfe, die mit Stier- (wirklich nicht Kuh-?) Hörnern (also *cornua lunae*) eingefaszt ist (Creuzer I 494 und unter den Abbildungen Tf. I Fig. 1 ein Kopf mit Hörnern und drei Sternen). Es erzählt aber Plutarch Is. et Os. c. 52 von der heiligen Kuh als lebendem Bilde der Isis, welche man beim Solstitium siebenmal um den Tempel führte. Ihm zufolge setzen ferner die Aegypter die Macht des Osiris in den Mond und stellen die Isis, welche die fruchtbaren Eigenschaften der Natur anzeigt, als von ihm [das wäre also wie Io vom Zeus] schwanger vor. Demzufolge nennen sie den Mond die Mutter der Welt und stellen ihn sowol männlich als weiblich dar: indem er die Emanation der Sonne empfängt, wird er befruchtet und verbreitet dann wiederum seinen befruchtenden Einflusz durch die Luft. Vgl. Prichard aeg. Myth. S. 60. — Oder 2) wäre auch denkbar, der Name der Io samt einem Theile desjenigen, was man von ihren Schicksalen sich erzählte, stamme von vorn herein und wirklich aus Aegypten. *Οὕτω μὲν Ἰοῦν ἐς Αἴγυπτον ἀπικέσθαι λέγουσι Πέρσαι, οὐκ ὡς Φοίνικες*, berichtet in seiner seltsam nüchternen und vermenschlichten Weise der Vater der Geschichte. Die Erzählung von der Io muste also,

Digitized by Google

wenn auch hie und da zu kühler Prosa abgeschwächt, in drei Welttheilen bekannt sein, und es wäre unter solchen Umständen allerdings möglich, die Griechen seien deren Verbreiter. Die eigentlichen Erfinder von ihr, das folgt mindestens gar nicht, brauchten sie darum doch nicht zu sein, und es stände kaum etwas besonderes der Meinung entgegen, versetzte man ihre eigentliche Geburtsstätte nach dem Nillande. War Ioh auch seinem grammatischen Geschlechte nach ein Gott, so hat sich doch schon auf aegyptischem Boden die Vorstellung vom Monde mit der Isis vermengt, und kein Wunder, wenn nun in Griechenland, in Gemäszheit mit der einheimischen *Σελήνη* oder *Ἄρτεμις*, daraus eine Göttin wurde. Vom hinzudichten des Argos später. — Das Neupersische hat den grammatischen Geschlechtsunterschied der Wörter eingebüszt, und deshalb ist auch *mâh*, *meh* (luna, mensis) geschlechtslos. Vom gleichbedeutenden *mâonh*, Nom. *mâo* im Zend kenne ich nicht mit Sicherheit das Geschlecht; allein nach skr. *mâs*, woraus es entstand, zu schlieszen wäre es männlich. Auch im Phoenikischen, kam anders der in ihm für den Mond übliche Ausdruck mit hebr. ירח und nicht vielmehr mit לבנה (eig. Weisze, albedo) überein, wäre der Mond, wie bei uns, ein Mann. Auch, einige sonst freilich bei unserer Frage unbetheiligte Sprachen noch zu erwähnen, gelten in den sonst geschlechtslosen finnischen Sprachen Sonne, Mond und Sterne als männliche Götter (Castrén finn. Myth. S. 53). Ferner ist bei den Kassias, einem rohen Bergvolke im nördlichen Indien, wie die vorgesetzten Artikel zeigen, zufolge v. d. Gabelentz (Gramm. der genannten Sprache S. 8) Sonne und Tag *ka sngi* weiblich, aber in derselben auffallenden Weise wie im Deutschen der Mond *u bynai* (vgl. noch § 45) männlich. — Sollte nicht *Ἄμσησσα*, der Name einer Frau (Inscr. 4670) bei Edessa, durch Umstellung des *μ* aus hebr. שֶׁמֶשׁ m. (sol) mit Artikel *ha-* entstanden sein, also ein Fem. zu *Schimschon* N. pr. viri? *Βαισάμψα*, Stadt am arabischen Meerbusen (St. B.) erkläre ich domus, aedes (arab. بيت bait) Solis, als Status constr. mit anderer Stellung des Genetivs, sonst analog mit *Ἡλιούπολις*. Auch *Βαιταρρούς*, *οῦντος* in Palaestina gewis vorn mit hebr. בית.

Es geschieht ganz im Interesse der Sache, wenn wir an dieser Stelle noch auf einige andere Vorstellungen uns einlassen, die man mit dem Monde verbunden hat. Heyne fährt in der oben abgebrochenen Stelle vom argivischen Namen der Io und dem hohen Alter ihrer Verehrung in Argos so fort: 'videtur hoc ipsum offerre expeditissimam rationem Arcadum fabulae, quod se *προσελήνους*, ante lunam ortos dicerent, h. e. antiquiores ipsis Argivis.' Ich möchte die Erklärung nicht gerade so weit herholen, sondern eben so gern in ganz buchstäblichem Verstande in der Weise nehmen, dasz sich die Bewohner Arkadiens, wohin man die patriarchalische, dabei etwas rohe Sitte der Vorzeit verlegte, überhaupt, nicht blosz mit Rücksicht auf Argos, für uralt und gleichsam 'vormondig' hielten. Man musz ja auch das analoge *βεκκεσέληνος* Arist. Nub. 398 für *ἀρχαῖος* hinzunehmen, samt

Digitized by Google

β. λῆρος bei Plutarch für altmodische, alberne Possen. Wer sich der Historie vom Psammetich bei Herod. 2, 2 entsinnt, wie er an zwei Kindern das Experiment anstellte wegen der Frage, welches Volk das älteste sei, könnte wol darauf verfallen, das *βέκος*, was sie nach zwei Jahren hören lieszen, in *βεκκεσέληνος* zu finden. Dasz ich des Königs Psammetich Schlusz aus jenem Umstande (einmal die Wahrheit des Geschichtchens auf einen Augenblick zugegeben) nicht entfernt als gerecht anerkennen, sondern höchstens daraus folgern würde, die Kinder hätten jenen Laut den Ziegen (*μηκάδες*) abgehorcht, welche der Hirt ihnen zum saugen zuführen muste; — nun, das thut nichts zur Sache. Es reicht hin, wenn die Erzählung in Griechenland verbreitet genug war zu der Möglichkeit, sie in *βεκκεσέληνος* mit dem anmaszlichen Vorgeben der Arkader in Verbindung zu bringen. Dann war es ja äuszerst natürlich, alles, worauf man den Ausdruck anwendete, als den Charakter von Ammenmährchen an sich tragend zu bezeichnen. Das Doppel-*κ* wenigstens legte der Herleitung aus dem Neutrum *βέκος* (also Gen. *βέκε-ος*) so wenig ein Hindernis in den Weg, dasz sie sich vielmehr mit *πέλεκκον* (*κκ* aus *κε* wegen *πελέκεως*?) in ziemlich gleichem Falle befinden möchte. Ich will übrigens nicht damit zurückhalten: mir ist noch ein anderer Einfall gekommen. *Ἔτος* (Jahr) ist bekanntlich digammiert. Nähmen wir nun in *κκ* eine Assimilation aus *τ-κ* (Suff. *-ικος*, wie zweifelh. *θερικός* von *θέρος*) an, so erhielten wir vielleicht in dem Worte, insbesondere unter Vermittelung des lat. *vetus*, den Begriff: vom alten Monde her. Wie dem auch sein möge, es liegt Grund vor, namentlich um Erklärung des Namens Isis als Alte willen (wovon nachher) uns noch einige andere einschlägige Vorstellungen vom Monde in Betreff seines Alters nicht entgehen zu lassen. Dahin gehört die Bemerkung in Junius Fabers (pseud. st. Baron v. Merian) Synglosse S. 87: 'im Araukanischen bedeutet *kujen* Mond, und *kuje* alt; auf gleiche Weise nennen die Samojeden den Mond *ira*, *ire*, welches der Alte bedeutet; und bei den Ostiaken von Lumpokolsk heiszt der Mond *iki*, d. i. Greis.' — Sonne, Mond und Sterne sind bei den Finnen allerdings (s. o.) männliche Gottheiten, deren die ersten beiden bei Werbung um eine Jungfrau aus gar nicht üblen Gründen den Korb bekommen, während der Stern Erhörung findet (Castrén Myth. S. 53). Zudem aber der Ausdruck '*Päiviläinen ilman ukko*, der Greis der Luft', worin der Sonnengott mit *Ukko* (eig. 'Groszvater' S. 28) verwechselt worden (S. 59), trägt zu der Wahrscheinlichkeit obiger Etymologien nicht unwesentlich bei. In Castréns Wörterverz. der samojedischen Sprachen S. 14: jurakisch *jirŷ*, *jirî* Mond, Monat; *jiri* Groszvater (*jieru*, *jeru*, *jierwu* Wirt, Herr, Richter, Fürst, etwa auch daher als Ehrentitel, wie frz. *seigneur* aus *senior* usw., wie desgleichen die Götter als mehr oder minder reiche und mächtige Hauswirte vorgestellt wurden, s. Castrén Myth. S. 51). Ferner S. 103: ostiak-samoj. *äré* Mond, aber hinten mit *a*: *ärá* Greis, wie anderwärts mit gleicher Unterscheidung *iré* Mond, *irá* Greis (S. 107). Vgl. noch das deutsch-samoj. WB. u. alt, Greis, Mond. — Rücksicht-

Digitized by Google

lich des Araukanischen, d. h. der Sprache von Chile, musz ich aber aus Febrès gramm. de la lengua Chilena (1846) S. 15. 28 bemerken, dasz zwar Luna *cùyen*, allein Vieja *cosa cuje*, also nicht mit *y*, sondern mit hartem spanischen *j* (dagegen Viejo: *vúcha*) und im Dicc. Chileno S. 16 *cuyen* Luna, o mes, aber S. 14 zwar *cuyvi* Antiguamente, *cuyvi che* (*che* Gente) Los antepasados, neben *cuje* Vieja, cosa vieja: *cujen* Envejecerse la mujer, casas, o cosas femeninas: ser, o estar vieja (mithin nur von weiblichen Personen oder Dingen: vetulam cet. fieri).

Hiemit stände nun in gewis beachtenswerthem Einvernehmen eine Notiz bei Jo. Lydus de mens. p. 78, wonach Isis in der aegyptischen Sprache die Alte bezeichnen soll, d. i. den Mond (Luna, nicht Lunus): *παλαιά — τοῦτ' ἔστιν ἡ σελήνη*. Vgl. Creuzer IV 80. Eine Nachricht welche wir auch Diod. S. 1, 11 lesen: *τόν τε ἥλιον καὶ τὴν σελήνην, ὧν τὸν μὲν Ὄσιριν τὴν δὲ Ἶσιν ὀνομάσαι, ἀπό τινος ἐτύμου τεθείσης ἑκατέρας τῆς προσηγορίας ταύτης. μεθερμηνευομένων γὰρ τούτων εἰς τὸν Ἑλληνικὸν τῆς διαλέκτου τρόπον εἶναι τὸν μὲν Ὄσιριν πολυόφθαλμον.. τὴν δὲ Ἶσιν μεθερμηνευομένην εἶναι παλαιάν, τεθειμένης τῆς προσηγορίας ἀπὸ τῆς ἀειδίου καὶ παλαιᾶς γενέσεως.* Ich wage nicht zu behaupten, dasz die von Diodor gegebenen Erklärungen der beiden aegyptischen Hauptgötter unbedingt die wahren seien. So viel aber folgt mit unverbrüchlicher Gewisheit daraus, und das wird mir zu meinem Zweck im folgenden genügen, man hat einmal an deren Richtigkeit geglaubt, und es liegen uns noch zur Stunde im Koptischen Wörter vor, welche zum mindesten den Anlasz zu solcher Deutung vollkommen einleuchtend machen. So hat sich *as* im sahidischen und *es* im baschmurischen Dialekte für vetus, antiquus erhalten. Ein derartiger Name 'die Alte' läszt übrigens auch eine gewisse mythische Vieldeutigkeit zu, und aus diesem Grunde könnte z. B. auch Herod. 2, 156 im Rechte sein mit seinem *Αἰγυπτιστὶ — Δημήτηρ δὲ Ἶσις*, vgl. 59, indem unter anderem Gesichtspunkt die Alte hienach freilich eher die Erde wäre als der Mond. Ja, ihm zufolge wären Artemis *Βούβαστις* (also doch wol der Mond) und Apollon *Ὧρος* (Sonne?) Kinder *Διονύσου* (d. h. des Osiris) *καὶ Ἴσιος*, Leto aber deren Amme. Herodot sah natürlich das aegyptische Göttersystem mit griechischen Augen an, d. h. nothwendig getrübt und unter ein schiefes Licht gebracht. Sonst gibt es auch der Fälle genug, dasz obere Götter bald allgemeiner und mehrumfassend (deus supremus), bald besonders (z. B. als Sonne, Mond) und gleichsam in nur éiner hervorstechenden Eigenschaft genommen werden. Und so kann es kommen, dasz solche Götter, scheinbar widersinnig, zuweilen wie die Väter von sich selbst aussehen, wenn sich derselbe oder ein ähnlicher mythischer Begriff, nur ausschlieszlicher auf einen bestimmten Gegenstand (z. B. Sonne, Mond) beschränkt, unter dem üblichen Bilde genealogischer Abstammung aus ersterem wieder herausspinnt. Griechische Erklärungen des Namens Isis bei Plut. de Is. et Os. c. 2 p. 351. 3, 352. 60, 375 (vgl. auch Creuzer IV 540), z. B. aus *ἴσον*, ver-

Digitized by Google

dienen als in sich lächerlich gar keine Beachtung, auszer in dem Betracht, dasz man aus ihnen lernt, wie weit sich oftmals griechische Deutesucht sogar an fremdsprachigen Namen und Wörtern vergriff.

Die Erklärung *πολυόφθαλμος*, welche auch Plutarch a. O. c. 10 p. 355 vom *Ὄσιρις* gibt, weisz dieser sogar durch Angabe der auseinandergelegten Bestandtheile *ΟΣ· τὸ πολύ*, und *ΙΡΙ· ὁ ὄφθαλμος*, und in der That glaubhaft gegen viele andere Deutungen und Misdeutungen (Prichard aeg. Myth. S. 81) zu begründen. Im Koptischen haben wir sowol *osch*, *ôsch* (multus) als *iorh* (pupilla oculi), *iorem* (intentis oculis adspicere). Ein Name, der jedoch viel besser auf den zur Nachtzeit allerdings vieläugigen Himmel passte als auf die eher einäugige, obschon überallhin mit ihren Stralen blickende Sonne (wie Diodor will), welche ohnedies ja gewissermaszen schon im Himmel einbegriffen ist. So erklärt sich auch leicht, warum einige den Osiris gleichsam mit einem gefleckten Hirschkalbfelle (*νεβρίς*) vorstellen, nemlich wegen der Manigfaltigkeit der Sterne die ihn umgeben (Prichard a. O. S. 24). Ein Symbol ähnlich dem Schweife des junonischen Vogels, und vielleicht einer der Gründe, warum man häufig den Osiris, statt mit Zeus, mit dem griechischen Dionysos verglich. *Νεβριδόπεπλος*, *νεβριδόστολος* wurden ja Bakchos und Bakchanten von ihrer Kleidung zubenannt. Man nehme hinzu, was Brugsch in DMZ. X 661. 680 bemerkt, wie auf einer Stele im Museum zu Neapel vom Nomosgott Chnum (hieroglyphisch) gesagt wird: 'sein rechtes (östliches) Auge ist die Sonnenscheibe, sein linkes (westliches) der Mond, seine Seele ist der Sonnenschein.' Vgl. dazu Lepsius ebd. VII 436. Die Sonne als *ὄμμα αἰθέρος* Arist. Wolken 284 mit Schol.

Wem müste bei so bewandten Umständen nicht eine gewisse Gleichheit des Verhältnisses zwischen diesem vielgeaugten Osiris und der alten Isis unwiderstehlich in den Sinn kommen gegenüber jenem des hundertäugigen Argos zu der Mondkuh Io, zumal wenn man Entstehung dieses letzten Namens durch Umformung aus dem allerdings masc. kopt. *ioh* (Mond) in ein allerdings schon des -*ώ* wegen (Ahrens KZ. III 88 f.) jetzt ein völlig griechisches Gesicht schneidendes *Ἰώ* als richtig gelten läszt? Nehmen wir nun an, was nach solchen Vorlagen gewis nichts wunderbares hätte, die Erzählung von der Io, wie sehr sie nachmals anders gewendet und ausgeschmückt worden, wurzele ihrem ersten Grunde und Anstosze nach in der aegyptischen Göttergeschichte: dann erklärte sich, hauptsächlich unter Anleitung von Namenanklängen, warum man griechischerseits die Scene, freilich um sie gleichsam zum Schlusz des Dramas wieder nach Aegypten zurückzuspielen, in den alten berühmten Griechenstaat Argolis verlegte, welcher dafür wunderbar genug, als wäre es durch eine praestabilierte Harmonie, gleichwie geschaffen sich darbot, ohne dasz es gerade viel mühsamen suchens hiezu bedurft hätte. Der Hauptort der erwähnten Landschaft konnte zum Behuf der Io-Geschichte durch seinen Namen ('die leuchtende'), wenn schon nicht dem wahrscheinlichen Sinne desselben nach, der, so wird berichtet, 'Ebene'

Digitized by Google

gewesen, doch vermöge bestechenden Scheines in seinem Klange einen gleichlautenden Argos ('leuchtender'), ich will nicht behaupten ins Dasein rufen, allein mindestens eine auch ohne Rücksicht auf die Stadt Argos bereits so geheiszene mythische Persönlichkeit (s. später) mit seiner Oertlichkeit aufs innigste geschichtlich (richtiger gesagt: mythisch) verflechten. Dazu ward Hera, die Himmelsfürstin, zu Argos von uralters her — deshalb ja auch im Troerkriege auf Seiten der Griechen und ihres vornehmlichsten Heerführers, des Argeierfürsten Agamemnon — hoch in Ehren gehalten; und wenn diese Göttin, welche den unteren Wolkenhimmel vorstellt, sich der Mondin, d. h. Io, aus wolbegründeter Eifersucht auf ihren Ehegemal (den oberen Himmel oder Aether) seiner Buhlerei mit der genannten glanzvollen Heroine wegen, aufs äuszerste gram und feindlich erweist, so werden wir dies physisch daraus erklären dürfen, dasz Mond (*luna imbribus densa* Val. Fl.) und Sterne den Blicken oft durch meteorische Vorgänge entzogen werden. — Einen anderen legendarischen Anknüpfungspunkt fand man in dem Namen von Agamemnons Residenz *Μυκῆναι* oder *Μυκήνη*, welche Stadt zufolge Od. 2, 120 nach der *Μυκήνη*, einer Tochter des Inachos und Gemalin des Akestor, benannt sein soll, die demnach eine Schwester wäre von der Io als (der üblichsten Vorstellung nach) auch *Ἰναχίς* (Creuzer III 94). Eine von den sechs auf Namendeutung gegründeten Stiftungslegenden von Mykenae, die Creuzer I 787 f. zusammengestellt hat. Zufolge einer anderen Sage hat Mykenae davon den Namen, dasz Io brüllte (*μυκήσασθαι*), als sie hier in eine Kuh verwandelt wurde (Steph. B.). *Ἄργος*, das weisz auch Apolld. 2, 1, 3, *ἐκ τῆς ἐλαίας ἐδέσμευεν αὐτήν, ἥτις ἐν τῷ Μυκηναίων ὑπῆρχεν ἄλσει.* Wieder eine andere Meinung wollte, Mykenae sei, wie oft rein willkürlich, allein nach mythischer Schluszfolge derlei Namenwechsel behauptet wird, zuerst — Argeion geheiszen vom vieläugigen Argos. Im Sinne dieser Meinung soll die Umänderung des Namens in Mykenae vom Gebrüll nicht der Io herrühren, sondern von dem welches die Schwestern der Medusa voll Mitgefühls über deren Tod ausstieszen (*μυκηθμὸν ἀνέδωκαν*), als sie von weiterer Verfolgung des Mörders Perseus an dieser Höhe, der Vergeblichkeit inne werdend, abstanden.

Unter Schillers Räthseln lautet das eine bekanntlich:

Auf einer groszen Weide gehen
  Viel tausend Schafe silberweisz:
Wie wir sie heute weiden sehen,
  Sah sie der alleräl'ste Greis.

Und weiter:

Ein Hirt ist ihnen zugegeben
  Mit schön gebognem Silberhorn.

In dieser aenigmatischen Fassung wären also die Sterne eine Herde von (weiszen, *ἄργυφος*) Schafen; ihr Hirt aber der — Mond, was den alten Griechen und Römern nicht so leicht in den Sinn kommen konnte, weil ihnen letzterer weiblichen Charakter besasz. Augenscheinlich

Digitized by Google

hat der deutsche Dichter gar nicht oder nur ganz entfernt an das Verhältnis von Argos als Hüter der Mondkuh gedacht, gegen welches das von ihm angenommene sich zum geraden Gegensatz herumgedreht hat. Was dort Hirt, der éine aber vieläugige, ist bei ihm die vielheitliche Herde; und an Stelle des einzigen Gegenstandes der Bewachung, der einsamen Mondkuh, im Alterthum setzt sich bei dem neuern Dichter der Hirt.

Persönlichkeiten mit Namen Argos erschuf die Phantasie der Griechen je nach verschiedenen Gesichtspunkten, selbst nach anderem Etymon, mehrere. So verdankt zuerst der eine Argos, aus begreiflichem Grunde Sohn des Phrixos oder auch gleich dem Argos *πανόπτης* (in Folge synkretistischer Durchmischung) Arestoride, natürlich dem Argoschiffe, als dessen Erbauer man ihn brauchte, Dasein und Namen. *Ἀργώ* als wirkliches Schiff gedacht kann aber im Namen nur einen 'Schnellsegler', wie *θοαὶ νῆες*, anzeigen wollen, aus *ἀργός* 'schnell', wiewol man nicht durchaus sicher ist, ob unter diesem wundersamen Fahrzeuge nicht noch ein anderer Gedanke (z. B. 'eilende Wolken, Segler der Lüfte') versteckt liegt, worauf selbst 'leuchtend' (von der Sonne beschienen) passte. Preller sieht in dem Widder des Phrixos (gr. Myth. II 211, vgl. KZ. VII 108) ein Symbol der befruchtenden Wolke*), weshalb denn auch die Gemalin des Phrixos, Tochter des Aeetes in Kolchis, aus triftigem Grunde, nemlich des Donners wegen, *Χαλκιόπη* (Ap. Rh. 3, 428. Apolld. 1, 9, 1) heiszt, d. i. 'mit eherner Stimme', wie der weithin seine Donnerstimme erschallen lassende (*εὐρύοπα*) Zeus. Vgl. *χαλκοβόας*, *χαλκεόφωνος*, und auch von der Stimme (*vox*), nicht vom Gesicht, *Καλλιόπη*; *Thelxiope* (durch Gesang bezaubernd, wie die Sirene *Θελξιέπεια* bei Eust.), wenn Cic. N. D. 3, 21, 54 so statt *Thelxinoë* (den Sinn bezaubernd, auch *Θελξινόη* Frauenname) zu lesen erlaubt ist. Eine zweite *Χαλκιόπη*, Tochter des Rhexenor und Gemalin des Aegeus (von *αἶγες*, was zu Artemidors Zeiten 2, 12 grosze Wellen? vgl. v. Hahn alb. Studien S. 224) in Attika (Apolld. 3, 15, 6) verstehe ich dagegen von dem tosen der Meeresbrandung (*vastus illic fragor canumque circa mare* Plin. Ep. 6, 31, 17), zumal der *Ῥηξήνωρ* in dieser Verbindung nicht, wie als Beiwort des Achilleus 'Männerschaaren durchbrechend' (von *ῥήγνυμι φάλαγγα*, *ὅμιλον*, *στίχας ἀνδρῶν*) sein, sondern, vermute ich, einen Brechung (*ῥῆξις*) der Meereswellen (*ῥηγμῖν θαλάσσης*, vgl. *ῥήγνυτο κῦμα* Il. 18, 67) am schroffen Ufer (*scopulus frangit fluctus*) hervorbringenden Mann vorstellen soll. Oder als Phaeake: die Wellen mit Ruder und Kiel durchbrechend, wie *amnem frangere nando* Luc. 8, 374 und *puppis scindit aquas* Ov. Trist. 1, 10, 48. Das gibt mir aber den Mut, auch noch einer dritten, welche so heiszt, ihres Namens Grund zu deuten. Ich meine Chalkiope, Tochter des Königs *Εὐρύπυλος* in Kos, Mutter (warum?) des Repraesentanten von Thessa-

*) *Vellera — nebulas aequantia* Ov. M. 6, 22; und Vergleich der *nubeculae* mit *lanae vellera* Verg. Ge. 1, 397.

Digitized by Google

lien, Thessalos, vom Herakles (Apolld. 2, 7, 1 u. 8. Il. 2, 677). Etwa weil Eurypylos Sohn der Astypalaea, was zufolge Strabo 14, 657 unter anderem alter Name der Stadt Kos, und demnach als Bruder des Ankaeos, wie oben berührt, in Verbindung wenigstens mit der Aetolerin Περιμήδη? Da Eurypylos Sohn des Poseidon heiszt, liesze sich bei dem 'weitthorigen' an das weite Meer (*latum mare* Cic.) mit seinem Getose denken. Die Beziehung zu der Insel Kos aber, wovon Nisyros, unter welcher Πολυβώτης 'der Brüller' (KZ. VI 49) liegend vorgestellt wurde, sollte losgerissen sein, und die Λακητήρ geheiszene Landspitze von Kos (Strabo 14, 657), was auch, sei es nun 'Zerreiszer' oder 'Lärmer' (z. B. von der Skylla Od. 12, 85) von λάσκω, λακεῖν, aber dor. mit langem α (λακέω st. ληκέω) bedeuten könnte, diese Umstände lieszen hier in der Chalkiope auch etwa auf Donnergebrüll eines Vulcanes rathen, der selbst als klaffender Krater die Benennung 'weitpfortig' zuliesze. Man denke nur z. B. an das Erdbeben von 1856 auf den griechischen Inseln.

Ein zweiter Ἄργος, als Eponymos von τὸ Ἄργος (laut Strabo maked. und thess. eine Ebene), ist nach Weise des Alterthums erst aus dem Namen der Stadt herausgeklaubt und zu deren vermeintlichem Erbauer gestempelt. Am gewöhnlichsten wird Io zur Tochter des alten Inachos gemacht. Also eines Fluszgottes, was zum Theil wol auch darin seinen Grund haben mag, dasz, wie Aelian V. H. 2, 33 über die bildliche Darstellung der Flüsse ausführt, letztere häufig βοῶν εἶδος erhielten; vgl. KZ. VI 48. Das Rind als wasserausströmend Gerhard gr. Myth. I 19, wie die Ganges-Quelle Gomukhî (kuhmäulig). Auch der Flusz Gomatî heiszt 'rinderreich'. Herodot scheint von dem Vater der Io nichts angegeben zu haben. Wenigstens ist τὴν Ἰνάχου (oder auch etwa Ἰάσου), wie F. A. Wolf Anal. IV 510—514 näher begründet, mit Recht für verdächtig erklärt worden. So hohe Abstammung hätte sich kaum für die Io geschickt, von welcher Herodot schreibt, indem sie in dessen Bericht als rein menschliche Person erscheint. Apollodor: Ἄργου δὲ καὶ Ἰσμήνης τῆς Ἀσωποῦ παῖς Ἴασος, οὗ φασὶν Ἰὼ γενέσθαι. Dürfen wir Ἴασος (daher Io als *virgo Iasia* vorn mit langem *i* Val. Fl. 4, 353, trotzdem dasz kurz vorher 350 *Inachis*) als 'erfrischenden Nachtthau' aus ἰαίνω deuten (s. KZ. VI 336 ff.), so gäbe das für den thauigen Mond (*roscida luna*, von *ros* und *cadere*) keinen üblen Vater, zumal wenn man weiter den Ἄργος als sternfunkelnden Nachthimmel und Gottheiten von Gewässern (Inachos, Asopos) hinzunimmt, aus welchen zur Nachtzeit feuchte Dünste emporsteigen. Κάστωρ δὲ — καὶ πολλοὶ τῶν τραγικῶν Ἰνάχου τὴν Ἰὼ λέγουσιν. Ἡσίοδος δὲ καὶ Ἀκουσίλαος Πειρῆνος αὐτήν φασιν εἶναι. Als Mutter wird z. B. Πειθώ aus Pherekydes genannt, was etwa durch den Asopos (hier sikyonischer Flusz und nicht der Boeotiens) mit herbeigeführt sein mag, weil die Πειθώ (Suada) besonders in Sikyon und Athen berühmte Tempel hatte. Vielleicht aber auch, weil man die Mondgöttin als Vertraute von Liebenden sich mit der Göttin der Ueberredungskünste in Einverständnis dachte, welche Zeus auch selbst ge-

Digitized by Google

gen die Io in Anwendung bringt (Ov. M. 1, 585 usw.)? Unter dem *Πειρήν* mag der *Πείρανθος* (rings blühend? KZ. VI 336) oder *Πείρας* verborgen liegen, der kurz zuvor bei Apollodor mit dem Iasos zusammen als Sohn des *Ἄργος* gilt, den dieser mit der *Εὐάδνη* (wolgefällig, lieblich), einer Tochter des Flusses Strymon und der Neaera (Neumond?) gezeugt haben soll. Preller gr. Myth. II 27 behauptet mit Bezug auf Peiren, dieses Wort bedeute in der ältesten griechischen oder in einer ausländischen Sprache 'Wasser, Flut, Quelle'. Zu dem Ende wird an die Quelle *Πειρήνη* (vgl. *Ἰσμήνη*, *Ἰσμηνός* in Betreff der Endung) in Korinth, an die Flüsse *Πεῖρος* (auch *Πίερος*, etwa durch Umdeutung gls. fett, fruchtbar) in Achaja samt der Stadt *Πειραί* an ihm (Paus. 7, 18, 1), und *Περόη* in Boeotien, an *Πηρώ* die Mutter des Fluszgottes Asopos usw. erinnert. Diese Bemerkung könnte für die ethnographischen Verhältnisse des allerältesten Griechenlands wichtig werden, wenn man damit, und das scheint mir gar nicht unüberlegt, Wörter solcher Bedeutung in Einvernehmen setzt, welche sich vielleicht aus dem höchsten Alterthum in Sprachen jener Gegenden erhalten haben. Vgl. Schaffarik Slovanské Starožitnosti S. 404 (slaw. Alterth. I 502. 506), wo *Δανάπρις* (tautologisch, vgl. oss. *don* Flusz) und *Pruth*, *Πυρετός*, *Ποράς*, Acc. *Πόρατα* aus einer getisch-illyrischen Benennung für Flusz gedeutet werden. Nemlich albanesisch bei v. Hahn Studien II 99. 178 *περρούα-οι* Flusz-, Bachbett, Thal, und Bach, Waldstrom, was ngr. *ῥεῦμα* und süddeutsch *rain*. — Bei dieser Gelegenheit mag auch noch einiger anderer Fluszнamen mit wahrscheinlich in sich verwandtem Schlusse gedacht werden. Eine *Μετώπη* war Gemalin des *Σαγγάριος* (Flusz in Bithynien) und Mutter der Hekabe (Apolld. 3, 12, 5). *Ὁ δὲ Ἀσωπὸς ποταμός* (hier, es gab aber mehrere Flüsse des Namens, in Boeotien), *Ὠκεανοῦ καὶ Τηθύος* (also hienach sehr hoher Abkunft) — *οὗτος Μετώπην* (trotz der weiblichen Endung Flusz in Arkadien; *πλάξιππον ἃ Θήβαν ἔτικτεν*, also mit Boeotien nahe verwandt, Pind. Ol. 6, 85) *γημάμενος*. *Λάδωνος* (Flusz in Arkadien, allein auch Bach in Boeotien; daher wol die Verwandtschaft) *δὲ τοῦ ποταμοῦ θυγάτηρ αὕτη· δύο μὲν παῖδας ἐγέννησεν, Ἰσμηνὸν* (Flusz in Boeotien) *καὶ Πελάγοντα* (wol wie ein Meer austretend, nach Analogie von *ποταμὸς πελαγίζει*), *εἴκοσι δὲ θυγατέρας· ὧν μὲν μίαν Αἴγιναν* (Nymphe der so geheiszenen Insel; bei Pindar daher *Ἀσωπίς*, weil auch auf Aegina ein Flusz Asopos) *ἥρπασε Ζεύς*. Asopos verfolgte den Räuber. *Ζεὺς δὲ Ἀσωπὸν μὲν κεραυνώσας διώκοντα, πάλιν ἐπὶ τὰ οἰκεῖα ἀπέπεμψε ῥεῖθρα. διὰ τοῦτο μέχρι καὶ νῦν ἐκ τῶν τούτου ῥείθρων ἄνθρακες φέρονται.* Geht der Flusz etwa durch Steinkohlenlager? *Ἀσώπιχος* in Deminutivform heiszt bei Pind. Ol. 14 ein Orchomenier und *Ἀσωπόδωρος* ein Thebaner Herod. 9, 69 nach dem Asopos in Boeotien; dagegen ein zweiter *Ἀσωπόδωρος* (vom Asopos Gaben empfangend) Phliasier Athen. 14, 631[f] unstreitig nach jenem *Ἀσωπός*, der nach Paus. 2, 5 König in Phlius war, sowie *Ἀσωπόλαος* ein Plataeer Thuk. 3, 52, unstreitig in Erinnerung an einen anderen *Ἀσωπός*, König der Plataeer Paus. 9, 1, 2. Die Quantität des *α*,

Digitized by Google

das in ἄσις (zurückbleibender Schlamm eines übergetretenen Flusses) Il. 21, 321 und ἄσιος kurz ist, samt dem Mangel des Iota verbietet Einigung dieses Wortes mit Ἀσωπός, dessen α lang ist. — Auch Σινώπη (ι lang) Tochter des Asopos Ap. Rh. 2, 946 und die Stadt Paphlagoniens an einem gleichnamigen Flusse. Erstere erinnert wegen ihrer Gemeinschaft mit Apollon, aus welcher am Pontos Euxeinos ein S y r o s (Syrer) geheiszener Sohn hervorgieng (Diod. S. 4, 72), vielleicht nicht minder an Ἰνωπός, Quelle und Bach auf Delos, wie dieses mit seinen Anfangslauten an Ἴναχος, deren beiderseitiges ι Länge hat. — Νησώπη eine Insel (also doch wol von νῆσος, vgl. die Nereide Νησώ) bei Lesbos (Steph. B.). — Ἐσῶπις Berg bei Lokri (Strabo 6, 259). — Hiezu andere mit η oder langem α: Αἴσηπος (Accent auch anders als in Ἀσωπός) Flusz in Kleinmysien. Daher auch mit dem Πήδασος zusammen, welcher augenscheinlich die gleichnamige Stadt der Leleger am Satnioeis vertreten soll, Söhne der Najade Ἀβαρβαρέη (gls. Ggs. von Βαρβάρα?) von Βουκολίων (Rinderhirt), Laomedons Sohne (Il. 6, 21). Als Fluszgott aber, wie viele andere seines gleichen, in erklärlicher Weise Sohn des Okeanos und der Tethys. Skr. *nadanîpati* Herr der Flüsse, d. i. das Meer. — Σεληπιάδης ist Εὔηνος Il. 2, 693. Letzterer unstreitig nach dem so geheiszenen Flusse in Mysien (Strabo 13, 612), wie Εὔηνος, Sohn des Ares und der Demonike und Vater der Marpessa (daher Εὐηνίνη Il. 9, 553; vgl. ἡ Μάρπησσος Stadt in Troas), als König von Aetolien schwerlich etwas anderem seinen Namen verdankt als dem gleichnamigen Strome daselbst. Indem für Μάρπησσος, den Berg auf Paros mit Marmorbrüchen, auch Μάρπησσα gebraucht sein soll, erklärt sich, wie zwei Elegiendichter aus Paros zu dem Namen Εὔηνος kamen. Man benutzte die obige Verwandtschaft, um, wie oft bei Personennamen der Fall, an Namen von Flüssen den der Kinder anknüpfen und zugleich ihm eine patriotische Wendung geben zu können. — Ferner, so wäre nicht unwahrscheinlich, Ἀπιδανός, ion. Ἠπιδανός, der Flusz in Thessalien. Auch etwa Ἀπία (mit langem α vorn) Aesch. Suppl. 790, wenn für Peloponnes, als Halbinsel, gls. Wasserland? Ἀλθηπία γῆ bei Sikyon (Paus. 2, 30, 5) von einem Sohne des Poseidon, Ἄλθηπος. Μεσσαπία angeblich von dem Boeoter Μέσσαπος. Der Grund solcher Annahme liegt in nichts als dasz es in Boeotien τὸ Μεσσάπιον ὄρος gab (Strabo 9, 405) und dasz man nun beide Ortsnamen durch eine erdichtete Ansiedelung unter Führung eines gemeinschaftlichen Eponymos in Verbindung brachte. Möglich dasz der wirkliche Sinn für Messapia in Unteritalien eig. *ora maritima* ist, als a n (und zwischen) Wasser gelegener Landstrich. Dasselbe gälte vom messapischen Berge bei Anthedon (Strabo 9, 405), am euboeischen Meere (Paus. 9, 22, 5). Auch Messapier, ein Volk in Lokris zwischen Tritaea und Chalaeon, Hafenstadt der ozolischen Lokrer (Thuk. 3, 101). Μεσσαπέαι, Flecken in Lakonien, und Μέταπα, feste Stadt in Aetolien, ἡ κεῖται μὲν ἐπ' αὐτῆς τῆς Τριχωνίδος λίμνης καὶ τῶν παρὰ ταύτῃ στενῶν κτλ. Pol. 5, 7, falls deren α lang ist, allenfalls auch von ihrer Lage zwischen Gewässern, wie

Digitized by Google

Interamna usw. — Es wäre hübsch, wenn sich von dem sonst im Griechischen verschollenen Ausdrucke für Wasser, lat. *aqua*, lith. *uppê* (mit *u* durch Einflusz des homorganen *p*) Flusz, Strom, in den aufgeführten Ortsnamen noch ein verdunkelter Rest geborgen hätte. Walach. *apă* f. (im Plur. *ape*) ist jedoch nur die gewöhnliche Umbildung von lat. *aqua*, wie z. B. *épa* (*equa*) und eine Menge anderer. Auszerdem darf nicht auszer acht gelassen werden, dasz im Skr., auszer der sonstigen Verwendung von *ap* f. mit Kürze, einzig der Nom. Pl. *âpas* gegen den Acc. *apas* eine solche Länge hat, welcher allenfalls gr. *ω* und *η*, *ᾱ* gleichgestellt werden dürfte; und selbst in Compp. steht nur *ăpa:* vgl. Böhtlingk WB. und Bopp Gr. crit. S. 207. — Ich reihe hieran der Verwandtschaft des Gegenstandes wegen noch mehrere griechische Flusznamen, die sich dem Laute nach gleich gut an skr. *nada* m. und *nadî* f. Flusz (vom rauschen, *nad*), oder an holl. *nat* (das Nasz, allerhand Flüssigkeiten, z. B. Brühe), *nat* = ahd. *naz* (madidus, humidus), goth. *natjan* (irrigare), ahd. *nazjan* nässen, netzen (zu lat. *madere?*) anknüpfen lieszen. Nemlich *Νέδα* oder *Νεδέη*, von welchem letzteren durch das Gentile auf -*ητης* hindurch *Νεδεήσιος*, Grenzflusz zwischen Messenien und Elis. Ferner *Νέδων*, *ωνος*, allein auch participial *Νέδοντος*, woher *Νεδούσιος* st. *όντ-ιος*. 'Der Name *Νεδουσία* [Strabo 8, 353. 360] für Athena steht (*νεδίαι* Seeraben) in Verbindung mit der Sage des Nestor (Rückert Athena 145).' Gerhard gr. Myth. I 235. Also *Νέστωρ* (etwa 'Rauscher'?) eig. dem Flusse *Νέδων*, der bei Pharae in den messenischen Meerbusen fällt, gleich gedacht? Als Neleide konnte er das um so wahrscheinlicher, weil *Νηλεύς* ja sogar als Sohn des Wassergottes Poseidon und der Tyro gilt, und *Πειθώ*, welche dem Nestor in hohem Grade eigen war, desgleichen als Tochter des Okeanos, obschon von der Tethys. Etwa in diesem Zusammenhange *Πειθώ* gedacht als 'Beschwichtigerin der Wogen' gleich der Nereide *Κυματολήγη* (vgl. *κοίμησε* Il. 12, 169)? Neleus zog aus Thessalien nach Messenien, hatte aber zur Tochter *Ὑρμίνη* (Schol. Ap. Rh. 1, 172), während diese bei Paus. 5, 1, 6 als Tochter des Epeios und der Anaxiroë (Königin der Ströme?) aufgeführt wird, was ich daraus erkläre, dasz Epeios, um der *Ἐπειοί* als alter Bewohner von Elis willen, einen König dieser Landschaft vorstellt, *Ὑρμίνη* aber als Gegenstand der Wirklichkeit und nicht blosz der Phantasie, eine Stadt in Elis war (Il. 2,616. Strabo 8,343). Aus ähnlichem Grunde hat Schol. Ap. Rh. 1, 156 *Φάρη* als Gemalin des Neleus, indem *Φᾶραί*, ion. *Φηρή*, Stadt in Messenien am Nedonflusse, auf diese Weise mit dem Neleus in Verbindung gebracht werden sollte. Indes wäre nach Paus. 4, 30, 2 vgl. 7, 22, 5 *Φάρις* (besser wol *Φᾶρις*?), Sohn des Hermes und der Philodameia, Erbauer des eben genannten Pharae (ein anderes in Achaja). Bei Homer bezeichnet *Πύλος* das ganze Gebiet des Nestor in Elis an beiden Ufern des Alpheios, das sich bis nach Messenien hin erstreckt, während Strabo 8, 350 f. das triphylische Elis für seinen eigentlichen Sitz hält. Neleus herschte aber im messenischen Elis (so dasz hier also die Herschaft von Elis und Messenien etwas in einander flieszt) am

Digitized by Google

Pamisos nach Paus. 4, 2, 5. 4, 36 ff. Thuk. 4, 39.— Νέστος heiszt ein Flusz in Thrakien. Die Form Νέσσος Hes. Th. 341 wol durch Assimilation entstanden und Νέσος wieder vereinfacht (vgl. μέσσος, lat. *medius*, und μέσος).—Vielleicht gar der Kentaur Νέσσος. Dieser ward bekanntlich am aetolischen Flusse Euenos, als er der Deïaneira Gewalt anthun wollte, vom Herakles mit einem vergifteten Pfeile getödtet, während das mit seinem Samen und Blute getränkte Gewand nachmals den Herakles zu verzweifelnder Wut brachte. Auch wieder, so musz man fast glauben, einer der vielen Kämpfe zwischen Sonne (Herakles) mit ihren Pfeilen (Stralen) gegen das Nasz in Wolken (Kentauren, s. KZ. VII 87) und Flüssen, welche ihrerseits sich dafür an dem Sonnenhelden rächen, indem sie mit ihren Dünsten (Samen und Blut), welche die Sonne selber (auch als Δηϊάνειρα, d. h. wahrsch. in Possessivform: einen feurigen, δήϊον πῦρ, d. h. den Herakles, zum Manne habend) ihnen entlockte, wiederum letztere bekriegen und verdunkeln. Die Kentauren suchte man in Thessalien: dies wol mit ein Grund, warum Νέσσων ein Sohn des Thessalos (Strabo 9, 444). Sonst auch hiesz so, zufolge Steph. B. und Suidas, eine Stadt in Thessalien, wonach Νεσσωνίς alter Name dieser Landschaft. Sonst ἡ Νεσσωνὶς λίμνη bei Larissa in Thessalien. — Etwa auch Νεστάνη Flecken in Arkadien mit einer πηγή (Paus. 8, 7, 4), und Νοστία? Und gar Νεστὶς αἶα, das Land des illyrischen Volkes Νεσταῖοι?

Bei der Frage, ob der Mythus von der Io eigentlich aegyptischen oder überhaupt nichthellenischen Ursprungs sei, käme natürlich deren elterliche Herkunft mit in Frage. Indes haben wir gesehen, neben der Io eine der wichtigsten Persönlichkeiten, Argos, hängt durch Namen (wenigstens dem äuszeren Klange nach, obschon innerlich unwahr) und Genealogie mit Argolis und seiner Hauptstadt Argos aufs innigste zusammen, indem ja sogar bald er, bald der Io Vater Inachos der letzteren Erbauer sein soll. Warum dies aber für Graecität des Mythus nicht völlig entscheidend ist, liegt darin, dasz der Name Io in der That aegyptisch 'Mond' bezeichnet und Argos zum mindesten Anbequemung an den Osiris sein könnte, dessen Name entweder wirklich oder, was für unseren Fall auf dasselbe hinausliefe, wenigstens einer durch das Alterthum bestätigten Meinung nach einen 'vieläugigen' bezeichnete. Offenbar nemlich ist ja der dritte Ἄργος, d. h. der Hüter der Mondkuh Io, nichts anderes als durch Zurückziehung des Accents zu einem Proprium gestempeltes ἀργός, weisz. Ein passender Name das: 'der hell, wie Silber (ἄργυρος, was von gleicher Wurzel) leuchtende, weisze', weil die Gestirne von dieser Farbe (*stella splendens*, *candida*) sind. Dieser Argos, der Allschauer (πανόπτης), μυριωπὸς βούτας Aesch. Prom. 569, *stellatus oculis custos virginis* Nemes. Cyneg. 31, heiszt seiner vielen Augen wegen scherzhaft bei Plautus *oculeus*, d. h. gleichsam nur aus Augen (als seinem Stoffe) bestehend, nach Analogie von *vitreus ferreus* usw. Wenn er bei Aeschylos überdem aber als γηγενής bezeichnet wird, so erkläre ich das, sicherlich doch in schönem Einverständnis mit der

Digitized by Google

Unendlichkeit des Himmelsraumes: 'gigantisch', weil man Giganten für γηγενεῖς ausgab. Die Auslegung als 'plebejisch', wie zuweilen *terrae filii* d. i. *ignotis parentibus nati* (Lact. de falsa relig. I p. 19) gebraucht ward und wie Heyne Obss. ad Apolld. S. 101 will, hätte höchstens im Munde der Io, weil sie von seiten des Argos sich über drückende Behandlung zu beklagen hatte, einen gewissen schicklichen Sinn (bäurisch, grob), auszerdem nicht, und halte ich daher meinen Vorschlag für annehmlicher. Hiemit vergleicht sich nun aufs trefflichste, ohne dasz sich daraus gerade auf mythischen Zusammenhang rathen liesze, nicht nur die indische Bezeichnung der Nacht, *çatâxî*, die hundertäugige (vgl. *αἰόλα Νύξ*, wenn die bunte, Soph. Trach. 94), sondern auch die beiden Epitheta *sahasrâxa*, *sahasradrç* tausendäugig (vgl. oben *μυριωπός*) für den Gott des Himmels Indra. *Centum luminibus cinctum caput Argus habebat: inde suis vicibus capiebant bina quietem, cetera servabant atque in statione manebant.* So Ovid M. 1, 625 ff. D. h., wenn auch einige Gestirne im Westen untergehen (gls. einschlafen), bleiben noch andere am Himmel dem Blick offen und sichtbar. *Centum excubiis unam servat iuvencam* Claudian 21, 313. — Zuletzt wird Argos — denn wenn der Tag wieder anbricht, verschwinden die Nachtlichter am Himmel — durch Hermes den Argostödter, Ἀργειφόντης, umgebracht, *centumque oculos nox occupat una.* | *excipit hos volucrisque suae Saturnia pennis* | *collocat, et gemmis caudam stellantibus implet.* Ov. M. 1, 721 ff.; aber 15, 385: *Iunonis volucrem, quae cauda sidera portat.* Sehr erklärlich und naturgemäsz. Der Pfau gibt durch seinen sternenbesäten Schweif gleichsam ein Bild des gestirnten Himmels (vgl. auch pfauenschwänzige Rosse des Indra KZ. IV 422) und gilt deshalb mit Recht als ein der Himmelskönigin Hera geweihter Vogel (Paus. 2, 17, 6. Preller gr. Myth. I 112). Er ist aber in Indien zu Hause und von da erst nach Europa gekommen. Irre ich mich nicht, so hat Voss in seinen myth. Briefen gezeigt, wie man meinte, über Samos, was inzwischen auch blosz der *Samia Iuno* zu liebe könnte aufgebracht sein. Siehe über die Benennungen des Pfau*) meine Sammlungen in Lassens Ztschr. IV 28 und vgl. ferner meine Zigeuner II 147. 362, wo dargelegt worden, wie man die Benennungen *le coq d'Inde* usw. nicht auf Ostindien, sondern auf das nach des Columbus irriger Vorstellung für 'Indien' gehaltene Land Amerikas, nemlich Westindien und Nordamerika beziehen müsse, wo der Puter wirklich zu Hause ist. Obgleich A. W. v. Schlegel (ind. Bibl. I 343)

*) Man füge hinzu Hemachandra WB. S. 247 und z. B. skr. *tshandrakin*, *tshandrakavat* mit Möndchen (*tschandraka* Mond, allein auch Auge im Schweife des Pfauen) versehen. *Kântapaxin* lieblicher, schöner Vogel. *Nartaka* (Tänzer) wegen seiner oft seltsamen Geberden. *Dârvandá* (Holzeier legend; etwa weil mit härterer Schale?). *Nîlakanṭha*, *Kâlakanṭha* d. i. Blau-, Schwarzkehle. *Sitâpânga* mit weiszen Augenwinkeln. *Vîrandhara* (etwa einen Helden darstellend, eig. haltend? da es auch fighting with wild beasts sein soll?). Von seinem Geschrei *kêkâ* auch *kêkin*, *kêkâbala*. Tibetisch *madscha* Schmidt Gramm. S. 34. Maldivisch *nimeri*, *samara* (Peacock) Journ. Roy. As. Soc. XI 62.

Digitized by Google

den Truthahn auf indischen Bronzen 'meisterlich charakterisiert' (?!) gesehen haben will und über den Mangel eines skr. Namens im Amarakoscha sich selber verwundert: blieb ihm doch der wahre Grund, dasz dies unmöglich sei, verborgen. Durch briefliche Mittheilung weisz ich seit lange vom Prof. Hermann Brockhaus zu Leipzig, dasz sich zu den *tükkim* der Bibel in Indien wirklich die Form *tôgai* findet, dem auch das griech. ταώς nahe kommt. Afghanisch *táooz* Leach S. 10 wol nach dem arab. طاوس, das erst wieder aus dem Griechischen stammen möchte, schon des verrätherischen Schlusz-Zischlautes halber. 'Im Tamulischen kommt das Wort *tôgai* oder wol besser *tôghai* wirklich in der Bedeutung Pfau vor; das gewöhnlichste Wort dafür ist *mayil*, was auch in der tamulischen Bibelübers. Buch d. Kön. gebraucht worden. Classische Belegstellen: 1) in dem ältesten WB. des Tamulischen, das wie der Amarakoscha ein nach den Materien geordnetes Verz. der Synonyma in Versen ist, von Divâgaram (Çendan ́ ṛivâgaram. Madras 1839. 8) steht Cap. III Sûtra 145 (S. 67) das Wort *tôgai* als Synonymon von *mayil*, Pfau. 2) Ebenso in dem gleichmäszig eingerichteten WB. des Cûḍâmaṇi (Cûḍâmaṇi nigaṇḍu. Madras 1839. 8. Cap. III V. 50 S. 74). Auch Rottler in seinem Tamil Dict. (Madras 1834. 4) u. *tôgai*. Danach bedeutet das Wort auch Pfauenfeder.' So weit mein Freund. Ob das Wort aber aus dem skr. *çikhin* (eig. cristatus) entstellt sei, wie Lassen Alterth. I 538 wahrscheinlich findet, wage ich nicht, zumal des fremden Vocales wegen, zu behaupten. — Von ganz besonderem Belange, wegen möglicher Wurzelgemeinschaft mit Ἄργος wäre noch, dasz skr. *arjuna* nicht nur 'weisz' bedeutet (vgl. ἄργυρος Silber, ἀργύφεος, ἀργυφής weiszglänzend, doch wol st. -φαής von φάος, wie σαφής, σαφηνής, dor. σαφανής, wol 'mit Licht' aus σα- älter als ἁ-, ἀ-, luce clarius), sondern auch einen Sohn des Himmelsgottes Indra, ja selbst einen Pfau. Letzterer vielleicht aber nur als 'leuchtend', vgl. Wz. *râj*.

Längst hat man erkannt, wie die Bildung von Ἀργειφόντης, soll das Wort in Wirklichkeit 'Argostödter' bedeuten, sich schwer rechtfertigen lasse. Die Ausrede, der Diphthong ει sei durch das Versbedürfnis des Hexameters an die Stelle von ο gedrungen, verfängt wenig. Dazu hätte schon einfache Verlängerung des ο zu ω ausgereicht. Hermes ist in dieser Verbindung der Tag, welcher dem leuchten der Sterne ein Ende macht. An φαίνω kann wegen ἱεροφάντης usw. oder wegen Namen auf -φων unmöglich gedacht werden, und ein Neutralsubstantiv: 'Glanz' u. dgl. (da Ἄργος die Stadt nicht in Frage kommen kann), was etwa im Dativ stände, wie in ὀρεΐνομος (auf dem Berge weidend) usw., gibt es nicht. Rein grammatisch genommen könnte man aus dem Worte: 'den Argiver' (und das wäre nun etwa durch Vermengung von Argos, sonst Agenors Sohn, mit seinem Namensvetter Argos, der nach Phoroneus zu Argos herschte) oder 'Argiver (Ἀργείους) tödtend' (mit Ausstoszung des ο) herausdeuten. Und letzteres passte für den Apollon als Beiwort in so fern nicht übel, als er bei Homer mit seinen Pfeilen, und zwar νυκτὶ ἐοικώς Il. 1, 47, viele der

Digitized by Google

Griechen niederstreckt. Aus welchem Grunde es auch V. 445 vom Phoebos heiszt: ὅς νῦν Ἀργείοισι πολύστονα κήδε' ἐφῆκεν. Wirklich aber wäre, was Beachtung verdient, nach dem Etym. M. Ἀργειφόντης auch ein Epitheton des Sonnengottes gewesen. Ja hätte man nicht zur Tödtung des Argos den Hermes als dienstbeflissenen Götterboten und, wie Preller gr. Myth. I 246 erklärt, Regengott vorgezogen, um bei unserer Gelegenheit gerade im Interesse des obersten der Götter zu handeln, wer wollte leugnen dasz ganz eigentlich Apollon es ist, welcher die Augen am nächtlichen Himmel auslischt und letztern, so zu sagen, dadurch tödtet. Wenn aber Hermes dies mit der einschläfernden Kraft der Pansflöte bewirkt, so deute ich das so: er ist auch Hirtengott (νόμιος, οἰοπόλος Hymn. Merc. 314), und beim anbrechen des Tages, also auf dem Scheidepunkte des Sternengefunkels, werden die Herden wieder ausgetrieben.

Was nun aber die Io und deren Schicksale anbetrifft, so irrt die Geschichte von ihr zwischen menschlich-göttlichem Wesen und Thier oder, noch wieder anders gefaszt, zwischen Mond oder Mondkuh und einem weiblichen Rinde mit sehr begreiflichem Schwanken hinüber und herüber. Ja es ist klar dasz, wenn Aeschylos in sehr gewagter Weise die Io sogar auf die Bühne brachte, er, um nicht das tragische Pathos zu verderben und statt Mitleid für die Dulderin zu erregen, vielmehr Gelächter über eine sich als Kuh behabende Jungfrau hervorzurufen, in Kostüm und Vortrag nur andeutungsweise und verstolen in der Io konnte zugleich eine junge Färse hervorblicken lassen.

Hält man daran fest, wie (und das kann ja keine Verwunderung erregen) von Io wegen ihrer zwitterhaften Doppelgestalt erzählt wird, bald was der Strenge nach nur auf eins von beiden (Mond oder Kuh) passt, bald jedoch, was nicht blosz vom einen, sondern, wenigstens vergleichsweise, auch vom andern gilt: dann lösen sich alle etwa minder einleuchtenden Widersprüche doch bei einigermaszen sorgfältigem zurechtlegen des erzählten in wolverständlichen Einklang auf. Die Verwandlungsgeschichte als in dem Sinn und in der Ausdrucksform alter Mythen begründet haben wir bereits oben besprochen. Der hörnergestalteten Mondphasen wegen lag es nahe, Mond und (den davon abhängigen) Monat unter dem Bilde eines Thieres aus dem Rindergeschlechte sich vorzustellen, was Creuzer I 290. 507. III 454 f. mit mehrerem belegt. Ob deshalb auch etwa skr. *vatsa* Rind und zugleich (Mond-)Jahr (gr. ἔτος mit Digamma und *vetulus*, was doch sehr verschieden von *vĭtulus*), scheint mir äuszerst fraglich. — Die junge Kuh aber, in welche Io verwandelt worden, war in Uebereinstimmung mit der Farbe des Mondes, welche die Inder gern mit dem Kamphor*)

*) Z. B. bedeutet *glâu* m. beides. Daher etwa γλαυκῶπις bei Empedokles V. 176 Beiwort des Mondes, und Γλαυκώ Mond (Schol. Pind. Ol. 6, 76). 'Blauäugig' bedeutet das Wort eigentlich nicht, sondern *caesius* mit dem Beigeschmack eines furchtbaren leuchtens, wie die Augen von Raubthieren, z. B. Catull 45, 7 *caesius leo*. Vgl. Gellius 2, 26. Daher auch von der Athene, weil sie, meint man, ursprünglich Mond-

Digitized by Google

zusammenstellen, weisz, s. meine etym. Forsch. II 427. Deshalb für Kamphor *chandrasañjña*, d. h. mondnamig, weil er mit dem Monde eine Menge Synonyma theilt. — Die Farbe der Mondkuh ist also weisz: *βοῦς λευκή* Apolld. 1, 2, 3; *nitens iuvenca* Ov. M. 1, 610 und *nivea* 652. Und selbst nach Rückwandlung der Io in menschliche Gestalt 743: *de bove nil superest formae nisi candor in illa.* Vgl. die *candentes armi* von ihr Val. Fl. 4, 380 und *candida luna* Verg. Aen. 7, 8. Im Skr. unter den 32 Namen des Mondes (Hemacandra synon. Lex. S. 17) gegen 72 für Sonne (S. 16) z. B. *himânçu* (kalt-, wo nicht schneestralig) für Mond und Kamphor. Ferner *çvetadhâman* 'weiszstralig' wieder beides. Dann aber für Mond und Fürst Arjuna bald *çvetavâhana* (mit weiszem Wagen) oder *çvetavâjin* 'mit weiszen Rossen versehen' unstreitig wegen des weiszen Mondlichtes gegen *haryaçva* (gelbrossig) Indra KZ. IV 422. Also *λεύκιππος*, was von den Dioskuren als Epitheton gebraucht wird, und im Skr. *çvetaratha* (der Planet Venus), was im Skr. männlich. — Sodann Io als *βούκερως παρθένος* bei Aesch. und *Luna bicornis regina siderum* Hor. c. saec. 35, obschon zur Zeit jedesmal nur éinhornig. Ferner nennt sie Val. Fl. 4, 361 *primae referentem cornua Phoebes* (also geradezu der Schwester vom Phoebus, KZ. V 293 ff.; und zwar im ersten Viertel) *indomitamque bovem.* Die Stelle bei Ovid V. 630 ff. hält sich in der Ausmalung zu sehr an eine Kuh in der Wirklichkeit: *luce sinit pasci; cum sol tellure sub alta est, claudit et indigno circumdat vincula collo.* Also Tags (*luce*) weidet Argos sie, während sie Nachts von ihm eingesperrt und angebunden wird. Bei der Mondkuh müste das umgekehrte stattfinden. Wollte man aber hinter 630 einen Vers ausgefallen annehmen und übersetzen: 'mit Licht läszt er sie sich nähren, so lange die Sonne tief unter der Erde steht; (Tags) schlieszt er sie ein' usw., dann passte das hiezu nicht, dasz sie im nächsten Verse Laub und Gras friszt.

Die maszlosen Wanderungen, welche Io als Nachtgestirn gleich der Sonne in Gestalt des Sonnenheros Herakles (auch ganz ohne Bezug hierauf Apollon *δρομαῖος*? Preller gr. Myth. I 169) durch die Himmelsräume von Osten nach Westen, und, so scheint man es sich gedacht zu haben, in unsichtbarer Weise durch hyperborei-

---

göttin gewesen, und weil die Augen des ihr geweihten Nachtvogels *γλαύξ*, womit er (und darum wol Symbol der Weisheit) selbst in die Finsternis unterscheidend eindringt, auch grosz und von gleicher Farbe sind. Siehe noch über *γλαυκός* und *γλαυκῶπις* J.-B. Gail: le Philologue. T. VIII (1820) S. 284—298: 'Minerve aux yeux brillans et perçans de glavx.' *Dhavala-paxa* 'weisz-beschwingt' heiszt die Gans; aber als 'die weisze Hälfte (Flügel)' auch the fortnight of the moon's increase. *Dhavalâ* oder *dhavalî* f. heiszt eine weisze Kuh, aber *dhavala* m. nicht nur die weisze Farbe, sondern auch Kamphor. Endlich *Dhavalagiri* ist gls. der indische Montblanc. Für Kamphor auch *sphat'ikâdribhida*, d. h. den Krystallberg (Kaikasa) brechend, d. h. an Weisze und Glanz beschämend. *Muktâphala* (Perlenfrucht) für Perlen und Kamphor. Auch *vêraka.* Siehe über *καφοῦρα*, Pehlwi *câpor*, Hindi *kapûra* usw. aus Laurus camphora Sprengel Gesch. d. Bot. I 192. 219.

Digitized by Google

sche Gegenden zurück (*παλιμπλάγκτοισι δρόμοις* Aesch. Prom. 838, vgl. auch *τοὺς ὑπερμήκεις δρόμους* 591, wovon bereits oben) anstellt, um ihren Lauf von neuem im Aufgang zu beginnen, werden dann, wie es etwa für ein wirkliches Thier sich schickte, zu Wanderungen auf der Erde (vgl. die Kentauren, obschon Wolkensöhne, in Thessalien) umgedichtet. Erklärlich in einer ziemlich unbestimmten und mit der wirklichen Geographie oft schwer vereinbaren Freiheit. Siehe darüber den 4n Excurs von Schütz in dessen Ausg. des Aesch. Bd. I 170—178. Ueberdem mit einigen Namensdeutungen, welche vor dem Richterstuhle wahrhafter Etymologie nicht bestehen können. So wird V. 836 ff. die weitere Fahrt hinweg von den Molossern folgendermaszen beschrieben: *ἐντεῦθεν οἰστρήσασα τὴν παρακτίαν | κέλευθον ἦξας πρὸς μέγαν κόλπον Ῥέας, | ἀφ' οὗ παλιμπλάγκτοισι χειμάζει δρόμοις· | χρόνον δὲ τὸν μέλλοντα πόντιος μυχός, | σαφῶς ἐπίστασ', Ἰόνιος κεκλήσεται, | τῆς σῆς πορείας μνῆμα τοῖς πᾶσιν βροτοῖς*. Damit in Einklang Apolld. 2, 1, 3: *Ἥρα δὲ τῇ βοῒ οἶστρον ἐμβάλλει· ἡ δὲ πρῶτον ἧκεν εἰς τὸν ἀπ' ἐκείνης Ἰόνιον κόλπον κληθέντα*. Das adriatische Meer oder ein Theil desselben hiesz das ionische (*Ionium mare*, *Ionius sinus*); wahrscheinlich von dem Wandervolk der Ionier, das, ursprünglich an der Aegialeia angesessen, zuerst jene Gewässer befuhr (vgl. Sickler alte Geogr. S. 417), dichterisch auch *Κρόνιος καὶ Ῥέας κόλπος*, welches Namens Grund ich weniger zu verstehen bekennen musz. Gesetzt aber auch, mit der Benennung des ionischen Meeres verhalte es sich nicht so, wie eben angeführt, so sieht doch die mythische Erklärung jenes Namens von der Io, ich will mich nur zaghaft ausdrücken, einer baren Unmöglichkeit so ähnlich wie ein Ei dem andern. Theils schon um der Kürze im Namen der Ionier willen gegen das lange *ι* in Io; anderntheils aber auch wegen des *ν* dort, das sich weder z. B. durch das patronyme *Βορειόνειος παῖς* Opp. C. 2, 623 noch durch dasjenige *n* in den obliquen Casus entschuldigte, welches, wie mehrere griechische Wörter auf *ώ*, so auch *Io* bei den Römern in Anbequemung an lateinische Formen (*Argus, quem quondam Iôni Iuno custodem addidit* Plaut. Aul. 3, 6, 20) aufnahm. Es ist das eine blosze Spielerei mit Namen ohne innere etymologische Wahrheit, und um nichts besser, als wenn der Chor bei Aeschylos V. 694 in dem Ausrufe: *ἰὼ ἰὼ μοῖρα μοῖρα, πέφρικ' εἰσιδοῦσα πρᾶξιν Ἰοῦς* (auch *ἰώ μοί μοι* Io von sich selbst V. 742) den Namen gleichwie als einen aus der Interjection hervorgegangenen Unglücksnamen uns vorführt. Gerade wie, nach alter Dichter Sitte, auch sogar Sophokles den Aias diesen seinen Namen V. 430 (vgl. Lobecks Anmerkung) von *αἶ αἶ* herleiten läszt, welchen Ausruf man sogar auf den Blumenblättern vom *αἰαστὴς ὑάκινθος* zu lesen vermeinte. Wirklich verwandt halte ich den Namen mit *αἰνός*, einer Participialform wie *δεινός*, und lat. *saevus*, s. KZ. VII 4. — Uebrigens darf man sich nicht wundern, wenn der Name des thrakischen Bosporos auf einen Hindurchgang von seiten der Io zurückgeführt wird (V. 733. Apolld. 2, 1, 3). Die erste Silbe aus dem Gen. Sing. *βοός*, obschon dem Begriffe nach vielleicht doch wie in *Αἰγὸς*

Digitized by Google

ποταμοί mehrheitlich gemeint, mit Kürzung, gleich der in *Οἰδίπος* st. *Οἰδίπους*, so dasz überhaupt blosz eine schmale Meeresfurt dadurch scheint angedeutet zu werden, welche selbst Ochsen zu durchwaten (vgl. engl. *Oxford*) oder zu durchschwimmen im Stande wären. Vgl. noch andere Erzählungen von des Namens Ursprung bei Harless zu Val. Fl. 4, 347.

Die weiten Irrfahrten der Io werden theils durch Raserei motiviert, welche deren Feindin Hera über sie verhängte, theils durch ein dem Rindergeschlecht furchtbares Insect. *Οἶστρος*, lat. *asilus*, Aesch. Prom. 567, nebst der steten Wiederkehr in *οἰστρηλάτῳ δείματι* 580, *οἰστροδινήτου κόρης* 589, *οἰστρόπληξ* 681, *οἰστρήσασα* 836, woraus man ersieht, welch groszes Gewicht vom Dichter gerade auf diesen Ausdruck gelegt worden, ist nun zunächst nicht bildlich, sondern in wahrhaft naturgeschichtlichem Sinne von der Bremse (Oestrus bovis, vgl. Nemnich Catholicon S. 753) zu verstehen, welche dem Rindvieh ihre Eier unter die Haut legt, woraus dann die Engerlinge, frz. *vers bouviers*, deutsch auch *biswurm*, entstehen. Letzterer Name (s. Grimm WB.) von *biesen*, *bisen*. Lith. *zilojimas* das biesen (bissen) der Kühe. Nesselmann WB. S. 546; vgl. Schmidt westerw. Idiot. u. *biese*. Radlof Bildungsgesch. S. 15 will sogar den *bison*, was indes der alte *wisant* (bubalus, Graff I 1078), von *bissen*, *bisseln* herleiten, welches noch jetzt gebraucht wird, wenn das Rindvieh, von Bremsen verfolgt, mit sträubendem Haare und aufgerecktem Schweife wütend umherspringt. Böhmisch *mjti raupy w predeli:* Bremsen am Steisz (d. h. kein Sitzfleisch) haben. S. auch Verg. Ge. 3, 148. Daher nun die *τηλέπλαγκτοι* und *πολύπλαγκτοι πλάναι* Aesch. 576. 585, welche von solch wildem umherschweifen über Land und Meer gebraucht sind, allein auch von der Bewegung des Mondes am Himmel nicht uneben gesagt würden. Vgl. *πλανῆτες ἀστέρες*, *(stellae) quae errantes et quasi vagae nominantur* Cic. Rep. 1, 14; *stellae erraticae*, *errones* Gell. 3, 10, 2 und 14, 1, 11 und *errabunda bovis vestigia* Verg. Ecl. 6, 58. Es kann Schütz eingeräumt werden, dasz, wie Aeschylos die Io zwar als gehörnte Jungfrau (*κεράστις*, *βούκερως παρθένος* 588), nicht aber in wirklicher Kuhgestalt habe auf die Bühne bringen können, so auch bei diesem Tragiker unter *οἶστρος* schicklicherweise nur ein Bild von Geistesverwirrung und fahriger Unruhe zu verstehen sei und nicht die Bremse selbst. Vgl. *oestrum furor Graeco vocabulo* Paulus Festi. Wenn Schütz aber weiter V. 674 *ὀξυστόμῳ μύωπι χρισθεῖσα* (wie *χρίει* — *οἶστρος* 567; *νόσος* — *χρίουσα κέντροισι φοιταλέοισι* 599) in so fern meistert, dasz die Bremse mit einem Stachel im After steche, nicht im Rüssel: so hätte er nicht *μύωψ* (vielleicht die sog. blinde Roszfliege, tabanus, frz. taon, wo nicht die Stechfliege, Conops calcitrans), wie fälschlich übrigens auch andere (s. Schneider u. *οἶστρος*) thaten, mit der Bremse vermengen sollen. Diese, als gleichfalls eine arge Plage für das Vieh und durch Uebertragung für Sporn einmal zur Abwechselung vom Dichter gewählt, sticht wirklich mit dem Saugrüssel und heiszt 'kurzsichtig' (buchst. blin-

Digitized by Google

zelnd mit den Augen) oder 'blind' deshalb, weil sie unverschämt genug ist (daher wol κυνόμυια), auch dann nicht sogleich fortzufliegen, wenn man ihr nahe kommt, gleichsam als würde sie es nicht gewahr.

Zum Schlusse noch ein Wort über den Τηλέγονος. Heyne Obss. ad Apolld. S. 103: 'Telegonum Eur. Schol. Or. 932 etiam memorat: sed Epaphi filium; at Epaphum ex Io et Telegono natum Syncellus p. 126 a viris doctis emendatus et Eusebius Hieronymianus n. 482. Eundem Telegonum Ori [also Ὧρος, aegyptischer Name Paus. 2, 30, 6] filium inter Aegypti reges refert n. 511.' Vgl. auch Πολύγονος und Τηλέγονος als Söhne des Proteus, welche Herakles (als Sonne?) erlegte, KZ. VI 121. Also auch hier Verflechtung mit dem Mythus auf aegyptischem Boden. Nur in ziemlichem Widerspruche mit der Isis als '**altem**' Monde suchte man in ihm einen spätgeborenen. Besser denkt man wol an örtliche Ferne: '**ferngeboren**', etwa unter Hinblick auf obige τηλέπλαγκτοι πλάναι und in ähnlichem Sinne, wie Ἑκάτη doch gewis eig. der **ferne** Mond sein soll, wenn schon von Artemis als Jägerin sich auch der Begriff einer **Ferntrefferin** (sonst auch von Mondstralen geltend) einmengt. — Ἄρτεμις, dor. Ἄρταμις (schwerlich ungriechisch trotz Diod. S. 5, 77 und Ross Italiker u. Graeken S. 85) erkläre ich etym. Forsch. I 221 der 2n Ausg. aus ἀέρα (mit Kürzung des Vocals wie in κέρτομος, wenn aus κέαρ, κῆρ, was indes von Leo Meyer KZ. VI 14 angezweifelt worden) und τέμνειν, ταμεῖν, wie vom Perseus Ov. M. 4, 667 sagt: *et liquidum motis talaribus* ***aëra findit***, vgl. 616 ***aëra carpebat*** *tenerum stridentibus alis*, nach Analogie von *carpere viam*, *iter*, *mare* usw. von dem allmählichen Nacheinander der Fortbewegung. Aehnlich auch νηχόμενος διέτμαγον (durchschnitt ich) λαῖτμα Od. 7, 276 und *dirimebat Nerea delphin* Pers. 1, 94. Nonnos Dionys. 10, 76 erklärt den Namen der Leukothea daher, weil sie λευκοῦ πεδίοιο (des weisz schäumenden Meeresgefildes) διατμήγουσα κονίην (also von λευκός und θεά, oder dachte er gar an θέω laufen?); s. Creuzer IV 27. *Naves ante solent rostro* ***Neptunia prata secantes*** Cic. Arat. 129, freilich wol das schneiden als mähen herbeigeführt durch πόντιον ἄλσος, wie von den Galeerensklaven es heiszt: *faucher le grand pré* (das grüne Meer durchrudern), schon im Gilblas von Lesage I 147 d. Uebers. von Mylius (Berlin 1798). Vgl. meine Zigeuner II 28. Ihrem Namen nach ist Artemis also, weil '**luftdurchschneidend**' (gls. auch von der häufigen Sichelgestalt hergenommen), ursprünglich, wie Φοῖβος '**Lichtwandler**' = Sonne (KZ. V 293 f.), **Mond**-, nicht Jagd-Göttin. Der Grund aber, warum der Mondgöttin auch das Vorsteheramt der **Jagd** beigelegt worden, ist natürlich der, dasz für gewöhnlich das Wild sich dann von seinem Lager zur Aesung aufmacht, wenn der abendliche Mond am Horizont heraufkommt, und ihm zu dieser Zeit, wo es zu Felde geht, leicht aufgelauert wird. Deshalb sagt auch der Schol. zu Theokr. 3, 49 vom Endymion, dem Geliebten der Artemis, nicht uneben, dasz er λαμπούσης τῆς Σελήνης ἐξῄει πρὸς θήρας, ἤγουν ἐθήρευε, **διὰ τὸ τὰ θηρία κατὰ τοῦτον τὸν καιρὸν ἐξιέναι.**

Digitized by Google

Weil Katamenien und Schwangerschaft der Weiber sich nach dem Monde regeln, so erklärt sich leicht, warum Eileithyia, die Geburtsgöttin, nach Hes. Th. 922 Tochter des Zeus und der Hera (als höchsten Musterpaares für die Ehen, daher *Iuno Lucina*), später eins war mit Artemis (Kall. Hymn. Dian. 22). *Εἰλήθυια* Hesych. denkt sich zwar Welcker kret. Col. S. 1 ff. als aus *ἕλη*, Licht, entstanden; allein da das Wort wahrscheinlich ausländisch ist und, wie in Kuhns Beitr. I 291 gezeigt worden, auf hebr. *jalad* (genuit, peperit) und andere semitische Verba von gleicher Geltung zurückgeht, kann es nicht eig. *Lucina* sein, wenn der Name auch mit dem der *Venus genetrix* (als Göttin der Liebe) begrifflich zusammenläuft. *Ἀμνιάς* lautete nach Rufus Ephesius ein Beiname der Eileithyia, augenscheinlich vom Schafhäutchen, *ἀμνίον*, welches die Leibesfrucht umgibt und bei der Geburt zersprengt wird. Allein auch den anscheinend sonderbare *ὅρμος ἐννεάπηχυς* (Halsband von neun Ellen) Hom. Hymn. Ap. 104, den Gerhard gr. Myth. I 117 unerklärt läszt, ist für mich ein Symbol der Nabelschnur, mittels deren der Embryo neun Monate lang aus dem Leibe der Mutter Nahrung und Wachsthum empfängt. Vgl. von der Myrrha Ov. M. 10, 479: *perque novem erravit redeuntis cornua Lunae; vixque uteri portabat onus.* Vgl. aber über die Neunzahl mehr bei Creuzer IV 99. Orientalisch- und Occidentalischer Sprachmeister (Leipzig 1748) S. 186. In Hannover iszt man am grünen Donnerstage die *nêgen stärke*, d. h. Kohl, bestehend aus neunerlei Kräutern. Bei den Bauern in Liefland ist neun auch eine heilige Zahl, weshalb oft zu ihren Heiltränken neunerlei Kräuter gehören. S. v. Strahlenberg: das Nord- und Ostl. Theil von Europa und Asia S. 78. Vgl. meine Comm. Lithuanica II 36. Z. B. russ. *dewesyl'* (d. i. etym. Neunkraft-Kraut), Inula helenium, Alant, lith. wie es scheint zu '*débesylas* Alant, Schwarzwurz, Symphytum officinale' nach Nesselmann verdreht, als stamme es von *débesis* Himmel, statt von *dewyni* neun. Doch z. B. *dewyn-szarwas* Nesselmann S. 140. 530 (eig. 9 Rüstungen habend) die Studentennelke. *Dewyntêwis* (9 Väter habend) Hurkind.

Dasz die Geburt von solch hohen Zwillingsgöttern wie Apollon (Sonne) und Artemis (Mond) eine überaus schwere war, erklärt sich, und namentlich auch, dasz die Wehen der Mutter (gls. die Normalzeit an Monden vorbedeutend, welche der menschlichen Leibesfrucht zu ihrer Reife von nöthen) neun Tage und neun Nächte dauerten. Hera (der Lufthimmel) spielt hier, wie so oft, die eifersüchtige gegen ihren Gemal, der in den obersten Regionen des Alls thront und herscht. Es versprechen aber nun der Göttin der Geburt, wenn sie der Leto in ihren Kindesnöthen beistehen wolle, die übrigen Göttinnen ein kostbares Geschmeide, wie das beschriebene (Preller gr. Myth. I 154). Sie kommt, und auf den Knien die heilige Palme umfassend gebiert Leto den Apollon, den mächtigen Lichtbringer. Vom entgegenstemmen und von der damit verbundenen Anstrengung auch im Lat. *eniti* für 'gebären' und die *di Nixi*, welche gleichfalls knieend dargestellt wurden.

Digitized by Google

Woher nun aber die beiden groszen Lichter des Himmels? so hat sich mehr als éin Volk gefragt. 'Die Erde war wüste und leer, und es war finster auf der Tiefe. — — Und Gott sprach: es werde Licht. Und es ward Licht. — — Da schied Gott das Licht von der Finsternis' usw. Vgl. Herder älteste Urk. d. Menschengeschl. (Werke z. Rel. u. Theol. V 53 f.). Früher wenigstens als das Licht dachte man sich im Weltall allgemeine Finsternis: ehe denn sie, die groszen Himmelslichter, das grauenvolle und einsame Dunkel erleuchteten. Warum sollten aber nicht auch beide, Sonne und Mond, gleichwie das Kind, ehe es das Licht des Tages erblickt (*in lucem editur*), im dunkeln Mutterschosze eingehüllt ruht, als hervorgegangen aus der Nacht (weil *post eam*) und gleichsam als deren Geburten vorgestellt werden? So sagt *luciparens nox* Avienus Phaen. 853, und heiszt also die Nacht 'Lichtes Mutter' in dem Betracht, dasz auf die Nacht der Tag folgt. Wie man sich wende: soll zwischen Finsternis und Licht einmal nach dem Früher die Frage aufgeworfen werden, so wird man nicht anders können als die Verneinung des Lichtes dem Lichte selber, wie bei der Schöpfung das Nichts dem Etwas, der Zeit nach voraufgehen zu lassen. Darum scheint ganz annehmbar die bereits alte Deutung der Leto als Nacht. *Νὺξ δὲ ἡ Λητώ, ληθώ τις οὖσα τῶν εἰς ὕπνον τρεπομένων*, wie Plutarch erklärt; s. auch Plat. Krat. 22 (Creuzer II 578, vgl. Prichard aeg. Myth. S. 131): trotz des *τ*, welches an Stelle von *ϑ* (vgl. lat. *lateo*, ΑΤΕΝΩΔΟΤΟΣ auf einer Münze bei Mionnet III 16 st. *Ἀθηνόδοτος*) erscheint, nicht unglaublich, wenngleich sicher mehr die Nacht gemeint wird, insofern sie in ihrem Schatten alles verbirgt und den Augen entzieht, als weil sie den Schläfern Vergessenheit in die Seele träufelt. Leto oder die Urnacht ist aber noch nicht der Anfang von Zeit und Welt. Weiter zurück geht *Κοῖος*, ihr Vater, selbst Sohn des Uranos und der Gaea, was zu dem biblischen Worte 'im Anfang schuf Gott Himmel und Erde' stimmt, indes mit dem groszen Unterschiede, dasz hier Himmel und Erde schon geschaffenes, und zwar eines einheitlichen Gottes sind, nicht, wie dort, selbstschaffende Götter. Leto heiszt daher *Κοιογένεια* (vgl. *Λητογένεια*), *Κοιηΐς* (vgl. etwa *Ὠκεανηΐς* und *Ὠκεανηϊάς* bei Nonnos als episches Fem. zu *Ὠκεάνειος*, wo nicht gar, der Etymologie nach gerade nicht unmöglich, mit Hinblick auf *Νηΐς*, *Νηϊάς*) und *Κοιαντίς* Orph. H. 34, 2, das, wenn nicht auf falscher Analogie (vgl. z. B. *Φλεγυαντίς* das Gebiet von *Φλεγύα*, neben *Φλεγυηΐς*, des *Φλεγύας* Tochter Koronis) beruhend, allenfalls von einem Adj. auf *-εντ* ausgienge und möglicherweise auf der Vorstellung eines da wo die Sterne sind durchlöcherten (*cavernosum*) Himmels beruhen könnte. Vgl. in der Form z. B. dor. *ἀργᾶς*, *ᾶν* st. *ἀργήεις*, *ῆεν*. Was *Κοῖος* bedeute, darüber siehe Vermutungen KZ. V 299. Ich glaube bei der dort vertheidigten Herleitung aus lat. *cavus* (vgl. *κοῖλος*, lat. *Caelus*), etwa nach Analogie von *sêr-ius* (ernster Art) durch Contraction aus *severus*, griech. *φίλ-ιος* aus *φίλος* usw. beharren zu müssen. *Itaque dicit Andromeda* (nach Varro L. L. V

§ 19) *Nocti* (das wäre nun eben Latona auch): *quae cava caeli signitenentibus conficis bigis.* Vgl. *caverna caeli, aëris* bei Freund. Z. B. *sidera cessare aetheriis adfixa cavernis cuncta videntur* Lucr. 4,391. Vgl. über die Benennung 'Fixsterne' Humboldt Kosmos III 37. 51. Selbst *per caulas aetheris* Lucr. 6, 492, was nicht von Ställen (Behausungen) gemeint ist, sondern gls. von den Höhlungen des Aethers. Vgl. *videntur aëra per vacuum ferri* Verg. Ge. 3, 109. Das Himmelsgewölbe konnte man sich nun entweder als das leere (vgl. *magnum inane, inane profundum, desertum spatium* Lucr. 1, 1096 ff.), in welchem Sinne wenigstens spätere Zeiten *cavus* auch gebrauchten, vorstellen, oder als das hohle (*cavum*), wie z. B. nicht minder *profundum caelum* als unendliche Tiefe. Zur Person umgeschaffen gab das den Titanen *Κοῖος* (*Caelus*), und den rückte man in Gemeinschaft mit der Lichtwandlerin *Φοίβη* noch wieder vor die Leto d. h. Nacht als deren Eltern, und aus diesen Urwesen, gleichwie als Enkel von ihnen giengen dann die beiden grösten Lichtkörper im Himmelsraume, Sonne und Mond, hervor, indem man so in scheinbarer Ausbeuge aus der Schluszfolge, wie das Licht aus seinem geraden Gegentheil, der absoluten Abwesenheit von ihm, entsprungen sei, wieder herauskam eben zum Licht als Phoebe, des Zeus, welcher Name auch den leuchtenden Himmel (skr. *div*, Nom. *dyâus*) anzeigt, zu geschweigen. Demgemäsz könnte gefragt werden, ob die Tochter des hohlen nicht vielmehr als *Λητώ*, dor. *Λατώ*, die weite sei, d. h. auch nur wieder, unter anderem Namen und Geschlecht, der weite Himmelsraum. Das hätte auszerordentlich viel für sich, müsten wir zu dem Behufe nicht erst nach dem lat. *lâta* neben *Lâtona* greifen. Genug, die alten dachten bei der *Λητώ* an eine *Ληθώ*, und daher kein Wunder, wenn sie den Namen der Insel *Δῆλος*, doch nicht etwa gar um bloszen Klanges willen? zu der heiligen Stätte machten, wo das Zwillingslicht zur Welt kam und gleichsam offenbar (*δῆλον*) ward. — Wenn bei Homer *Κρόνος* als Vater der Leto an Stelle des *Κοῖος* tritt, so hätte dieser alte Urgott schon vermöge seines so zu sagen vorweltlichen Charakters ein gegründetes Anrecht auf solche Ehre. Doppelt, wenn in ihm wirklich der Begriff der ungeschaffenen Zeit liegen sollte. Denn Sonne und Mond sind ihrerseits Regeler der Zeit und ihrer Wechselerscheinungen, durch welche letztere jene überhaupt erst sich bemerklich macht.

Man hat, um zuletzt dies nicht mit Stillschweigen zu übergehen, *Κοῖος* aus *καίω* ableiten wollen. Für den Sinn nicht unpassend, weil er dadurch so zu sagen zum Anzünder (*incensor*) des Weltlichtes würde. Allein von *καίω*, Fut. *καύσω*, so dasz das *υ* aller Vermutung nach wurzelhaft ist, geht, so wenig als von *παύω*, ein Derivat mit *ο* aus, wie z. B. *πυρκόος* (das Opferfeuer beschauend) ganz anderer Art ist als *πυρκαεύς*. Siehe auch oben *Ἀγκαῖος*. In dieser Rücksicht liesze sich *Κοῖος* als 'schauender' (*κοέω*, lat. *caveo* sich vorsichtig umschauen) besser hören, obschon ich gegen beiderlei Erklärung einzuwenden hätte, dasz mir Derivata unmittelbar aus dem Verbum mit-

Digitized by Google

tels -ιος (wie z. B. *gen-ius*) im Sinne von Nomina agentia nicht allzu wahrscheinlich vorkommen; zumal auszer der Composition, wobei nicht einmal νήπιος als Verbalableitung (eher von ἔπος?) vollkommen zweifelsfrei wäre. — Bei Gerhard gr. Myth. I 82: *Coeus Poli* (also des Himmels) *filius*. Hygin. Fab. 141. Aus dem Etym. M. aber: Κοῖος τὴν ποιότητα (eine mit Recht von Ahrens dial. Aeol. S. 41 Anm. 4 vgl. KZ. V 300 als albern verworfene Falschdeutung), Κρεῖος δὲ τὴν κρίσιν (abgesehen von der abstrusen Metaphysik in der Deutung ganz unmöglich, indem ει nimmermehr aus κρίνω entstände; wahrsch. Bock, aries, wie ich in KZ. VII 251 darzuthun suche), Ὑπερίων κουφότητα (also vermutlich Aether, Luft, als das leichtere oben schwimmend gedacht), Ἰαπετὸς (als Erde?) βαρύτητα.

II. Lynkeus als Gegenstück zu Argos.

Zu Argos, dem vieläugigen, gibt Lynkeus, der scharfäugige, ein wundersames Gegenstück; und wenn jener ganz unverkennbar der gestirnte Nachthimmel ist, welcher naturwahrheitliche Gedanke kann dann etwa unter seinem Gegenbilde verborgen liegen? Diese Frage soll uns im folgenden um so mehr beschäftigen, als auch hierbei wieder sich allerhand Aegyptiaca einmischen. Es werden der Persönlichkeiten mit Namen Λυγκεύς mehrere unterschieden, die aber, von den historischen abgesehen, doch zum Theil in ihrem Grundwesen wieder zusammenfallen mögen.

1. Vor allen des Aphareus wegen seiner luchsäugigen Scharfsichtigkeit gepriesener Sohn, auf den sich auch wol beziehen soll, was Aelian V. H. 11, 13 ohne Nennung eines Namens von jemandem erzählt, wie er von Lilybaeon nach Karthago hinüberzusehen im Stande gewesen. Sonst war *Lyncus* nicht blosz *Scythiae*, sondern anderen zufolge (Gierig zu Ov. M. 5, 650), was zu der Aelianischen Erzählung passte, *Siciliae rex*. Dieser Lyncus aber, welcher dem Pfleger des Ackerbaus Triptolemus nachstellt und deshalb in ein Waldthier, den Luchs, verwandelt wird, bezeichnet den Kampf zwischen Gesittung und Bildung im Gefolge ackerbaulicher Angesessenheit mit der Rohheit von Wandervölkern wie die Skythen, und den Sieg der ersteren. Dieser Lynkeus und sein Bruder Ἴδας (mit langem ι Theokr. 22, 140, wie die Götterwarte Ἴδη; also wol kaum 'Schauer' von ἰδεῖν), υἶ' Ἀφαρῆος, heiszen, wie die Διόσκουροι ihre Gegner (beide Brüderpaare bei Ap. Rh. 1, 146 ff. hinter einander erwähnt), gleichfalls, trotzdem in mehrheitlicher Zahl (s. weiter unten Πῖσος), und zwar mit einem sonderbaren Einschub, Ἀφαρητίδαι, bei Ap. Rh. 1, 151 Ἀφαρητιάδαι, während der Vatername Ἀφαρεύς (die beiden α kurz Theokr. 22, 139. 207) vielmehr im Patronymicum Befolgung der Analogie von Ἀτρείδης, Πηλείδης erwarten liesze. Dem musz also

Digitized by Google

eine am Ende etwas umgebogene Form (vgl. auch *Ἀρητιάδης* Sohn des Ares, d. i. Kyknos, Hes. Sc. 37) zum Grunde liegen. Vgl. 'Apharei s. Apharetis filii' Heyne Obss. S. 275, während Lempriere Bibl. class., ich weisz nicht auf welches Zeugnis hin, Apharetos Liebhaber und Entführer von Marpessa (sonst, vermutlich weil *Μάρπησσος* eine Stadt in Troas und Ida der Berg daselbst, Gemalin des Idas!), des Oenomaos Tochter, sein läszt. Apollonios Rh. 1, 155 berichtet von der Fähigkeit des Lynkeus: *ῥηϊδίως καὶ νέρθε κατὰ χθονὸς αὐγάζεσθαι.* Heiszt doch Hades nichts anderes als 'unsichtbar' und entbehrt der finstere Orcus alles Lichtes, wenn nicht etwa aus der Oberwelt ein Stral in ihn hineinfällt. Ferner bei Paus. 4, 2, 7: *Ἀφαρεῖ δὲ τῶν παίδων πρεσβύτερος μὲν Ἴδας, νεώτερος δὲ ἦν Λυγκεύς, ὃν ἔφη Πίνδαρος* [N. 10, 112 ff.] (*ὅτῳ πιστὰ*) *οὕτως ὀξὺ ὁρᾶν, ὡς καὶ διὰ στελέχους θεᾶσθαι δρυῶνος* (*δρυός*? *δρυὸς ἐν στελέχει* Pind. a. O. 115). Er konnte also, wie wir sagen könnten, durch ein Brett sehen, oder wie der Scholiast zu Pindar angibt: sein Blick war so scharf 'dasz er durch Stein und Erde sehen konnte was geschah'. Was ist nun scharfäugiger als die helle Sonne am lichten Tage, wenn ihre Stralen überall hin, und erwärmend selbst unter die Erde hinab in den Boden dringen? Dies scheint mir die freilich, wie alle Lösungen von Räthseln, ziemlich nüchterne Zurückführung eines Wunders auf zwar prosaische, allein nichtsdestoweniger staunenswerthe Wirklichkeit. Sollte bei Paus. in der Ausgabe von Facius *δρυών* (übrigens ein in den WB. fehlendes Wort) in der That als Eichicht (quercetum) beibehalten werden müssen, so wäre das, weniger wundersam, die Sonne, welche sich selbst durch Laubdickicht hie und dort hindurch stielt. Möglich aber, man habe bei der *δρῦς* (und in einer hohlen Eiche, *ὑπὸ δρυΐ* Apolld. 3, 11, 2; vgl. Heyne Obss. S. 290 f., d. h. wol: gleich Sternen, die am Himmel hinter einem Walde verschwinden, verbergen sich die Dioskuren, als sie den Apharetiaden auflauern: s. Preller gr. Myth. II 67) die dodonaeische Zeus-Eiche im besondern gemeint, weil ja von den beiden Dioskuren abwechselnd der eine in der Unterwelt (also in der Finsternis), der andere bei Zeus (im Lichte) zubringen soll. — Richtig hat man erkannt, dasz Apharetiaden und Dioskuren trotz ihrer Kämpfe mit einander doch in vielem übereinkommen, ja dieselben mythischen Gestalten mit wesentlich gleichem Gedankeninhalt sein mögen. Nicht unwahrscheinlich: der Streit beruhe weniger auf einem Unterschied ihrer selbst (etwa wie gegen den Argos in Argolis gehalten) als auf landschaftlichen Färbungen in Folge von Eifersüchteleien zwischen Messeniern (Aphareus war Messenier) und Lakoniern, ihren Unterdrückern. In Lakonien, allein auch in Messenien, wurden die Tyndariden hoch verehrt.

Pausanias 4, 2, 2 nennt *Περιήρην* (den 'rings herumgefügten' Horizont?) *τὸν Αἰόλου* (Sohn des Windgottes, weil die Richtung der Winde auch gewissermaszen eine Bestimmung der Weltgegend am Himmel einschlieszt), — dies wieder, indem man den Himmel auf die Erde herabzieht — König in Messene. *παρὰ τοῦτον ἀφίκετο — Μελανεύς,*

Digitized by Google

τοξεύειν ἀνὴρ ἀγαθὸς καὶ διὰ τοῦτο Ἀπόλλωνος εἶναι νομιζόμενος. Ich denke, das ist die schwarze Gewitterwolke, aus welcher allerdings Feuergeschosse herausfahren, fast noch gewaltiger als die Apollons. Vgl. Apolld. 3, 10, 4, wo Apollon, freilich über Zeus ergrimmt, weil er den Asklepios niedergeschmettert hatte, seinerseits die Kyklopen umbringt, welche dem Zeus die Blitze schmieden. Das heiszt denn doch wol, physisch die Sache erklärt: selbst die Blitze des Zeus müssen zuweilen vor der Macht des Sonnengottes weichen. Nach seiner Gemalin aber hätte Melaneus das von ihm bewohnte Karnasion damals *Οἰχαλία* genannt; andere dagegen wollten wissen: *ὡς τὸ Εὐρύτιον (χωρίον δὲ ἔρημον ἐφ' ἡμῶν ἐστι τὸ Εὐρύτιον) πόλις τὸ ἀρχαῖον ἦν καὶ ἐκαλεῖτο Οἰχαλία.* War das ein Ort, der sich durch schöne Gewässer (vgl. *εὔρυτος*) oder durch schnell anschwellende Gieszbäche zur Regenzeit bemerklich machte? Hier haben wir es zu thun mit Oechalia in Messenien, an der Grenze Arkadiens bei Andania, nach Strabo 8, 350 Andania selbst. Il. 2, 596: *Οἰχαλίηθεν ἰόντα παρ' Εὐρύτου Οἰχαλιῆος.* Aber auch eine zweite Stadt des Namens in Thessalien, welche Il. 2, 730 gleichfalls mit Eurytos in Beziehung gebracht wird. Ja noch eine dritte auf Euboea, bei Eretria, mit welcher abermals dasselbe geschieht. Vgl. *Εὐρυτεαί* Paus. 7, 18, 1 = *ἡ Εὐρυτεία πόλις* Soph. Fr. 260 für Oechalia. Der Streit (s. Paus. 4, 2), welche Stadt des Namens Oechalia für die des Eurytos zu halten sei, ist ein ziemlich leerer und von wenig Bedeutung für den Kern, dasz nemlich an den Namen *Εὔρυτος* (Schönströmer) sich die Vorstellung eines Wesens knüpfte, mit dem als Regen der Sonnengott Herakles fast beständig in einem (äuszerst begreiflichen) Streit liegt. S. meine Auseinandersetzung in KZ. VII 95 f. *Περιήρει δὲ ἐγεγόνεσαν ἐκ Γοργοφόνης* (Umbringerin der grausigen Gorgo oder Schreckenswolke) *τῆς Περσέως* (Sonnenheld) *Ἀφαρεὺς καὶ Λεύκιππος.* (Auch *Πῖσος*, Sohn des Perieres, Paus. 5, 17, 9. 6, 22, 2; ich weisz nicht, ob wegen Pisa in Elis, oder zugleich wegen *τὸ πῖσος*, feuchter Ort, Aue, Wiese, und *πείσεα* nasse Gegenden?) *καὶ ὡς ἀπέθανε Περιήρης, ἔσχον οὗτοι τὴν Μεσσηνίων ἀρχήν. κυριώτερος δὲ ἔτι Ἀφαρεὺς ἦν. οὗτος βασιλεύσας πόλιν ᾤκισεν Ἀρήνην* (in Messenien; aber nach Il. 2, 591. 11, 723 Stadt in Elis; vorn α lang) *ἀπὸ τῆς Οἰβάλου θυγατρός, αὐτοῦ δὲ γυναικὸς τῆς αὐτῆς καὶ ἀδελφῆς ὁμομητρίας· καὶ γὰρ Οἰβάλῳ συνῴκησε Γοργοφόνη.* Oebalia war ein alter Dichtername, welchen man Lakonien gab von dem Könige *Οἴβαλος*, des Tyndareos Vater, so dasz auch auf diesem Wege wieder eine Verbindung von Apharetiaden und Dioskuren hervortritt. Ja diese wird noch enger dadurch gezogen, dasz nicht blosz nach Pausanias 3, 1, 3 *Κυνόρτα δὲ* (wol als Hundehetzer, weil die lakonischen Hunde berühmt waren) *ἐγένετο Οἴβαλος**), sondern zufolge Apolld. 3, 10, 4: *εἰσὶ δὲ οἱ λέγοντες Ἀφαρέα μὲν καὶ Λεύκιππον ἐκ Περιήρους γενέσθαι τοῦ Αἰόλου, Κυνόρτου δὲ*

*) Dem äuszern Anscheine nach: Schafwerfer. Etwa vom treffen wilder Schafe, vgl. *λαγωβόλον*? Oder zahme Schafe mit dem Hirtenstabe, lat. *pedum*, an den Füszen fangend und niederwerfend, mithin Schäfer?

Digitized by Google

Περιήρην, τοῦ δὲ Οἴβαλον, Οἰβάλου δὲ καὶ Νηΐδος νύμφης Βατείας (sonst Tochter des Teukros; etwa von *βάτος*, wie *Βατίεια* oder *Βατία* Hügel bei Troja, wol rubeta, senticetum) *Τυνδάρεων, Ἱπποκόωντα, Ἰκαρίωνα*, ist Oebalos auch Sohn des Perieres gleich dem Aphareus, weshalb Lynkeus ganz Recht hat die Tyndariden mit den Apharetiaden verwandt zu nennen, s. Theokr. 22,170, vgl. Harless zu V. 164. Bei Apolld. 1,9,5 steht an Stelle des *Ἰκαρίων* vielmehr der Name *Ἰκάριος*. Darunter könnte aber eine Art *Vertumnus* oder Jahreswechsel verborgen liegen, sei es nun als Vater der Penelope, welche stets ihre Tags gefertigten Gewebe Nachts wieder aufzupft, gleichwie das Jahr mit dem Pflanzenwuchse thut, den es im Frühling hervorgelockt hatte; oder der Erigone, welche im höhern Sommer, wo das Laub verwelkt, nachdem sie vergeblich ihren Vater gesucht, an einem Baume sich erhenkt, d. h., weil sie den Frühling (*vere, ἦρι, nata*) vorstellt (KZ. VI 139), dann zu Grunde geht. S. Freund u. d. W. und *Herigon* = Virgo Graff IV 1016.

Was bedeutet aber *Περιήρης*, der mit seiner Gattin *Γοργοφόνη*, wodurch auch wieder in die Sage vom Sonnenhelden Perseus eingegriffen wird, eine so zahlreiche und gewichtige Nachkommenschaft hat? Analog gebildet finde ich auszer *Εὐήρης*, wie mehrere, ich weisz jedoch nicht warum (als Appellativ: wol angefügt, bequem, von Rudern; überh. geschickt, bereit, wol zu brauchen; vgl. über den so geheiszenen Sohn des Teiresias KZ. VI 114) heiszen, den Namen *Ἀμφήρης*, Sohn des Poseidon und der Kleito, Herscher in Atlantis bei Plat. Kritias 114[b]. *Κλειτώ* (d. i. *incluta*) ist Tochter des Euenos (doch wol des Fluszgottes in Aetolien) und der *Λευκίππη* Platon a. O. 113[b], worunter wahrscheinlich (doch vgl. auch die Leukippiden später) nichts anderes gemeint ist als die (wahrsch. nach den weiszen Schaumwellen so geheiszene) Tochter des Okeanos (Hom. H. Cer. 418. Paus. 4,30,4) mit gleichem Namen. Unsere Kleito aber ist nicht blosz Mutter obiges Herschers in Atlantis, sondern auch des Atlas zufolge Schol. Plat. p. 426. Wahrscheinlich wie *Κλείτη* eine der Danaiden Apolld. 2, 1, 5 und *Κλεῖτος* Sohn des Aegyptos ebd., welche gleichfalls mit Wasser zu thun haben. *Ἀμφήρης* vom Schiffe, *ναῦς*, heiszt 'auf beiden Seiten gerudert', wie *διήρης, τριήρης, ἑξήρης, τριακοντήρης* dreiszigruderig, *ἐνήρης* mit Rudern versehen usw., allein auch von *ἄρω* 'von beiden Seiten gefugt', *στόμα* Mund mit zwei Zahnreihen, *σκηναί* ringsum wol befestigte Wohnungen, Eur. Etwa mit Bezug auf die *Ἀτλαντίς* als Insel, im Sinne gleich mit *ἀμφιρρύτη*? — Aehnlicher Bildung gibt es nicht wenige Adjectiva, mit passivem Sinne, als: *συνήρης, συνημμένος, συνηρμοσμένος* verbunden; auch *σύσκιος* schattig, wegen Ineinanderfügung der Blätter. *ἀντήρης* entgegen rudernd; entgegen kämpfend; gegenüberliegend (*χώρα*). *ἀντηρίς* Gegenstütze, Strebepfeiler. *κατήρης* ausgerüstet, fertig. *ἐπήρης* zubereitet, versehen mit, wie *πτερύγεσσι νῶτα*, womit analog *πεδηρής* zweifelhaft st. *ποδήρης* (an den Fusz gefügt, talaris). *χαλκήρης* (*χαλκοάρης*) mit Erz gefügt. *θυμήρης* dem Herzen wolgefällig. *λυσσήρης* wütig, toll, während

Digitized by Google

φρενήρης seines Verstandes mächtig (vgl. den Eigennamen Φρασιηρίδης KZ. VI 98), nach anderen das Gegentheil. Vgl. πάραρος, παρήορος verrückt. ἀνήρης ungeschickt; ἀνάρμοστος unverheiratet; oder (aus ἀνήρ) st. ἀνδρώδης, wie es bei Aesch. (das letzte entschieden falsch) erklärt wird. Vgl. noch mit Bezug auf Ὅμηρος Düntzer in Höfers Ztschr. IV 267.

Diesem gemäsz musz nun auch für Περιήρης nach einer Erklärung gesucht werden, soll anders der Name mehr sein als 'tönend Erz und eine klingende Schelle'. Vgl. über ihn Heyne Obss. S. 58. 275. 282. 311. Ἐναρέτη (tugendhaft; oder Ἐναρέα), Tochter des Δηΐμαχος (blosz: Feinde bekämpfend, oder: mittelst δήϊον πῦρ, worunter etwa Blitze zu verstehen, kämpfend?), war auszer vom Perieres zufolge Apolld. 1, 7, 3 desgleichen Mutter 1) des Σαλμωνεύς, seiner freveln- den Nachahmung *) des Donners und Blitzes (Wetterleuchten?) wegen in den Tartaros geschleudert, 2) des stürmischen Ἀθάμας, 3) von Σίσυφος, Vater des Meergottes Glaukos, 4) von Δηϊών (vgl. Δηΐμαχος oben), 5) von Μάγνης (als Unterabtheilung von Thessalien), 6) von Κρηθεύς, Gründer von Iolkos in Thessalia Magnesia (also 7), und auszerdem von 5 Töchtern: Κανάκη (Windesrauschen), Ἀλκυόνη (Windstille), Πεισιδίκη, Mutter des Ἄντιφος καὶ Ἄκτωρ, welche unstreitig als Gemalin des Thessaler-Fürsten Μυρμιδών in diese Reihe kommt und, aus dem Namen zu schlieszen, der *confidens iure* zu bedeuten scheint, entweder auf das Recht des Achilleus dem Agamemnon gegenüber anspielen mag, oder wahrscheinlicher auf das gute Recht der Griechen im trojanischen Kriege gegen ihre Feinde. Ἄντιφος (wol: dagegen, gegen die Trojaner, leuchtend, oder zu ἀντίφημι: ihnen widersprechend, wie umgekehrt ein Sohn des Priamos Il. 4,489) und Ἄκτωρ Führer (vgl. lat. *actor* von jedoch anderer Wendung des Sinnes). Eine zweite des Namens Πεισιδίκη als Tochter des Nestor Apolld. 1,9,9, wol weil dieser ein Günstling der Πειθώ (*Suada*), und hier: vom Rechte überzeugend? Eine dritte Mutter des Boros Schol. Plat., wie ein Βῶρος Sohn eines zweiten Περιήρης Il. 16, 177. Eine vierte Tochter der Enarete mit dem Aeolos, Καλύκη vielleicht als 'Blumenkelch' vergleichbar mit der ἀνεμώνη, welche davon den Namen haben soll, dasz sie leicht der Wind (also Aeolos?) entblättert. Zuletzt Περιμήδη, mit welcher Acheloos (hier der thessalische?) den Hippodamas (Rossebändiger, wol wegen der Rosseberühmtheit Thessaliens, z. B. Soph. El. 693) und einen Orestes (*montanus?*) zeugte. — Ueberblicke ich nun diese Nachkommenschaft des Perieres, worin ein groszer Theil augenscheinlich auf Naturerscheinungen, und zwar zumeist am Himmel, zurückgeht, sowie anderseits die sprachliche Ver-

---

*) *Remulus . . fulmineo periit, imitator fulminis, ictu* Ov. M. 14, 618. Salmoneus herschte erst in Thessalien, dem Lande z. B. der wolkenartigen Kentauren und wenigstens des einen Aeolos (so hiesz sein Vater), später (d. h. also wol der Stadt Σαλμώνη in Elis Pisatis zu Liebe) in Elis. Oder von πόντου σάλος brausen (und phosphorescieren?) des Meeres.

Digitized by Google

wandtschaft des Namens: dann scheint mir der Umkreis des Himmels sowie auch etwa davon abhängend der Umschwung der Jahreszeiten sich am besten zur Erklärung desselben zu eignen. Warum freilich auch z. B. der Wagenlenker des Menoekeus in Theben *Περιήρης* hiesz (Apolld. 2, 4, 11) — etwa: in seinem Geschäfte wol erfahren, geschickt? — wüste ich nicht zu erklären. — Vgl. übrigens auch *Πειρίθοος*, der vom umlaufen der *Δία* (*caelestis*) durch Zeus (*caelum*) als Rosz seinen Namen haben soll, KZ. VII 92. Seltsam genug aber, dasz zufolge Phokylides Fr. 3 V. 4 Bergk, wo die verschiedenen Frauenarten auf viererlei Thiere zurückgeführt werden, die *εὔφορος ἠδε, ταχεῖα, περίδρομος, εἶδος ἀρίστη* vom wolgemähnten Rosse abstammen soll.

Wir kommen zu des Lynkeus Söhnen *Ἀφαρεύς* und *Λεύκιππος*. Nimmt man das abwechselnd zwischen den Dioskuren (d. h. buchstäblich: Zeus- oder Himmelssöhnen) Polydeukes und Kastor erfolgende zubringen in Unter- oder Oberwelt (Pind. N. 10, 55) wol mit Recht für den Wechsel von Nacht und Tag, so soll das ihnen analoge Brüderpaar der Apharetiaden, ja selbst der Kampf zwischen beiden Brüderpaaren vermutlich eben so im allgemeinen den stets sich erneuenden zwischen Licht und Finsternis bedeuten. Auch mag es nicht ohne Sinn sein, wenn man den Idas zum älteren (wie die Urnacht es war) und stärkeren, den scharfsichtigen Lynkeus aber, der auch wol den listigeren vorstellen soll, zum jüngeren machte. Ein ähnlicher Gegensatz zwischen Gewalt oder Kraft und kluger List, etwa von den beiden Hauptbelden der homerischen Gedichte Achilleus und Odysseus abgesehen, zeigt sich auch z. B. im Autolykos (Wolf) gegenüber dem Sisyphos, welchem jener (die Gewalt) erliegt (KZ. VI 135). Uebrigens heiszt wieder ein Sohn des Sisyphos *Θέρσανδρος* (den Mut eines Mannes habend, oder verbal: Männer ermutigend?) Paus. 2, 43. Diesem zufolge erblicke ich nun im *Ἀφαρεύς* etwa einen Anzünder*) des Tageslichtes (*prima lux*, die erste Helle des Tages) und Lichtbringer, gleich dem Lucifer, während sein Bruder, der 'weiszrossige' *Λεύκιππος* für mich die Nacht ist, gls. mit ihren weiszen Rossen, d. i. Sternen (vgl. Schillers 'weisze Schafe' und das Opfer weiszer Lämmer in Sturmesnoth Hom. Hymn. 33, 6). Etymologisch gewinne ich aber jenen Gedanken aus *Ἀφαρεύς* (beide *α* kurz) mittelst *ἅπτω*, *ἁφή* unter Verwandlung des Asper in Folge des aspirierten Labials. Vgl. *καθαρός*, *ἱλαρός*, *λιπαρός*, *ῥυπαρός* u. a. Selbst den Kaletoriden Aphareus Il. 13, 479. 542 möchte ich bildlich als 'Anfacher des Kampfes' (vgl. *incensor turbarum* Ammian 31, 9 oder *incitator et fax omnium* Prudent. *περὶ στεφ.* 10, 67) deuten, insofern des Klytios Sohn *Καλήτωρ* vom Aias niedergeschmettert wird *πῦρ ἐς νῆα φέρων* Il. 15, 419, und wenn dies auch mit dem Namen *Ἀφαρεύς*

*) Oder umgekehrt die *λύχνων ἁφαί*, *prima face*, und dann also auch *Λεύκιππος* vielmehr der Tag, *λευκόπωλος ἡμέρα*? Vgl. Preller gr. Myth. II 68 und oben *Ἀγκαῖος* von *ἀνακαίω*.

Digitized by Google

keinen inneren Zusammenhang haben mag, doch an sich 'Rufer', *βοὴν ἀγαθός*, heiszt. Vgl. den Herold *Ἠπυτίδης* mit *βριήπυος*.

Schärfer gezeichnet und noch bedeutsamer ist der Name des *Λεύκιππος*. *Λεύκιπποι* sind die Dioskuren selbst, weil sie gemäsz dem Glanze des Doppelgestirns, welches sie vertreten, *fratres Helenae, lucida sidera* Hor. carm. 1, 3, 2, auf weiszen Rossen daher traben (*fratres ambo conspicui, nive candidioribus ambo vectabantur equis* Ov. M. 8, 372). Vgl. im Gegentheil die schwarzen Rosse des Pluton als unterirdischen Gottes Ov. M. 5, 360, wozu in der Gierigschen Ausgabe: 'Proserpinam tamen, quamquam Plutonis curru utitur, *λεύκιππον* vocat Pindarus', was aber in der Doppelnatur der Proserpina ihren Grund hat, indem sie ja nur zuweilen unter der Erde weilt. Natürlich eben so mit Grund, als wenn auf etruskischen Spiegeln zu ihren Bildern auszer dem Schwane (wol der Weisze wegen Symbol des Lichtes, und auf ihren Ursprung gls. aus einem Weltei, skr. *brahmân'd'a*, worüber Kellgren, vgl. Gerhard Myth. I 94. Creuzer II 20. 71, hindeutend) und dem Sterne (was sie waren) bisweilen die Hindin (von welcher Farbe? etwa aus Licht und Dunkel gemischter, *φαιός*?) hinzutritt, das gewöhnliche Symbol des lichten Himmels (die Hindin der Morgenröthe), vgl. Preller gr. Myth. II 73. Etwa wegen des *Τήλεφος* (fernhin leuchtend), Sohn des Herakles (als Sonne) und der Auge (Glanz), Vater des Eurypylos (des weitpfortigen Himmels), den eine alberne Etymologie 'gesäugt (*θήλη*) von einer Hirschkuh (*ἔλαφος*)' sein läszt. Auch ein *Παμφάης* (allleuchtend) war es, welcher die Dioskuren gastlich aufgenommen hatte (Pind. N. 10, 49). Das wichtigste von allem sind aber in unserem Mythus die *Λευκιππίδες*, des Leukippos Töchter, um deren ehelichen Besitz zwischen Apharetiaden und Tyndariden ein heftiger Kampf entbrennt, worin zwar letztere obsiegen, allein nicht ohne dasz der eine von ihnen, welcher sterblich war, fällt. Darauf dann jenes bewunderte Beispiel brüderlicher Hingabe des unsterblichen Polydeukes an seinen im Kampfe gebliebenen Bruder, den Kastor, indem er, nach des Zeus ihm gelassener Wahl, umschicht mit jenem die unterirdische Behausung mit 'den himmlischen goldumstralten Häusern' zu vertauschen dem ihm sonst gebührenden Lose vorzieht, stets mit den Göttern im Olympos zu weilen. Ewig (gls. unsterblich) ist zwar das Licht; allein es musz mit seinem sterblichen Bruder (dem Dunkel) sich doch in die Zeiten theilen. *Τὸν γὰρ Ἴδας ἀμφὶ βουσίν πως χολωθεὶς ἔτρωσεν χαλκέας λόγχας ἀκμᾷ*, also um Rinder willen, d. h. wol Sterne, in so fern sie untergehen (gls. gestohlen werden). Vgl. Paus. 4, 3, 1: *ἐπεὶ δὲ τοῖς Ἀφαρέως παισὶ πρὸς τοὺς Διοσκούρους ἐγένετο ἀνεψιοὺς ὄντας μάχη περὶ τῶν βοῶν* usw., und ganz ähnlich bei Hesiod vom Elektryon (stralend, aus *ἠλέκτωρ*; kaum *ἀλεκτρυών* Hahn, schon weil des letzteren Vordersilbe kurz), den Amphitryon tödtete *ἶφι δαμάσσας χωσάμενος περὶ βουσί*. Preller gr. Myth. II 120. Die Aphareliaden wollten sich eine gemeinschaftlich erbeutete Herde allein zueignen: d. h. vom Tage werden alle Sterne wie hinabgeschlungen; daher Herakles

Digitized by Google

(Sonne) als *βουφάγος*, s. Preller gr. Myth. II 67. — Zufolge Theokrit 22 hatte Leukippos seine Töchter dem Lynkeus und Idas zur Ehe versprochen, und da, als nach deren Raube die Tyndariden jenen in den Weg kamen, entspann sich, trotz des Lynkeus vorausgegangenem Versuche die Sache gütlich beizulegen, am Grabe des Aphareus (heiszt das etwa: in der Dämmerung?) der Kampf, welcher blutig genug für beide Theile ablief. Zunächst ward zwischen Lynkeus (Luchs) und Kastor (d. h. *candens*, *) leuchtend) gefochten, und so hieb Kastor jenem, als Lynkeus nach seinem linken Knie (wahrscheinlich, um ihm durch zerhauen der Sehnen die Möglichkeit des gehens zu nehmen; sonst ein schimpflicher Sauhieb!) zielte, mit gewaltigem Streiche die rechte Hand ab und tödtete ihn dann vollends. Beim Schol. Il. 3, 242 soll Kastor vom *Ἄφιδνος*, d. h. dem Eponymos von dem attischen Demos *Ἄφιδνα* und Freunde des Theseus, am rechten Schenkel verwundet, nach Hygin P. A. 2, 22 sogar in diesem Kampfe gefallen sein (Preller gr. Myth. II 77). Der Zug von Verletzung je éiner Seite am Körper der kämpfenden kann seiner Wiederkehr halber kaum rein zufällig sein. Ich wähne, es soll damit angedeutet werden, wie vom *νυχθήμερον* oder *ἡμερονύκτιον* die éine, und zwar die rechte Hälfte von der zugehörigen anderen verletzt wird, d. h. die Lichtmächte nicht stark und ambidexter genug sind, um nicht zur Hälfte ihrem Gegentheil, dem Dunkel, den Platz räumen zu müssen. Dasz aber der Kampf im übrigen so ziemlich in menschlicher Weise verläuft, kann nicht Wunder nehmen, obgleich er noch etwas anderes und höheres zu bedeuten hat. Polydeukes bleibt nach des Theokrit Erzählung ganz auszer dem Spiele. Idas aber, welcher bis dahin dem Zweikampfe auch nur ruhig zugesehen hatte, reiszt nun, als es für seinen Bruder schlimm geworden, vom Grabmale ihres Vaters eine Stele [etwa als Lichtstral gedacht, gleich den Obelisken zu Heliopolis], seines Bruders Schicksal an Kastor damit zu rächen, fällt aber vom Blitze des Zeus erschlagen. Obsiegen in solcherlei Kampf müssen natürlich die mächtigeren und göttlich verehrten Tyndariden, obschon ihr Sieg der Natur der Sache gemäsz immer nur ein halber bleibt und einseitiger. Ihnen als Sternen gebühren die Leukippiden, weil nächtliche Gestirne. 'Die Bedeutung dieser seelenvollen Dichtung ist die abwechselnd erblassende und wieder aufleuchtende Erscheinung des Morgen- und Abendsterns [vgl. in Sparta ein Heiligthum der Leukippiden in

*) KZ. V 289. VI 103, wo ich auch *Κάνδαλος*, Sohn des Helios auf Rhodos, damit verbinde, vgl. z. B. *κυλιστός* von *κυλίνδω*. Als Nomen agentis kann *Κάστωρ* doch auch nur Activbedeutung haben und nicht die, welche Preller dem Worte unterlegt, *κεκασμένος*, obschon z. B. Ap. Rh. 1, 154 *ὄμμασι κεκασμένος* vom Lynkeus gebraucht. — Castor, Biber, verbindet Lassen ind. Alt. I 316 zwar mit *khaz* (خز) im Neupers. Wahrscheinlich eig. Holzspalter von *κεάζω* oder *κεδάζω* mit Wegfall von ε, wie *νοσσός* st. *νεοσσός*. Also activ wie *ἐκτομεύς*, und nicht passiv wie *ἐκτομίας*, gls. *castrans se*. — Ueber *Πολυδεύκης* und *Τυνδάρεως*, *Τυδεύς* angeblich *tundens* (*πὺξ ἀγαθός*) Düntzer in Höfers Ztschr. IV 268.

Digitized by Google

der Nähe des Tempels der **Aphrodite**; etwa Planet Venus?], deren engverbundene Zusammengehörigkeit den alten unmöglich verborgen bleiben konnte, wenn auch ihre Identität erst später bemerkt sein sollte.' Preller gr. Myth. II 67 f. Dazu **Helena** als **Mond**, der ja oft mit der Venus zusammen auf dem Scheidepunkte von Nacht und Tageshelle sich zeigt. — Die berühmten Rosse der Dioskuren heiszen aber das eine *Ξάνθος*, goldgelb, falb (wie desgleichen eins vom Achilleus Il. 16,149; Hektor Il. 8, 185; Diomedes, vgl. Preller II 142); allein, sonderbar genug, das zweite *Κύλλαρος* (Preller II 69). Nach Schneider ist *κύλλαρος* oder *σκύλλαρος* eine nackte Krabbenart, welche sich in Muschelschalen verbirgt, cancer Bernhardus. Dabei kann nun die Farbe ganz augenscheinlich nicht das Vergleichsdritte sein. Wol aber die **rückläufige** Gangart des Krebses (vgl. skr. *vahiç-ĉara*, eig. auswärtsschreitend; s. meine etym. Forsch. I 612 der 2n Ausg.), welche, ob auch wahrscheinlich nicht auf *retrogressus* der Sonne, Macrob. Sat. 1, 17, Wendekreis des Krebses, oder auf rückgängige (*retrogradus*) Bewegung der Sterne im allgemeinen, doch gewis hier auf das **zurückziehen des Morgensterns** Bezug hat, wenn er gewissermaszen, wie der Bernhardinerkrebs, im Dunkel **verkrochen** den Blicken entschwindet. Vgl. auch die indischen Dioskuren *Açvinau* (d. h. die beiden roszbegabten), Söhne der *Açvinî* von dem *Sûrya* (d. i. Sol), und Aerzte des *Svarga* (Himmels), weshalb auch *Açvinîkumârâu*, *Açvinaputrâu*, *Açvinîsutâu*, d. h. der Açvini Söhne. *Açvinî* heiszt der erste von den 28 Nakschatras oder sog. Mondhäusern, d. h. Constellationen auf dem Wege des Mondes. Dann in der Mythologie 'the asterism personified'. Endlich die Gemalin von Surya (Sonnengott), welche sich in Gestalt einer **Stute** verbarg. Vgl. z. B. Rigveda 1,22 p. 31 (vgl. 30, 17 p. 49) ed. Rosen: 'mane sociatos expergefac Asvinos: huc veniunto, ad huius libaminis potationem. Qui egregio curru praediti (sunt), — vgl. auch die Dioskuren als *χρυσάρματοι* — aurigae peritissimi, ambo dii, caelicolae, Asvini, eos vocamus.' — *Μετὰ δὲ ταῦτα Διοσκούρων ναός· ἀγάλματα δὲ αὐτοί τε καὶ οἱ παῖδές εἰσιν, Ἄναξις καὶ Μνασίνους, σὺν δέ σφισιν αἱ μητέρες Ἱλάειρα καὶ Φοίβη.* Paus. 2, 22, 6. Diese beiden Namen der Leukippiden (Creuzer II 783) sind nun gleichfalls bedeutsam genug, und zwar erstere: 'die heitere' (gebildet von *ἱλαρός*, wie *Κάειρα* die Karerin von *Κάρ*; *ἰοχέαιρα* d. i. nicht pfeilfroh, sondern *tela fundens*, wie Ebel KZ. II 80 gezeigt hat, *δάειρα* ebd. VI 211), *serena*, vom 'Monde', was es bei Empedokles ist, zu verstehen, wie letztere, *Φοίβη* ('in Licht wandelnd'), als weibliches Gegenbild zum männlichen Phoebos (KZ. V 297). Also auch wieder mit dem Gegensatz von Nacht und Tag und in Gemeinschaft mit den beiden Hauptgestirnen, deren je eins dieselben vorzugsweise auszeichnet. Als das höhere Paar musz man unstreitig den **Polydeukes** (von den Gebrüdern der unsterbliche!) und **Phoebe** (Sonne) betrachten, aus welcher Ehe *Μνησίλεως* (*memor populi*), oder *Μνασίνους* (eingedenk im Geiste) d. h. unstreitig: Helfer in der Noth, als Sohn entsprosz, gegen Kastor, welcher mit Hilaeira den *Ἀνώ-*

Digitized by Google

γων erzeugte. Letzterer Name, Ἄνωγων, ωνος Apolld. 3, 11, 2 (wenn *imperator*, zu ἀνωγή, und nicht etwa zu τὸ ἀνώγεων, dem Buchstaben nach: alles oberhalb der Erde befindliche; nach einigen auch = ἀναγκαῖον Gefängnis), noch mehr aber Ἄναξις (*imperium?*), scheinen Anspielungen sein zu sollen an die Dioskuren als Ἄνακες, woher deren Heiligthum Ἀνάκειον. Ἄναξις übrigens ist ein bloszer Kleinname mit Kürzung, aus componierten Namen entstanden, und weil die Dioskuren in Lakonien ganz besonders zu Hause sind, verdient es auch vielleicht einige Beachtung, dasz hier mehrere alte Herschernamen mit Ἀναξι- beginnen. So Ἀναξίλαος und Ἀναξανδρίδης und Ἀναξίδαμος Prokliden, sowie Agiden Ἀνάξανδρος der 13e Agide und ein Ἀναξανδρίδης der 16e. Uebrigens wage ich nicht zu behaupten, ob Ἄνακες mit dem anerkannt vorn digammierten ἄνακτες stammgleich sei und 'Könige, Obwalter, Schirmherren' bedeute. Dasz man daran gedacht, beweist der Umstand, dasz Ἀνακτόρειον auch im Sinne von Ἀνάκειον, Tempel der Ἄνακες, vorkommt. Sonst neigte ich viel eher der Meinung zu, es möge Ἄνακες, übrigens, behauptet man, ursprünglich von den Dioskuren verschieden, mit etwas starker Kürzung hinten (vgl. κέ-ας) von ἀνακαίω ausgehen und 'Anzünder' entweder am Morgen des Tageslichtes oder am Abend der Sterne und Kerzen anzeigen sollen, wie wir ja desgleichen den Ἀφαρεύς uns deuteten. — Bemerkenswerth ist auch der von Apolld. 1, 7, 8 erzählte Kampf um des Fluszgottes Euenos Tochter Marpessa zwischen Idas, des Aphareus Sohn, und Apollon. Zeus überläszt der Jungfrau zwischen beiden die Wahl und sie zieht aus Furcht, dasz der Gott sie, wenn sie altere, verlassen möge, diesem den Idas als Gatten vor. Dies verschmähen des Sonnengottes von einer sterblichen hat doch auch wol den Gedanken von Wechsel zwischen Licht mit Finsternis im Hintergrunde.

Man könnte sagen, den zwei Söhnen der beiden Dioskuren liefe wiederum in etwas parallel das Herscherpaar im trojanischen Kriege. Nemlich Ἀγαμέμνων ('zur Genüge ausharrend') und Μενέλαος ('ausharrend beim Volke', oder: das Troervolk, was jedoch leicht wie blosze Vertheidigung aussähe, mutig erwartend?), welche Brüder zugleich zwei Schwestern, wenn auch nur Halbschwestern, zu Frauen haben. Menelaos, der Herscher von Sparta, war der Oertlichkeit wegen mit Helena vermält, jener schönen und verführerischen Mondgöttin und Kriegsfackel, deren Entführung durch Paris einen Krieg zwischen den Ländern zweier mit ihren Enden sich nahe kommender Welttheile entzündete. Sein Bruder hingegen, der Herscher von Mykenae, obschon sonst der mächtigere Heerführer, weil Argeier (nicht Lakone), blosz mit Klytaemnestra, welche vielleicht nur des Parallelismus wegen als zweite Tyndaridin hinzugedichtet und dem Oberfeldherrn der Griechen als Weib zugegeben wurde, — für ihn und seinen Sohn noch unheilvoller und daemonischer, als für Menelaos und überhaupt die Griechen die Helena. — Was für eine Bewandtnis es aber mit der Leda und ihrem Ei (öfters an ihrer Stelle Nemesis, wol als Vertheilerin des suum cuique zwischen den beiden kriegfüh-

Digitized by Google

renden Parteien) eigentlich haben möge, vermag ich deshalb nicht zu sagen, weil mir der eben erwähnte Name seinem Ursprunge nach völlig dunkel ist. An die *Ληΐς*, *ἴδος* (dem Namen nach gleich mit *Λαΐς*? vgl. *Publius : populus*), Tochter des Oros, welche dem Poseidon den Althepos, woher Althepia bei Sikyon, gebar (Paus. 2, 30, 6), könnte zur Noth in *Λήδα* durch Contraction im innern (unter wegbleiben des Iota subscr.) und Zusatz eines Vocales hinten gedacht werden. Allein, wenn man des Schwanes wegen nicht eine Beziehung der Leïs zum Wassergotte dahin rechnen will, ohne irgend charakteristische Merkmale, wie sie sich für eine Mutter oder doch Pflegerin von Helena (Mond) und Dioskuren schickten. Auch aus der Verwandtschaft der Leda — ihr Vater z. B. war *Θέστιος*, Agenors Sohn (s. Heyne zu Apolld. 1, 7, 10), oder Glaukos, Sohn des Sisyphos (Preller II 64) — läszt sich anscheinend nicht viel machen. Der blaue Meergott Glaukos indes könnte d e n Sinn haben, dasz in Griechenland wegen seiner vielen Küsten allerdings Mond und Sterne aus dem M e e r e emporzusteigen scheinen musten; und auch dem A g e n o r, sei es nun dem Vater des K a d m o s (d. h. also des Ostens, wo der A u f g a n g), oder des A r g o s P a n o p t e s als gestirnten Nachthimmels, weniger meines wissens dem Thestios unmittelbar, liesze sich ein passender Sinn abgewinnen.—In Betreff des ersten Falles will ich noch einer, wie mich bedünkt, parallelen Genealogie Erwähnung thun, weil beide sich gegenseitig erläutern. Vater der S t e r n g ö t t i n *Ἀστερία* (sonst Tochter des Koeos und Schwester der Leto, d. h. der Mutter von Sonne und Mond), der Gemalin des kleinasiatischen Sonnenheros B e l l e r o p h o n t e s (s. meinen Aufsatz über ihn in KZ. IV 416—441), auch Sohn des G l a u k o s, wäre zufolge Steph. B. *Ὑδέας*. Dasz dieser Name, welcher sich wol als Derivat von der noch im Dativ üblichen Form *ὕδει* im Sinne von *aquaticus* rechtfertigt, zugleich auch mittels eines vermeintlichen Sohnes von Bellerophon und Asteria *Ὕδισσος* an die gleichnamige Stadt *Ὕδισσα* oder *Ὑδισσός* in Karien (kaum doch auch durch den *Καρνεῖος* Apollon) angeknüpft wird, ist ein eitles Spiel mit Namensähnlichkeiten.

2. Wir kommen jetzt zu dem z w e i t e n *Λυγκεύς*, des A e g y p t o s Sohn, welcher a l l e i n von seinen 50 Brüdern in der Brautnacht übrig blieb nach der Verheiratung mit den D a n a i d e n. *Ὑπερμνήστρα*, seine ihm angetraute Retterin, wurde vielfach im Alterthum um ihrer hochherzigen That willen gepriesen (Pind. N. 10, 6), und zugleich mit dieser That legt, meine ich, ihr Name durch sich selber dar, warum sie eine P r i e s t e r i n der H e r a war, jener E h e g ö t t i n, welche unter anderem in A r g o s, dem Orte wo die Danaidensage spielt, ihren Sitz hatte. Dies um so mehr, als 'die Danaiden zugleich *λουτροφόροι* und bräutliche Nymphen sind, weil Hochzeiten und Nymphen immer zusammengedacht wurden'. Preller gr. Myth. II 38. *Ὑπερμνήστρα* nemlich (ein Frauenname der freilich auch noch von zwei anderen mythischen Weibern vorkommt) musz, wie ich jetzt einzusehen glaube, so gefaszt werden, dasz man sich das zweite Glied des Compositums (wie

Digitized by Google

sonst öfters, z. B. in *προκύων*, *stella ante canem*, *proconsul* = *pro consule*) vom ersten, d. h. also hier von ὑπέρ, und zwar im Genetiv abhängig denkt. Also: (gegen des Vaters Willen und auf eigne Gefahr) für den Freier, μνηστήρ, seiend, mit schützender Sorge über ihm wachend, als treue Gattin ihm zugethan. Vgl. ὑπὲρ τῆς πατρίδος ἀμύνειν, ὑπερμαχέω. Dergleichen Composita, nur freilich in örtlichem Sinne, wären ὑπερόριος, ὑπερνεφής, ὑπερβόρεος.

Es müste aber wunderbar zugehen, wenn ausnahmsweise in dem lebenlassen des Lynkeus durch seine Gattin nur eine ethische That gemeint wäre, da doch bei deren Schwestern unwidersprechlich eine Naturerscheinung in einen begangenen Frevel verkehrt worden ist. Was soll ein 'luchsäugiger' in der Geschichte von den Danaiden, und warum ist er unter vielen Brüdern der einzige, welcher mit dem Leben davon kommt? Das sind Fragen, worauf man ohne Einsicht in das Wesen des seltsamen Danaidengeschlechts nach Antwort vergebens sich umschauen möchte. Ich glaube KZ. VII 109 den Namen Δαναΐδες aus dem der Najaden Ναΐδες mit gekürztem διά (dem Begriffe nach etwa auch aus Διός, was aber formell nicht angienge) erklärt zu haben, indem ich die Praep. als intensiv nahm, woraus als dessen etymologischer Begriff 'Starkströmerinnen' hervorgienge. Möglich indes auch, und mit Bezug auf das lechzende Fasz sogar vielleicht wahrscheinlicher, es heisze das Wort ganz eigentlich noch 'Durchströmerinnen'. Es waren vorzüglich die Südwinde, welche Regen in Griechenland brachten: vgl. *udus Notus* Hor. epod. 10, 19 und dessen griechische Epitheta von gleichem Sinne bei Mitscherlich; *madidis Notus evolat alis* Ov. M. 1, 264; *creberque procellis Africus* (λίψ) Verg. Aen. 1, 85. Das sind nun meines erachtens jene 50 Freier der Danaiden, und es scheint mir nichts weniger als wunderbar, dieselben als Südwinde, wofür ich sie halte, zu Söhnen von jenem berühmten Strome in Africa, Αἴγυπτος, einem Enkel des Wassergottes Poseidon und Bruder des Danaos, gemacht zu sehen. Der eignet sich als Strom, und zwar nach Grösze und Weltgegend, ja trotz oder vielmehr wegen geringen Regens in Aegypten aufs trefflichste zu deren Vater, d. h. so zu sagen, physischem Urheber. Vgl. übrigens auch das Räsonnement über den Unterschied zwischen Regen in Griechenland und Nilüberschwemmung bei Herod. 2, 13. Die Südwinde treiben Regenwolken gen Norden vor sich her und suchen sich gleichsam mit diesen ihren Verwandtinnen zu vermälen. Das ist ganz in der Ordnung. Es sind die Danaiden solche Regenwolken, um welche ihre Vettern, die Aegyptiaden, freien. Letztere erreichen das von ihnen erstrebte Ziel; allein sie fallen schon in der Brautnacht sämtlich, mit Ausnahme eines einzigen, der verschont wird, durch den verrätherischen Dolch (d. h. doch wol den Blitz) der neuvermählten, den ihnen der Vater zugesteckt hatte. Wenn die Wolken im dürstenden Argos (δίψιον Ἄργος) ihre Segensschätze entleert haben und das Nasz in den gierigen Erdboden (d. h. gleichsam durch ein Fasz mit Löchern) gedrungen ist, so hört der regenbringende

Digitized by Google

Südwind damit selbst wieder auf und stirbt, so zu sagen, schon nach der ersten Befruchtung des Erdreichs in Gemeinschaft mit den Wolken und durch sie. Aehnlich von den Regenströmen Lucr. 1, 250 ff.: *pereunt imbres, ubi eos pater aether in gremium matris terraï praecipitavit: at nitidae surgunt fruges* usw.

Sehen wir uns jetzt nach dem Lynkeus um. Was kann ér sein, welcher allein in dem Blutbade, das die regnerischen Danaiden anrichten, dem Tode entgeht? Er ist, oder ich müste mich auszerordentlich täuschen, der lichte und mittels der Sonne scharfblickende Tag, welchem das Regenwetter auf die Dauer nichts anzuhaben vermag. Solcher Widerstreit spricht sich aber in verschiedener Form aus. Einmal geräth er mit seinem grausamen Schwiegervater Danaos (also: Starkströmer) in Uneinigkeit, entthront denselben und macht sich zu seinem Nachfolger. — Dagegen wollen andere: Lynkeus habe sich mit dem Danaos (Regen) ausgesöhnt, sei ihm nach dessen Tode gefolgt und habe (hier fällt die Erzählung wieder ins rein menschliche zurück) 41 Jahre geherscht. Eine Zahl, die vielleicht weniger willkürlich ist als sie aussieht, und die, wo nicht eine astronomische, doch in der Wetterkunde begründet sein mag. Vgl. etwa auch von den Dioskuren: 'habiti inde pro diis, XL anno post pugnam cum Ida et Lynceo factam, ut Paus. III 13 p. 238 docet, anno LIII inde ab Hercule inter deos adscripto, Clemens Alex. Strom. I p. 382 Pott.' Heyne Obss. S. 291. — Nach der Erzählung Hygins Fab. 273 (Preller II 38) hätte sich Lynkeus vor Danaos in den Tempel der Hera (d. i. gls. in den Dom des Himmels) geflüchtet, dort vom Tode des Danaos gehört und darauf den ritterlichen Wettkampf im rosseliebenden Argos gestiftet. (Also in Argos, wo auszer Danaos auch Argos Panoptes waltete, wie dagegen in Lakonien die Himmelssöhne Dioskuren; in Messenien Idas und auch ein Lynkeus, jedoch in anderer genealogischer Verbindung.) Das eigenthümliche des Spieles bestand darin, dasz den Siegern nicht ein Kranz, sondern ein eherner Schild zu Theil wurde. Wiewol zugegeben werden musz, diese Sitte könne auch einen anderweitigen Grund haben, so läszt sich doch, denke ich, die Vermutung nicht ohne weiteres beiseite schieben, es habe einen meteorologischen Sinn, warum ἡ ἐν Ἄργει ἀσπὶς bei dem Spiele an den groszen Heraeen (zu Ehren also der Himmelsfürstin Hera) der Kampfreis war, und Lynkeus dessen angeblicher Stifter. Mit dem Schilde, der vermutlich zum Theil aus oekonomischen Rücksichten blosz ein eherner, kein goldener war, ist nemlich aller Vermutung nach symbolisch nichts anderes gemeint als die Sonnenscheibe, *dei clupeus* Ov. M. 15, 792 (vgl. die Wurfscheibe als altes Sonnensymbol, Creuzer I 791 und KZ. VI 274). Durch Regen und Sturm (vielleicht wären selbst die Rosse bei dem Spiele, wie die Kentauren Wolkengestalten sind, nicht ohne alle tiefere Bedeutung) wird die Sonnenscheibe unsichtbar, und diese musz also jenen verdunkelnden Mächten erst wieder vom luchsäugigen Lynkeus (d. h. der Tageshelle) in schwerem Kampfe abgerungen werden.

Digitized by Google

Der Vater der Danaiden, *Δαναός* selber, ist von uns bisher noch wenig auf seinen mythologischen Werth hin angesehen. Fast möchte ich glauben, er sei erst aus den *Δαναΐδες* geschmiedet, indem man diese, obschon mit *Ναΐδες* zusammengesetzt, fälschlich für ein Patronymicum zu nehmen allmählich sich überredete, was dann nothwendig auch den Schlusz auf einen *Δαναός* als deren väterliches Primitiv herbeiführte. Dieser soll dann seinerseits mittels der Mondgöttin Io auf einen Fluszgott, den griechischen Inachos zurückgehen. Wie man aber ihn, sowie seine Ahnin Io an aegyptische Verhältnisse anknüpfte, erhellt unter anderem daraus, dasz man ihm als Gemalin *Ἐλεφαντίς* (Apolld. 2, 1, 5) andichtete. Eine Persönlichkeit, welche der Insel *Ἐλεφαντίνη* zu Liebe erfunden und vermutlich deshalb gewählt worden, weil die Nilanschwellungen in Schneeschmelzen und massenhaften Regengüssen in den Ländern südlich von Aegypten ihren Grund haben (anders freilich Herod. 2, 22, vgl. indes Theophylaktos 7, 16. 17), vorgedachte Insel aber auf der Südgrenze Aegyptens liegt. Mein Bekenntnis, nicht recht den Grund davon einzusehen, wodurch veranlaszt die Argiver und dann mit Erweiterung des Specialnamens alle älteren Griechen den Dichternamen *Δαναοί* (allerdings doch wol nach jenem *Δαναός*) sich gefallen lieszen, ist bereits in KZ. VI 109 niedergelegt. Wie überhaupt mit aegyptischen Niederlassungen in Hellas, so insbesondere mit der vermeintlichen des Danaos, als Bruders des Aegyptos, in Argos (Creuzer II 284) steht es äuszerst bedenklich. Will man dagegen auch nicht geltend machen, dasz nicht früher als unter Psammetichs Sohne und Nachfolger Neko, der 594 starb, die erste Anlage einer Seemacht entstanden zu sein scheint: ist denn aber der Name *Δαναός*, und demnach auch *Δαναοί*, was doch höchst seltsam wäre, für die Griechen glaubhaft ein im Aegyptischen nachweisbarer und daraus erklärlicher Name? Die Bemerkung, welche schon Heeren im Handb. d. Staatengesch. d. Alt. (1828) S. 60 f. machte: 'auch das bereits zu Herodots Zeiten gewöhnliche Streben der Priester, griechische und aegyptische Mythologie in Uebereinstimmung zu bringen, erzeugte manche Deutungen, die der Kritiker nicht zulassen wird; wie z. B. die ganze sehr graecisierte Geschichte des [vermeintlichen!] Königs Proteus*) Kap. 112—115' hat noch heute nichts an Stärke der Wahrheit eingebüszt. Herodots Behauptung 2,50: *σχεδὸν δὲ καὶ πάντων τῶν θεῶν τὰ οὐνόματα ἐξ Αἰγύπτου ἐλήλυθε ἐς τὴν Ἑλλάδα*, und jene andere K. 52, dasz die Pelasger (d. h. in Wahrheit nichts anderes als die ältesten Bewohner Griechenlands, gleichgültig ob Hellenen oder nicht) zuerst

---

*) Ueber den Gott Proteus s. meine Deutung desselben in KZ. VI 115 ff. Ich sehe darin den Umwandlungsprocess der frühesten Schöpfungsperiode. In diesem Betracht dürften die Avataren oder Incarnationen des indischen Vischnu damit einen entfernten Vergleich zulassen: dieser heiszt seiner groszen Wandelbarkeit wegen *Çatadhâman* (hundertleibig, als being multiplied in as many shapes as the creation exhibits). *Viçvarûpa* taking all forms, omnipresent Vishn'u. Auch *Bahurûpa* multiform, von Vischnu und Çiva.

Digitized by Google

für ihre Götter keine Namen besessen, sondern erst auf Mahnung des Orakels zu Dodona die aus Aegypten eingeführten angenommen; oder gar K. 53 der Satz von Erfindung der hellenischen Theogonie, als ob Götter Erfindung [!] einzelner sein könnten und nicht vielmehr Erzeugnisse eines gesamten Volksgeistes wären — sind so in sich unglaublich, ja widersinnig, dasz sie wol eben nur um ihrer Seltsamkeit willen haben Anhänger finden können. Wie hätte man doch lange namenlose Götter verehren können, und wo sind denn jene 'nur nicht alle' Namen griechischer und nicht etwa ausländischer Götter, die aus dem Aegyptischen oder aus dessen jüngerer Form, dem Koptischen, erklärbar wären? Welche kahle Ausreden und wie fruchtlos die Windungen in diesem Punkte z. B. bei Creuzer II 288. IV S. VIII—X! 'Bei der Einführung der aegyptischen Gottheiten in Griechenland standen' wird versichert 'den Priestern drei Wege offen: entweder 1) sie gaben den aegyptischen Gott mit seinem aegyptischen Hauptnamen, oder 2) sie suchten denjenigen aegyptischen Namen auf, der sich am bequemsten in die griechischen (pelasgischen) Formen fügte, oder 3) sie übersetzten den Hauptbegriff des aegyptischen Gottes in die griechische Sprache.' Dasz das erste jemals geschehen sei, möchte, wird eingestanden, bezweifelt werden müssen. Aber aus welchem nichtigen Grunde, meint man? Weil die Griechen, was zugegeben werden musz, fremde Namen und Wörter oft ganz weglieszen, indem sie dieselben in ihren einheimischen Klängen zu barbarisch und übeltönend fanden, um deren Wiedergabe auch nur annäherungsweise mittels griechischer Schrift zu versuchen. Der zweite Weg, den man mit den aegyptischen Götternamen in Griechenland eingeschlagen, sei der 'dasz man sie lange veränderte, bis sie sich griechisch schreiben lieszen'. Als ob derartige Scheingriechen dadurch etwa mehr als höchstens eingebürgerte Fremdlinge würden! Nun kommt aber die dritte Annahme, welche Creuzer für sich adoptiert, dasz nemlich 'die Lehrer der alten Griechen die aegyptischen Götter mehrentheils übersetzt haben': als z. B. Amun durch Zeus, Horos durch Apollon, Mendes durch Pan usw. Welcher verständige kann aber glauben, es liesze sich nicht blosz ein einzelner Gott, sondern der Cult fast eines ganzen Götterkreises von fremdher bei einem Volke einführen, ohne dasz letzteres mit den eingeführten Götterideen nicht auch meistens die ausländischen Namen beibehielte? Und weiter, das substituieren solcher Quidproquo, was zum höchsten ein érsetzen wäre, nennt Creuzer Uebersetzung von aegyptischen Götternamen. Welch arge Verblendung, um nicht auf der Stelle zu sehen, wie die Griechen oder vielmehr die Völker des polytheistischen Alterthums insgesamt die Thorheit begiengen, überall auswärts ihre eignen Götter zu suchen und demnach auch zu finden, insofern ihnen gewisse mehr oder minder treffende Aehnlichkeiten an den fremden Göttergestalten, sei es in ihrer wirklichen Idee, in ihrem Cult, in ihrer bildlichen Darstellung oder sonst zu solcher Vermengung willkommenen Anlasz boten, wolgemerkt zu etwas, was durchaus auf fremdem

Digitized by Google

Boden gewachsen sein mochte, mit dem, was eben so selbständig auf eignem. Der Ausdruck 'übersetzen' schlösse ein, man habe den etymologischen Werth, welchen die aegyptischen Götternamen in aegyptischer Rede gehabt, wirklich und wahrhaft ohne irgend welchen Irthum (denn Erkenntnis von Namenursprüngen der Götter ist nicht eben sehr wolfeil und sicher zu haben!) von den Aegyptern in Erfahrung gebracht und diesen Sinn nun mit hellenischen Ausdrücken ungefähr von gleichem Werthe wiederzugeben versucht. Wo ist denn das aber der Fall? Bedeutet etwa *Amun* (*Ἄμμων*) Himmel, wie das griech. *Ζεύς* = skr. *dyâus*? Leere Ausflucht also dies Theorem vom übersetzen aegyptischer Götternamen, was zum allerhöchsten im unterschieben von Wechselbälgen eigenen griechischen Machwerkes an Stelle der echten ausländischen Ausdrücke oder in 'Assimilation' (vgl. Ross Italiker und Graeken S. 39) bestanden hätte. Und wenn die ältesten Griechen (oder meinetwegen auch das Hirngespinnst von den Pelasgern als einem Volke von wirklichem Fleisch und Blut) doch nun ganz unwiderleglich eine Menge Namen von schlechtweg einheimischem und nicht entfernt z. B. aegyptischem Gepräge (auch nicht mal als deren Uebersetzung) besaszen: woher bekamen sie dieselben anders als durch sich selbst, aus eigenstem Sprachborne sie schöpfend? — Mancherlei Umstände aber, z. B. auszer der unbefangenen bona fides noch je zuweilen Eitelkeit, Eigennutz, Willfährigkeit gegen fremde und mancherlei andere Triebfedern, als gerade klare und einsichtsvolle Kritik, wirkten zu solcher synkretistischen Durcheinandermengung fremder und einheimischer, oft nicht entfernt einander begrifflich deckender Göttermythen zusammen, und abermals hat Heeren nicht Unrecht, wenn er (Ideen I 622) meint, es hätten die tyrischen Priester ihren sog. Herakles (Herod. 2, 44) nur aus Gefälligkeit gegen die Griechen mit solchem Namen geheiszen, sobald sie mit diesen über ihn redeten. Es hilft wenig, wenn Creuzer darauf dringt: 'allemal verstanden die Völker den ideellen Vollgehalt und den religiösen Mittelpunkt einer groszen Sache, wenn sie vom Namen redeten', und umsonst ist die hieraus gezogene Schluszfolge: 'hiemit ist denn auch der gröste Theil des etymologisierens beseitigt, worauf treffliche und wahrheitsliebende Forscher so viele vergebliche Mühe verwenden, wenn sie durch Hülfe der hebraeischen, koptischen und anderer Sprachen griechische Gottheiten und religiöse Anschauungen der Hellenen aus dem Morgenländischen erklären wollen.' Wie eitel nemlich meistens das Bemühen solcher Etymologen ist (weil eben die griechischen Götternamen, und zwar nachweisbar in der weitaus grösten Mehrzahl, der griechischen Sprache oder doch dem indogermanischen Stamme angehören und nicht etwa dem semitischen Sprachgeschlechte oder dem gleichfalls ganz fremdartigen aegyptischen Idiome): immer lassen sie sich doch von dem richtigen Gefühle leiten, dasz Aufnahme fremder Götter, ohne zugleich deren Namen mit aufzunehmen, höchstens in den seltensten Ausnahmefällen keine unglaubliche Verkehrtheit wäre. Wünscht man aber einen Ueberblick über

Digitized by Google

derlei etymologische Erklärungsversuche aus dem Koptischen, so dient dazu z. B. der von Ross Italiker und Graeken S. 84 aus Blumen, die vorzüglich Röth ihm lieferte, gewundene Strausz, worin sich freilich weitaus die meisten für den kundigen sogleich als duftlos, weil künstlich und nicht mit der Natur in Einklang, erweisen. So z. B. Ἠώς, das ganz unzweifelhaft nebst αὔως, *aur-ora* usw. zwar nicht, wie Ahrens KZ. III 162. 172 gezwungen annimmt, aus skr. *dyu* (leuchten) stammt, aber, wie ich in Lassens Ztschr. VII 114 gelegentlich des Namens der Orange ausführlich dargethan habe, mit lith. *ausz-ra* Morgenröthe von *auszta* (es tagt, Nesselmann WB. S. 17), skr. *uschas* f. Frühlicht, Morgenröthe, personif. die Tochter des Himmels, auch Schwester der *A'ditya* (Sonne in ihren verschiedenen Ständen zum Thierkreise und später gewöhnlich 12, früher 7 als Götter des himmlischen Lichtes) usw. (vgl. Böhtlingk und Roth WB. I 1011 vgl. 631) gleicher Wurzel ist, und daher vergeblich mit koptisch *ekoou*, d. i. Tag, und nicht, wie man aus bloszer Finte behauptet, der 'junge' Tag, verglichen wird. Glücklicherweise könnte auch Ross trotz seines Hasses gegen das Sanskrit wider obige Gleichstellung von αὐώς, ἠώς usw. mit skr. *uschas* — im Anfange von Copulativ-Compositis dafür *uschâsâ* (Bopp Gramm. crit. S. 298), dessen Schlusz zur Erklärung von lat. *aurôra* wichtig — nichts haben, indem er S. 31 Ausfall des Zischlautes sogar in demjenigen Verbum gelten läszt, woher jene Wörter entspringen, nemlich in εὕω = lat. *ûro* (*us-tus*) = skr. *ôsch-â-mi* (uro; *ôschati* illucescit, de aurora, Westergaard Radd. S. 280). Wer aber um den Diphthong in αὐώς, lat. *aurora* (die beiden *r* st. *s*) verlegen ist, dessen Nachdenken sei das gleichfalls im Skr. vorhandene *âuschasî* f. Frühe, Tagesanbruch (Böhtlingk I 1141) bestens empfohlen. Man sollte doch nicht die Wissenschaft mit derlei Vergleichen zu übervölkern fortfahren, welche auf der Wagschale der Kritik so überaus leicht befunden werden. Und nun gar jener vermeintliche 'aegyptische Musengott *MOΥ*, *MOΥE(I)*, *MEΥI*, der splendor [ein Wort dieses Sinnes, nemlich *moue*, ist allerdings koptisch] bedeutet, dessen weibliche Genossin *Tafne* (*Δάφνη*) ist', woraus dann S. 38. 84 in einem und demselben Athemzuge nicht nur *Φοῖβος* (s. über diesen KZ. V 293 f.) durch die kleine Veränderung von μ zu φ, sondern auch die *Μοῦσαι* metamorphosiert werden. Als ob es nicht sprachgeschichtlich fest stände, was Conservatoren alter längst abschmekkend gewordener Irthümer indes wenig kümmert, dasz in *Μῶα* der Spiritus, weit gefehlt der ursprüngliche Laut zu sein, reine Verderbung ist aus dem participialen σ (KZ. VI 109)! — Wer wird sich ferner die weibliche *Νέφθυς*, *ἣν καὶ Τελευτὴν καὶ Ἀφροδίτην, ἔνιοι δὲ καὶ Νίκην ὀνομάζουσιν* (Plut. Is. et Os. c. 12 p. 355) als lat. Meeresgott *Neptunus* einreden lassen? Etwa aus dem nichtigen Nebengrunde, dasz Aphrodite dem Meere entstieg? Vgl. näheres bei Prichard aeg. Myth. S. 124 f., wo die Nephthys, als Venus Urania, entschieden doch mit dem Wasser nichts zu schaffen hat. — Zu guter letzt nur noch eins. Auch die *Θέμις* (allerdings doch wol zu *θέμα*, *τίθημι*, wie Ge-

Digitized by Google

setz, Satzung vom festsetzen, *statuere*) soll von Aegypten nach Griechenland eingewandert sein, und diesmal beruft man sich mit einigem Schein auf koptische Wörter von allerdings ähnlichem Klange. Nemlich (s. Parthey Vocab. Copt. S. 376): Iustitia *ϑημι*, *πι*. (d. h. masc., weil *πι* als Artikel vor sich nehmend), dagegen im Fem. *μεϑμηι* mit weiblichem Art. ϯ davor. Auch *ϑμαιο*, *πι*, jedoch *μαι* angeblich mit Art. *ϑ* (so auch S. 78, obschon *μαι* sonst Amor, amare) iustificatio, iustificare. Abgesehen aber davon, dasz meines wissens bei den Aegyptern keine Göttin solches Namens nachweisbar ist, so sollten doch die Herren, welche alles glauben mit Citaten beweisen zu können, bei unserer Gelegenheit ihres Herodot eingedenk geblieben sein, welcher 2,50 unter anderen Göttern ausdrücklich gerade die Themis als nichtaegyptisch ausnimmt. Wahrscheinlich ist *ϑημι* spätes Lehnwort aus dem Griechischen, und nur erst in koptischer Sprache.

Halle. *August Friedrich Pott.*

Digitized by Google

BEITRÄGE ZUR LEHRE

VON DEN

LATEINISCHEN PARTIKELN.

Digitized by Google

BEITRÄGE ZUR LEHRE

VON DEN

LATEINISCHEN PARTIKELN.

ZUR BEGRÜSSUNG

DER SIEBENUNDZWANZIGSTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN KIEL.

VON

OTTO RIBBECK.

LEIPZIG,

DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.

1869.

Digitized by Google

Digitized by Google

Es bedarf heutzutage im Allgemeinen kaum des Beweises mehr, dass, abgesehen von den Naturlauten des Affectes, den Interjectionen, das gesammte Gebäude der lateinischen wie der griechischen Sprache nur aus zweierlei, wesentlich von einander verschiedenen, Elementen zusammengesetzt ist, aus nominalen und aus verbalen Bestandtheilen, welche in mannigfachen Combinationen den Satz bis in seine verwickeltsten und kunstvollsten Fügungen bilden. Versteinerte, zum Theil abgeschliffene Casusformen sind namentlich alle sogenannten Adverbia, Conjunctionen, Präpositionen. Eine zusammenhängende und erschöpfende Durchforschung dieser zum Theil so merkwürdigen Gebilde verspricht, wenn mit philologischer Methode (vergl. Ritschl, neue Plautin. Exc. I, 12 A.) durchgeführt, sowohl für die Lehre von der Declination als für das Verständniss der syntaktischen Erscheinungen höchst fruchtbar zu sein. Für das Lateinische bedarf Hands Tursellinus, immer noch die einzige umfassende Arbeit auf diesem Gebiete, einer vollständigen Umgestaltung und Erneuerung, wobei kein Stein auf dem anderen wird bleiben können. Denn vor Allem natürlich ist an Stelle der alphabetischen Reihenfolge verschiedenartigster Partikeln die einzig richtige Eintheilung nach analogen Casusformen zu Grunde zu legen, die Geschichte jeder einzelnen primären Partikel in ihren mannigfachen Verbindungen, Umbildungen, Anwendungen kritisch zu verfolgen, durch Gegenüberstellung ähnlicher Erscheinungen und Gruppen Licht und Zu-

Digitized by Google

sammenhang zu gewinnen. Einige Proben einer solchen Arbeit, die freilich einer sorgfältigeren Ausführung noch sehr bedürftig sind, mögen hiermit der Nachsicht und der belehrenden Theilnahme einsichtiger Mitforscher bescheidentlich empfohlen sein.

Der in der Form erkennbarste, in der Bedeutung einfachste Casus ist der Locativ, welcher die Bezeichnungen des Ortes und der Zeit vereinigt. Langes *e*, der ursprüngliche Flexionsvocal dieses Casus wie des Ablativs der *i*-Declination, geht nach dem Ritschl'schen Gesetz (opusc. II 626) unter Umständen zunächst in langes *i* oder *ei* über, und wird endlich mehrfach, besonders in gewissen iambischen Wörtern und in der Enklisis, zu kurzem *e* oder *i* verflüchtigt. Die factische Messung der einzelnen Formen in den uns erhaltenen Sprachdenkmälern ist indessen nicht immer sicher. So liegt für die Länge des Schlussvocals in *here* kein Beleg vor: vgl. Ritschl opusc. II 255. Auch über *vespere* lässt sich Nichts bestimmen (vgl. Neue lat. Formenl. II 512). Die Länge des Schlussvocals in *peregre* wird für Plautus nur durch die Anapästen im Truculentus I 2, 26 *peregre quoniam advenis, cena datur* erhärtet. Daneben bietet Naevius com. 93 am Schluss des trochäischen Septenars *peregrí probra.* Die häufige Verbindung *peregre adveniens* zeigt, dass das Woher ebenso gut als das Wo durch diesen Locativ ausgedrückt wurde, während *abiit peregre* (Titinius 33) und Aehnliches durch die dem Griechischen wie dem Lateinischen bei Verben der Bewegung geläufige Anticipation des bereits erreichten Zieles (z. B. *domi cupio*) erklärt wird; denn sowohl die Unterscheidung zwischen *peregre* ('cum abit quis . . in locum') und *peregri* ('cum in loco est') bei Charisius p. 189 P., als auch Corssens (Ausspr. I² 776) Annahme einer gleichlautenden Accusativform ist verwerflich. Im vulgären Ausdruck verband man sogar *a peregre*, was Charisius p. 86 P. tadelt: es findet sich bei Vitruv V 7 p. 119, 19 R. Zu vergleichen ist die Glosse *ab extere, longe* bei A. Mai auct. cl. VI 501.

Digitized by Google

In temporaler Bedeutung bietet langes *e*, um vorläufig auf bekanntem Gebiet zu bleiben, die von Gellius X 24 besprochene Form *quarte* in dem Atellanenvers des Pomponius 77: *die quarté moriar fame*, wie nahe auch hier *emoriar* liegt. Die Länge des *i* hat sich erhalten in den verwandten Bildungen *quotidie postridie pridie*. Ein vergeblicher Streit scheint mir, ob *die* in diesen und andren Verbindungen, die Gellius a. a. O. zusammenstellt, Ablativ sei, wie Bücheler lat. Decl. 62 will, oder Locativ nach Corssens Meinung (Zeitschr. f. vgl. Sprachf. XVI 304 Ausspr. I² 775). Was verbürgt uns denn, dass die *e*-Declination einen besondren, vom Ablativ unterschiedenen Locativ besessen habe? Liegt doch in *hodie* (= *hodied:* Ritschl neue Plaut. Exc. I 89 ff.) deutlich der Ablativ in temporaler Bedeutung vor. Verbindung des Locativus und Ablativus (wie auch in *multo mane* u. dgl.) und Uebergang von jenem in den Instrumentalis zeigen schon die Wendungen *qui de vesperi vivat suo* Plaut. mil. 996 und Rud. 181 *si tu de illarum cenaturus vesperi's*. Die volle Instrumentalbedeutung ist ausgeprägt in *praefiscine*, dessen Quantität im Auslaut die paar vorhandenen Beispiele Plaut. Rud. 461, Afran. 36 wiederum nicht erkennen lassen. Schwerlich bedeutet es 'sine fascino', wie Charisius p. 210 P. (oder Palaemon) erklärt: wie käme *prae* zu der Bedeutung 'sine'? Auch Corssens (Ausspr. I², 775 f.) Annahme eines Nomens *praefiscinum* „Vorkehrung gegen Zauber" ist mir bedenklich, da ja *fascinum* selbst sowohl den Zauber als das Amulet gegen denselben bezeichnet. Da sowohl *praefiscine* als *praefiscini* ohne syntaktische Verbindung mit dem übrigen Satze, gleichsam parenthetisch, gebraucht wird, so erkläre ich *prae fascine* „voran mit dem Amulet!" Plaut. Asin. 491 *praefiscini hoc nunc dixerim.* Rud. 461 *praefiscine, satin nequam sum, utpote qui hodie amare inceperim?* Titin. 110 *pol tuam ad laudem addito* | *praefiscini!* vgl. Afran. 36. Petronius fr. 73 *servus meus homo praefiscini frugi*, wie wir sagen: „unverrufen, drei Kreuze davor."

Digitized by Google

Von diesen Grundlagen gehen wir auf das pronominale Gebiet über. Hier bietet einen unzweifelhaften Locativ das Faliskische *he* (MATE HE CVPA: Garrucci bull. d. inst. R. 1860 p. 270. Mommsen, Monatsber. der Berl. Acad. 1860 S. 451. Corssen Ausspr. I^2, 774), während im Lateinischen nur noch *heic* (= *heice*) und *hic* nachweisbar sind. Dagegen hat sich ungeschwächt erhalten *de*, dessen adverbiale Eigenschaft in *susque deque*, ferner in *de me hortatur* bei Ennius ann. 373 am deutlichsten erscheint. Mit *quam* verbunden ist es noch selbständig und lang in dem Saturnieranfang des Livius Andronicus: *quamdé mare saevom* bei Festus p. 352 M. (vgl. Bücheler Jahrbb. 1863 S. 332); gekürzt wurde es dann bei dactylischen Dichtern: Ennius ann. 29. 139, Lucrez I 640. Ich erkläre es „wie abgezogen, ausgenommen", denn Corssens (Ausspr. II 283, krit. Beitr. 498 ff.) seltsame Ableitung der sogenannten Suffixe *-de* und *-dem* von *die* und *diem* ist in diesem wie in den übrigen von ihm behandelten Beispielen abzuweisen. (Vgl. auch Schömann de particula que III 3 und H. Weber Z. f. G. XIX 38 f.). Von derselben Pronominalwurzel *d* stammen die an andrer Stelle zu behandelnden Casusformen *dam* (*quidam quondam*), *dem* (*idem pridem quidem tandem ibidem* u. s. w.), *dum*, *do* (*quando*), und der Locativ *de*, dessen Grundbedeutung „von, ab" sich in allen Bildungen bewährt. Verbindungen mit andren Adverbien sind häufig genug. Zunächst in localem Sinne, *de* vorantretend, *demagis* bei Lucilius:

> rex Cotus ille duos ventos austrum atque aquilonem
> novisse aiebat solos, [sed] demagis istos
> ex nimbo austellos nec nosse nec esse putare

(Non. p. 98, 19), was weder für 'valde magis' mit Nonius oder 'vehementer, σφοδρῶς' mit Philoxenus gloss., noch mit Festus p. 71 für 'minus' zu halten, sondern einfach „davon abgesehen, noch mehr" zu erklären ist. „Nur zwei Winde überhaupt kannte, andere ignorirte er, aber vollends den kleinen Spielarten sprach er sogar die Existenz ab." Aehn-

Digitized by Google

lich, zum Theil aus späterem, vulgärem Latein, *de contra* (Placidi gl. bei Mai auct. cl. III 453. Quicherat gl. p. 66), *de longe* (Quicherat p. 70), *de intus*, *desursum*, *desuper*, *deinsuper*, *depost* ('item qui male loquuntur modo ita dicunt: de post illum ambulat' Pompeius p. 273, 27 K.). Vor Allem die Verbindung mit den Locativen *im* (aus *ifim*: Aufrecht Zeitschr. f. vgl. Sprachf. I 85. Ritschl opusc. II 459. 634) und *hinc* in *dehinc*, *deim*[1]), welches zu *dein* geschwächt ist: „von daher", umgekehrt *inde*. Hiervon dann weitere Composita (Ritschl op. II 456 f.). Da das enklitisch hinten angehängte *de* sein Gewicht eingebüsst hatte, entstand das Bedürfniss, das Abbrechen, den Ausgang noch stärker zu betonen, in *deinde*, *exinde*. Den Fortschritt oder in andren Fällen das Vorwärtsblicken von einem gewissen Standpunkt hebt hervor *proinde*, das Allmählige des Uebergangs *subinde*, die ungehemmte und ungestörte Ebenmässigkeit desselben (im Vergleich) *perinde*. Eine eingehendere Analyse des Gebrauchs dieser Wörter ist hier nicht beabsichtigt.

Fragend, relativ, indefinit (wie *inde* demonstrativ) ist *cunde*, *unde* „wovon her". Die zu Grunde liegenden einfachen Locativformen *cum*, *um* müssen also aus *quofim cufim ufim* durch Ausstossung des *f* entstanden sein, während durch Erweichung zu *b* und Abfall des Schluss-*m* *ubi* wurde. Doch kann dies hier noch nicht weiter verfolgt werden. Dass auch in *denique* dieselbe Localbeziehung erkennbar ist, wird weiter unten zur Sprache kommen.

Auf die Zeit übertragen drückt ferner *de* den Anfangs- und Ausgangspunkt einer Rechnung, das Ab- und Anbrechen im Moment aus. Hierher gehören die Verbindungen *derepente*, *desubito*, *de inproviso*, *denuo* (= *de novo*), *de praesentiarum* (Petron 58 74) „gleich jetzt": vgl. *de die*,

[1]) Einen handschriftlichen Beleg dieser Form, den Ritschl op. II 459 vermisst, bietet bei Nonius p. 358, 24 der Wolfenbüttler Codex (freilich vor *mittit*), aus dem Alex. Riese sie in den Text der Varronischen Satiren p. 164, 6 gesetzt hat.

Digitized by Google

de nocte u. a. bei Hand Tursell. II, 204 ff. Unklar ist mir '*ede, eo usque, in tantum*' bei A. Mai auct. cl. VI 522 (*adeo?*).

Die Superlative *demus* (Livius Andronicus) und *demum* hat Ebel Z. f. vgl. Spr. I 308 erkannt uud Corssen in dem lehrreichen Aufsatz über Steigerungs- und Vergleichungsendungen ebenda III 242 (vgl. krit. Beitr. 85) in Zusammenhang mit analogen Bildungen gebracht, die freilich weder vollständig aufgezählt, noch durchweg befriedigend erklärt sind. Uebergangen ist u. A. *immo*, d. h. nicht etwa *infimo, imo*, wie Pott früher gelehrt hat, sondern *ipsimo*. Bücheler (zum Petron p. 74, 20) und M. Hertz (Rhein. Mus. XVII 324 f.), als sie über *ipsimus* handelten, hätten jenen adverbialen Ablativ mit heranziehen können.

Im Vorbeigehen will ich auch auf den bisher übersehenen Superlativ *ferme* aufmerksam machen, eine Steigerung von *fere* wie *paenissime, valdissime* von *paene, valde*. Die reine Form *ferime* scheint sogar noch bei Plaut. Trin. 319 in der Lesart von *BCD*: *fert me* statt *ferme* erhalten zu sein: *mihi quidem aetas actast ferime*. Ganz analog gebildet ist *purime, purissime* (Fest. 252 M.), *clarimum, clarissimum* (A. Mai auct. cl. VII 555 — vgl. 554 *calmum* — Hildebrand gl. 54, 97), *coimum, proximum* (Placidi gl. bei A. Mai auct. cl. III 446, wo *connum* steht.) Dieser einfachen Ableitung, welche den Stamm vorläufig unerörtert lässt, wird hoffentlich auch Corssen seine Zustimmung nicht versagen: vgl. krit. Beitr. 168, Ausspr. I² 148, 476. Freilich wird der Unterschied des Positivs und des Superlativs von uns im Gebrauch nicht mehr durchweg empfunden, so dass die Entscheidung im Zweifelsfalle bei Ermangelung andrer Kriterien unsicher bleiben muss, wie schon Charisius (d. h. Julius Romanus) p. 179 P. bemerkt: 'quae diversitas vix distingui potest.' Nach seinem Zeugniss ('apud Terentium lectum ferunt') hat Fleckeisen bei Terenz Andr. 104 geschrieben: *ferme in diebus paucis*, wo das *fere* unsrer Handschriften dem Sinne nach ebenso berechtigt war, während der Schritt des Verses durch den spondeischen Anfang gewinnt. Der neueste Her-

Digitized by Google

ausgeber freilich hat sich nicht entschliessen können, jenes Zeugniss aus dem Anfang des dritten Jahrhunderts der Auctorität unserer Handschriften vorzuziehen, von denen die älteste dem neunten angehört, da im Bembinus der Anfang des Stückes bekanntlich fehlt. Gemeinsam ist beiden Formen die Verbindung mit Zahl- und Zeitangaben (*iam fere* mehrmals bei Ennius, *iam ferme* Ter. Andr. 284), die Anwendung in andren Maassbestimmungen und in Vergleichungen (*itidem* . . *ferme ut* Ter. hec. 312, *ferme eadem omnia* Phorm. 913, *ferme virgini* | *iam crescit uterus tam quam gravidae mulieri* Afran. 337, denn so ist zu verbessern; *scortorum plus est fere* | *quam olim muscarumst* Plaut. Truc. I 1, 45; *fere miratur eodem quo cupiens pacto* Hor. ep. I 6, 9; *veluti — fere* II 1, 236; *in tantum ferme modum* Tacit. ann. XV, 25); die Bedeutungen „beinahe", „gewöhnlich." Der Nachdruck indessen, welcher auf *ferme* liegt, bewirkt, dass gerade die Negation vorzugsweise hiermit verbunden wird: *hau ferme* Plaut. Poen. IV 2, 40, *haud ferme* Ter. Andr. 460, Livius XXI 7, 9. XXIII 29, 6. XXVII 28, 14; *nemo ferme* Plaut. Men. 264; *nihil ferme* Cic. Brut. 43, 161; *ferme non potest* Plaut. Trin. 731, *non ferme* Cic. Tusc. V 38, 111 de rep. I 45, 69. Livius XXXVI 43, 5. XXIV 25, 9. XXII 9, 8; *nec ferme* Livius I 24, 1. Livius hat überhaupt eine entschiedene Vorliebe für das Wort, und in den Annalen wenigstens auch Tacitus (es giebt dem Ausdruck ein etwas lebhafteres Colorit): bei urbanen Schriftstellern wie Caesar und Horaz fehlt es ganz.

Mit der Sanskritpräposition *vi* wird passend das Lateinische *ve* zusammengestellt (Aufrecht und Kirchhoff Umbr. Sprachd. I 160. Curtius Gr. Etym. 36 f.), beides aber vom Stamme des Zahlwortes *dvi* abgeleitet. Durch Abfall des anlautenden *d* ist hieraus *vi*, durch Ausstossung des *v* die Präposition *di* entstanden (Curtius a. a. O.). Während jenes *dvi* im Lateinischen als Zahlwort in *viginti* erscheint, als Adverbium zu *bi* (wie *bis* aus *duis*, *bellum* aus *duellum*) verhärtet ist in *bivira*, welches bei Varro in der Satire lex

Digitized by Google

Maenia IV p. 154 R. die vom Mann getrennte *vidua* bedeutet, vielleicht auch (s. Curtius) in *vidua* selbst zu finden ist, wie in (*di*)*videre*, hat es eine festere Gestalt angenommen in der Partikel *vē*, in deren Erklärung die Alten zwischen den Begriffen des Kleinen und des Bösen schwanken, während der der Trennung und Absonderung für alle Färbungen des Gedankens ausreicht. *Vecors* ist wem sein *cor* abhanden gekommen, *vesanus* wer von der sanitas (des Geistes) abgewichen ist, *vegrandis* dessen Grösse durch Zertheilung entfernt, durch irgend eine Ursache verkümmert ist, z. B. *vegrandis faba* = *minuta* (Festus p. 379 M.), *vegrandia farra* heissen *quae male creverunt* (Ovid fast. III 445), von ihrer natürlichen Grösse durch Misswachs herabgekommen; *fiunt vegrandes oves atque imbecillae* Varro de re r. II 2, 13, von Bentley zu Horaz sat. I 2, 129 angeführt; *nimium is vegrandi gradu* wird bei Plautus (Festus p. 372) einem zögernden, in kleinen Schritten nicht von der Stelle kommenden zugerufen[1]. Der Gegensatz ist *praegrandi gradu* bei Pacuvius 37. Wenn Cicero de lege agr. II 34, 94 den Considius als *hominem vegrandi macie torridum* beschreibt (nach dem Francianus und Lauredanus, *ut grandi* sinnlos die übrigen Handschr.), so hat man sich einen zusammengeschrumpften, verhotzelten Menschen zu denken. Daher kann auch für die Worte des Lucilius bei Nonius p. 183, 30: *nón idcirco extollitur, nec vitae* (*uel ite* p. 297, 32) *vegrandi datur* die Erklärung 'vegrande, valde' (vgl. Festus p. 372: 'vegrande significare alii aiunt male grande') nicht zutreffend sein. Wie die benachbarten Beispiele unter dem Lemma 'efferre' und die entsprechende Wendung *vitae datur* beweisen, ist *extollitur* gemeint in dem Sinne: „wird ans Licht, zur Welt gebracht.“ Hierauf hat auch Bentley zu Horaz sat. I 2, 129 nicht geachtet, wo er *vita vegrandis* als 'humilis et misera' fasst und den Zusammenhang beispielsweise so ergänzt: *nec in adversis rebus sapiens*

---

[1]) *qui nisi itures nimium is v. g.* hat der Codex. Guilelmus verbesserte: *quin is, si itura es.*

Digitized by Google

concutitur neque prosperis : Non iccirco u. s. w. Noch weniger freilich durfte er die schlechte Conjectur der Aldina: *nec irae vel gaudii dator* einem besseren Exemplar zuschreiben. Nicht vom Weisen ist bei Lucilius die Rede, sondern vom Kinde, das eben zur Welt kommt. Hat derselbe nun wirklich *vitae vegrandi* geschrieben, so wird dieses „kleine Leben" weder als ein niedriges noch etwa als ein kurzes zu fassen sein. Denn für letztere Auffassung lässt sich nicht etwa *grandis aetas* vergleichen: durch eine lange Reihe zurückgelegter Jahre kann ein Alter, kann der Bejahrte *grandis natu* werden, nicht aber das Leben selbst. Als eine kurze Spanne Zeit kann es von der Schwelle aus gemessen im Vergleich zur Ewigkeit wohl bezeichnet werden; aber da *vita grandis* nicht langes Leben bedeutet, so kann auch *vegrandis* nicht seine Kürze ausdrücken. Ich glaube daher, dass Lucilius vielmehr entweder *vegrandis* geschrieben hat, oder dass jenes *vegrandi* zu einem folgenden *corpore* gehörte, welches den nächsten Vers begonnen haben kann. Dem Kinde oder seinem Körper kann in umgekehrtem Sinne wie oben bei *vegrandi macie* dieser Begriff beigelegt werden, als einem unentwickelten nämlich. Schon der einigermassen ausgewachsene Knabe hiess *grandis* : *vegrandis* war, wer es noch nicht dazu gebracht hatte. Auch in der etwas verzwickten Stelle des Persius I 96:

> arma virum, nonne hoc spumosum et cortice pingui,
> ut ramale vetus vegrandi subere coctum?

kann, wie man auch das Uebrige fassen mag, *vegrandi* (von Porphyrion zur angeführten Stelle des Horaz ausdrücklich bezeugt) nichts Andres als das Gegentheil von *grandi* bedeuten. In der That ist nach Plinius n. h. XVI 8, 13 'suberi minima arbor . . . cortex tantum in fructu, praecrassus ac renascens atque etiam in denos pedes undique explanatus.' Diese gleichsam geschwollene, leichte Rinde der niedrigen Korkeiche ist das Bild jenes genus dicendi *tumidum* und *leve*, welches dem *grande* und *grave* entgegengesetzt ist;

Digitized by Google

coctum aber bezeichnet die Trockenheit (*ligna cocta*, *coctilia* technischer Ausdruck bei Ulpian Dig. XXXII 55, 7) der Korkrinde, welcher das *aridum* und *exsangue* der vorher angeführten Verse entspricht. Die Lesart der Persiushandschriften dagegen *praegrandi* ist sachlich nicht gerechtfertigt, und wahrscheinlich durch irrthümliche Erklärung in den Text gekommen.

Aus *ve-escus* ist *vescus* zusammengezogen: es wird activ wie passiv gebraucht, bedeutet „nagend" und „abgenagt". Wer nicht mit rechtem Eifer und Appetit isst, nimmt kleine Bissen zu sich, daher *vescus* = *fastidiosus* (Pauli Festus p. 368, Lucilius bei Gellius XVI 5, 7 und Nonius p. 186, 34, Labb. gl. *vescus*, *ὀλιγόσιτος ὀλιγοδεής* und *προσκορής*); die Salzfluth zerfrisst langsam den Felsen, daher Lucrez I 326 *vesco sale saxa peresa;* ebenso *vescum papaver* bei Vergil ge. IV 131 der fressende Pfeffer; passivisch sagt derselbe ge. III 175 *vescas salicum frondes* (= *teneras*, *exiles* nach Philargyrius, *minutas* nach Nonius), Ovid fast. III 446 beruft sich darauf, dass *parva farra* genannt werden *vesca*; übertragen Afranius 315: *at puer est vescis inbecillus viribus; vesculi* sind 'male curati et graciles homines' nach Festus p. 379 M.; *vesci* ist „nagen, die Speise zertheilen."

Der abgesonderte Vorplatz des Hauses, zum Unterschiede von der eigentlichen Herberge (*stabulum*), hiess *vestibulum* (Gellius XVI 5; Macrobius VI 8, 14 ff.); in kleinen, abgebrochenen Schritten gehen, wie man beim Suchen thut, ist *vestigare* (verwandt mit *στείχειν*? Curtius Etym. 178); der Schritt für sich, die einzelne Fusstapfe *vestigium*. So wird denn auch *Vediovis* (*Veiovis Vedius*) einfach bedeuten den von *Diovis*, dem Helfer im Licht, zu trennenden, der nicht wie jener auf dem Capitol residirt, sondern an einer abgesonderten heiligen Stätte, 'inter duos lucos', den düstren Herrscher im Todtenreich, den in der Devotionsformel angerufenen *Dis pater Veiovis manes* (Macrobius III 9, 10), unterschieden von dem *Iovis* der Lebenden. So werden die mühsamen und unbefriedigenden Erklärungsversuche von Ovid

Digitized by Google

fast. III 445 ff. und Gellius V 12 an bis auf Preller R. M. 235 ff. hinfällig.

Ueber das vermeintliche *vepallida* bei Horaz serm. I 2, 129 hat Bentley genügend gehandelt, dem seine Nachfolger natürlich nicht geglaubt haben, selbst Lehrs nicht, mit dem ich doch sonst im Verständniss jenes „Mannes mit dem göttlichen Dämonium“ mehr übereinstimme als leider in der Auffassung des Dichters. Als ob aus dem doppeldeutigen Gebrauch von *male*, welches je nach den Umständen ein ungenügendes Maass der beigesetzten Eigenschaft (*male plenus, male fortis*) oder die Unzweckmässigkeit derselben für einen bestimmten Fall, gar nicht einmal geradezu ein Uebermaass (*male parvus, male pertinax*), bezeichnen kann, ohne Weiteres folgte, dass auch *ve* in Compositis bald „zu wenig“ bald „zu viel“ bedeuten könne. Die Analogie von *vegrandis vecors vesanus*, auf die sich Heindorf ausserdem beruft, durfte schon nach Bentley's einsichtigen Bemerkungen Niemand ins Feld führen. Jetzt vollends wird man dessen einfacher Verbesserung *ne pallida* die Aufnahme nicht verweigern dürfen.

Gar nicht in die Reihe der Composita von *ve* gehört *vehemens*, zusammengezogen *vemens*, es ist vielmehr Participium von *veh*, vollständig *vehemenus*[1]).

Mit dem vorantretenden langgemessenen Adverbium *ve* ist identisch das enklitische mit kurzem *e*, welches auch in *sive neve* und mit ganz abgestossenem Vocal in *seu neu ceu* = *seve neve ceve* erscheint. Der Uebergang aus der Bedeutung des Trennens, Absonderns, Unterscheidens in den einfacher Gegenüberstellung durch ein leises „oder“ liegt so nahe, dass es keiner so künstlichen Ableitung wie der Corssenschen (Ausspr. II 63) aus *vis* bedarf.

Für die Geschichte der Primitivformen *ne nei ni* hat Ritschl opusc. II 622 f. (vgl. Jahrbb. f. Philol. LXXV S. 321 f.)

---

[1]) Die Etymologie von *vesica* oder *vensica* lasse ich dahingestellt.

Digitized by Google

nach den inschriftlichen Urkunden die unverwischbaren Grundzüge gegeben. Das hohe Alter wie die seit dem 8. Jahrhundert der Stadt wieder anerkannte Herrschaft des *e*-Vocals spricht sich auch in dem (mit Ausnahme von *nisi*) fast ausschliesslichen Gebrauch desselben für die mannigfaltigen Zusammensetzungen der Verneinungspartikel mit anderen Wörtern aus. Dieselben sind hauptsächlich von dreierlei Art gewesen: 1) *ne* wurde proklitisch verwendet und dabei vor Consonanten der Vocal verkürzt, vor einem Vocal durch Contraction oder Synizese mit diesem verschmolzen; 2) es wurde enklitisch gleichfalls mit Kürzung oder Abfall des Vocals; 3) es behielt Länge und Ton oder doch eins von beiden, und wurde mit einem folgenden Wort verbunden, das mehrfach gleichfalls seine Selbständigkeit behielt, seltener enklitisch wurde.

Im ersten Fall ist zu unterscheiden consonantischer und vocalischer Anlaut des folgenden Wortes. Seltner hat *ne* vor Consonanten seine volle Selbständigkeit eingebüsst: in den Oxytonis *nĕfas nĕvis nĕvolt* (worüber Ritschl opusc. II 248 ff.) *nĕquis nĕquit*, in den Ableitungen *nĕfastus nĕfandus nĕfarius;* ob die Länge auch in *nequinont* (Livius Andron. in der Odyssee bei Festus s. v.) und in *neparcunt* (Plautus Most. 124), lassen die angeführten Stellen mit Sicherheit nicht erkennen. Mit Vocalen verbindet es sich, indem es entweder den eignen ganz aufgiebt, oder mit dem andren sei es durch Contraction, sei es durch Synizese verschmelzen lässt. Aus *ne-oenum* wird *noenum* und weiter *non:* wie sollte also *ne* die stärkere, *non* die schwächere Negation sein? Eher umgekehrt: oder vielmehr *ne* ist die einzige primitive, also umfassende Partikel der Verneinung, des mannigfaltigsten Gebrauchs fähig; in vielen Fällen aber hat *non* über sie die Herrschaft erlangt, weil es der Veränderung nicht mehr unterworfen und als der Ausdruck kategorischer Verneinung jedem Missverständniss entrückt ist. Weitere Beispiele dieser Proklisis mit Aufgebung des Vocals sind *nullus numquam* und *num* (= nicht zu irgend einer Zeit),

Digitized by Google

nusquam. Aus Contraction entstand *neuter*[1]) und *nemo* (aus *ne-hemo:* s. Pauli Festus p. 100 'hemona'). Auffallend ist die Kürze des *e* in *nego*, dessen Bildung aus *ne-ago* (*ago* = *agio*, *aio*), *ne-igo*, wie Aufrecht Z. f. vgl. Sprachf. I 231 angedeutet, Fleckeisen z. Kritik der altlat. Dichterfragm. S. 7 anerkannt, Corssen 'de Volscorum lingua' p. 16 sqq. und Curtius Et. S. 356 f. der zweiten Ausg. weiter begründet haben, und durch das Frequentativum *axare* (= *nominare*), durch *axamenta* und *adagium* unzweifelhaft sicher gestellt ist. Synizese trat ein bei *ne utiquam*, wie die Plautinischen (besonders mil. gl. 586 Capt. 586, wonach Merc. 599 und Poen. I 1, 71 zu beurtheilen) und Terenzischen (Andr. II 1, 30. haut. II 3, 116. hec. I 2, 50. III 3, 43) Stellen beweisen, wo durch diphthongische Aussprache fehlerhafte Dactylen entstehen würden. Schon Bentley zu Ter. hec. I 2, 50 bemerkte daher: '*ne utiquam;* ita semper scribendum.'

Als enklitisch bekannt ist das fragende und in Verwunderung ausrufende *nĕ*, angehängt sogar an Wörter, in denen es schon selbst enthalten ist, wie *nonne*, *necne*. *Numne* spricht Ritschl opusc. II 248 A. mit Hand Tursell. IV 79 der Latinität ab; doch schützen es die Handschriften bei Cicero de nat. deor. I 31, 88 und Lael. 11, 36, und die neusten Herausgeber, Baiter und Halm, haben es in ihrem Text behalten[2]). Auch hier hat es gelegentlich den Vocal eingebüsst: *satin utin* und besonders in der Verbindung

---

[1]) Die von Brix zu Plautus Capt. 583 als plautinisch und voraugusteisch empfohlene Schreibung *né uter* für *neuter* lässt sich ja freilich metrisch durchführen, wenn man z. B. Merc. 537 *ne utér stupri causa caput limaret* oder Rud. 854 *ne utrúm volo*, oder Terenz hec. 656 *ne utra ín re vobis* mit Hiatus oder Synizese liest. Aber mit der Begründung steht es schwach: er müsste denn auch *seu neu heu* und *eheu* aus der plautinischen und älteren Sprache verbannen wollen, was er doch in seinen Ausgaben bisher nicht durchgeführt hat: vgl. auch Bergk de carm. Saliar. rel. p. IV und Corssen Ausspr. I^2, 672 f.

[2]) Ueber *nécne* auf Ritschl's Erinnerung ebenda 677 f. zu verweisen ist hoffentlich jetzt nicht mehr nöthig.

Digitized by Google

mit Fürwörtern: *men ten quaen quin* u. a. Enklitisch aber ist *ne* in letztrer Form auch bei sehr bestimmt verneinendem Sinne geworden. Schon in der ungeduldig oder doch lebhaft fragenden Aufforderung ist die Negation logisch betont, mag nun die Frage im Verbum fortgesetzt werden, z. B. *quid stas, lapis? quin accipis?* Ter. haut. 832, („wieso, warum nimmst du's nicht?") oder der Imperativ hinzutreten, z. B. *quin tu uno verbo dic* Andr. 45 („warum nicht? sage es doch"). Diese letztre abgekürzte Frage mit dem Accent auf der Verneinung liegt dann in dem hieraus weiter entwickelten versichernden und steigernden *quin*, (vgl. das steigernde *quid?*), wie auch durch den Gebrauch anerkannt wird, es gern auf negative Sätze folgen zu lassen, z. B. in Plautus Trin. 932 *lúbet audire nisi molestumst. — quin discupio dicere*, oder Men. 687 *néque edepol te defrudandi causa posco : quin tibi | dico uxorem rescivisse* (vgl. Munro zu Lucr. I 588). Hier könnte man *quin* übersetzen: „warum nicht gar? vielmehr," wie denn auch, bei Livius z. B., *potius* und *contra* geradezu folgen. Und so ist in allen Fällen, wo *quin* in Nebensätzen als sogenannte Conjunction, d. h. als r e l a t i v e s Adverbium zur Bezeichnung der Untrennbarkeit des Hauptsatzes vom Inhalt des Nebensatzes steht, die Negation trotz ihrer Zusammenschrumpfung in der Enklisis die Hauptsache. Zugleich aber sieht man, dass ein wesentlicher grammatischer Unterschied zwischen *ne* und *non* ursprünglich keineswegs besteht: denn *quin*, welches etymologisch nie etwas anderes ist als der Instrumentalis *qui*, verbunden mit *ne*, (z. B. *nullust Ephesi quin sciat* Plaut. Bacch. II 3, 102 heisst: „es lebt Niemand in E. ohne zu wissen"), ist doch in den meisten Fällen, dem vulgären Gebrauch gemäss, durch *qui* (= *quo*) *non* zu umschreiben.

Es ist die häufige Anwendung gerade in dieser Formel, welche die ursprünglich selbständig neben den Instrumentalis gestellte Negation zu einem ton- und vocallosen Enklitikon abgeschliffen hat. Durch ganz denselben Vorgang ist *sin* aus *si ne* entstanden, dessen vorzugsweise Stellung im

Digitized by Google

zweiten Glied einer Alternative ursprünglich so gemeint war, wie in dem Ciceronischen Brief ad Att. XVI 13, 6: *si pares aeque inter se, quiescendum; sin, latius manabit.* Ebenso XIII 22 *ego, ut constitui, adero; atque utinam tu eadem die: sin, (quid enim multa?) utique postridie* (d. h. *si ne aderis*). Tautologisch oder hinüberleitend statt einer Adversativpartikel wurde dann *aliter secus minus* hinzugefügt, und wenn dies nicht genügte, sondern der andere Fall bestimmter zu formuliren war, geschah dies durch einfache Parataxis (konnte ja doch jede Voraussetzung ohne besondre Conditionalpartikel parataktisch einem Satze, welcher die Folge dazu angab, vorausgeschickt werden, z. B. *spectatoris eges — aetatis cuiusque notandi sunt tibi mores* Hor. a. p. 154), bis wiederum durch die Gewohnheit der Uebung jenes *sin* zu einer einfachen adversativen Conjunction wurde. Dem Valerius Flaccus, der V 667 *quod sin ea Mavors abnegat* schrieb, nur um den Hiatus zu vermeiden (Lachmann zu Lucr. III 415), fehlte das Verständniss.

Derselben Abstammung wie *sin* ist die Präposition *sine*, welche Corssen Ausspr. I², 201. 778. Zeitschr. f. vgl. Sprachf. XVI 301 meiner Ansicht nach sehr richtig von dem ursprünglich demonstrativen Instrumentalis *si* und der Negation *ne* herleitet und „so nicht" erklärt. Kein Wunder, dass dafür auch *nesi* gesagt werden konnte, wie in der alten Bundesurkunde der Dedication des Altars der Diana Aventina (Festus p. 165). So bestanden *mirum ni* und *nimirum* neben einander, während dem *nisi* ein gleichbedeutendes *sini* fehlt, eben weil *sin* in verwandtem, aber verschiedenem Sinne gebräuchlich war. Der zu *sine* hinzutretende Instrumentalis des Nomens erläuterte nur die mit *si* gegebene Andeutung. Die Kürzung beider Vocale, des *i* wie des *e*, war eine Folge des formelhaften Gebrauchs, wodurch die beiden ursprünglich selbständigen Wörtchen verbunden und zur Präposition gemacht wurden.

Dagegen ist in *nimirum* weder *non mirum est* mit Donat zu Ter. eun. III 3, 1 oder Schömann Redeth. 152 noch

Digitized by Google

ne mirum sit mit Nägelsbach lat. Stilistik 3. Aufl. S. 544 und Fleckeisen Jahrbb. 1862 S. 435 A. zu suchen. Wie wäre das zu vereinen mit einer Reihe der klarsten Stellen, welche zum Theil schon von Hand Turs. IV 193 angeführt und richtig gewürdigt sind? Denn offenbar sind die Formeln *mira sunt nisi* oder *ni*, *mirum est ni*, *mirum nisi*, *mirum ni*, *nisi mirum est* und *ni mirum* wesentlich gleichmässig zu beurtheilen. Aus einem wörtlichen „es sollte mich doch wundern, wenn nicht" entwickelt sich der Ausdruck einer zuversichtlichen Behauptung oder Belehrung „ich wette dass", „ich stehe dafür", „unbedenklich", abgeschwächt mit der Zeit zu einem mit mehr oder weniger Nachdruck vorgetragenen „nämlich". Zur Veranschaulichung dieser Uebergänge genügen folgende Beispiele: *mira sunt nisi:* Plautus Amph. I 1, 126 *mira sunt nisi invitavit sese in cena plusculum.* 275 *mira sunt nisi latuit intus.* Poen. IV 2, 17 *omnia edepol mira sunt | nisi erus hunc heredem facit.* Trin. IV 2, 19 *mira sunt ni illic homost aut dormitator aut sector sonarius.* Capt. IV 2, 25 *mira edepol sunt ni hic in ventrem sumpsit confidentiam.* Bacch. III 3, 46 *mira sunt ni Pistoclerus Lydum pugnis contudit.* Die Erklärung gewisser Vorgänge oder Erscheinungen wird vermuthungsweise, aber mit Zuversicht eingeführt. *mirum est ni:* Capt. IV 2, 43 *mirumque adeost ni hunc Aetoli sibi fecere agoranomum.* *mirum nisi:* Caecilius 101 *mirum adeo nisi frater domi ebrius | turbam áliquam dedit.* *mirum ni:* Plautus Amph. I 1, 163 *mirum ni hic me quasi muraenam exossare cogitat*, immer noch zuversichtliche Vermuthung. Terenz Andr. III 4, 19 *ubi nunc est ipsus? — mirum ni domist:* Versicherung einer Thatsache als selbstverständlich. eun. II 3, 53 *mirum ni* (offenbar) *hanc dicit, modo huic quaé datast dono.* II 1, 24 *mirum ni* (ohne Zweifel) *ego me turpiter hodie hic dabo.* IV 4, 44 *mirum ni credis quod iste dicat.* V 8, 53 *mirum ni illoc homine quoquo pacto opust.* haut. IV 1, 50 *mirum ni illa salvast et ego perii.* Pomponius 118 *mirum ni háec Marsa est.* Novius 114 *quid ploras, pater? — mirum ni cantem?* ich

Digitized by Google

glaube gar, ich soll singen. Vitruv VII 14 p. 160, 8 R. *Fuficius enim mirum de his rebus ni primus instituit edere volumen*, nach Rose's Verbesserung: *in* der Gudianus, was der Harleianus weglässt.

Die Bedeutung bleibt dieselbe, auch wenn *nisi* oder *ni* dem *mirum* vorangestellt wird: „wenn nicht, so sollte es mich wundern.“ *nisi mirum est:* Caecilius 255 *nomen virginis, nisi mirum est, deintegrabit.* Kurz: *ni mirum* in der älteren Latinität bei Plautus Aulul. II 8, 23 (241 W.), Terenz eun. II 2, 37. III 3, 2. IV 7, 14, Afranius 399, Laberius 11, pall. inc. inc. 5.

Ganz wie *mirum ni* hat auch *quid ni* seine vollere Form in *quid nisi*, wie Festus p. 257 bezeugt: '*quid nisi* usurpavisse antiquos testis est Afranius (129) in epistula: *me auctóre, mater, abstinebis: quid nisi?*' Indem es für einen Augenblick das Gegentheil des Gemeinten statuirt, stellt es die Zumuthung, ohne Weiteres die vollkommene Unzulässigkeit jeder anderen Annahme anzuerkennen. *quid ego ni fleam?* heisst also eigentlich „was sollte ich denn sonst thun, wenn ich nicht weinen wollte?“ *haben hominem, amabo? — quid ni habeam?* (Ter. eun. 674) „wie wenn ich ihn nicht hätte? dann könnte ich doch nicht so zu ihm reden, wie du eben gehört hast.“ Andr. 315 *adeon ad eum? — quid ni?* vollständig = *quid facias nisi adeas* u. s. w. Da jedesmal die Negation der Handlung im Widerspruch zur Wirklichkeit steht, so ist der Conjunctiv, welcher in diesen Fragen stets angewendet wird und als Dubitativus gefasst zu werden pflegt, auch so vollkommen gerechtfertigt. Folglich ist auch das dem Plautus eigenthümliche Fragewort *quippeni* oder in beglaubigter Form (Ritschl opusc. II 557) *quippini* aufzulösen in *quippe nisi.* Freilich ist die etymologische Erklärung von *quippe* nicht mit voller Sicherheit zu geben. Einmal bildet es einen Spondeus, in den Satiren des Ennius V. 26: *quippé sine cura laetus lautus cum advenis,* während es sonst regelmässig trochäisch gemessen wird. Auch in *nempe* und *ipsippe* ('*ipsi, neque alii*' Pauli Festus p. 105 M.)

Digitized by Google

ist das Suffix *pe* stets kurz. Jene Länge aber und das *i* in *quippini* lassen auch hier auf eine alte Casusform, sei es Locativ oder Ablativ, eines verschollenen Pronomens schliessen. Wie *quippini* so muss auch *quippe* ursprünglich Fragewort sein. Dies wird bestätigt durch die von Fleckeisen krit. Misc. 32 f. zur Geltung gebrachte Verbindung *quippe qui;* nicht weniger durch den Gebrauch andrer erklärender Wörter nach *quippe,* wie *enim* (*quippe videmus enim*) und *etenim, ubi, quando, cum, quoniam* und die relativen Fürwörter. Auch in der seltsamen Erklärung bei Festus p. 256 M. ('*quippe* significare *quidni*') mag eine Ahnung davon erhalten sein. Auf eine directe Frage ungefähr des Sinnes „inwiefern eigentlich?“ wurde unmittelbar die Antwort ertheilt, (bei *qui* durch Wiederholung desselben Instrumentalis in relativem Sinne), in der älteren Latinität stets mit dem Indicativ. Wie auch der gemeine Mann bei uns einen Grund oder eine Erklärung sich selbst unterbrechend mit einem eingeschobenen „warum?“ einführt. In Ciceronischer Zeit ist daraus bereits ein abgeschliffenes Adverbium geworden, so dass eine Wortstellung wie pro Milone 12, 33 *movet me quippe lumen curiae* nichts Auffallendes mehr gehabt haben mag (vgl. Verg. Aen. I 59). Das doppelte *p* durch Assimilation etwa mit einem vorhergehenden *d* (*quidpe*) zu erklären, sei es Accusativ, wie es allerdings zu Plaut. Men. V 9, 50 (*ésne tu Suracusanus? — certo. — quid tu? — quippini?*) passen würde, oder Ablativ (siehe Ritschl Neue Plaut. Exc. 56 ff. Rhein. Mus. XXIV 485 f.), widerräth die Analogie von *ipsippe:* vielmehr scheint zum Ersatz der allmählig beeinträchtigten Länge von *qui* („wie so?“) die Verdoppelung des folgenden Consonanten eingetreten zu sein, etwa wie aus *meile meilia* schon früh *mille* und in Augusteischer Zeit (monum. Ancyr.) *millia* geworden ist. Und so wird denn auch *quippini* ursprünglich bedeuten: „wie eigentlich wenn nicht? wie denn sonst?“ z. B. Men. V 5, 45 *itane censes? — quippini?* (d. h. *qui, quomodo censeam nisi sic?*) vgl. Bacch. IV 7, 41; Poen. I 3, 27 *quid opust verbis? — quippini? — quod úno verbo dicere hic quid-*

Digitized by Google

vis licet (= *qui, quo tandem opus sit nisi verbis?*), woraus sich der Begriff unbedingter Bejahung von etwas Selbstverständlichem, nur in der angegebenen Weise Denkbaren entwickelt hat: Truc. I 2, 103. II 4, 60, besonders die Jaherren im Poenulus III 4, 21 ff., ironisch Aulul. I 2, 3. Pseud. I 3, 127.

Mit der Negation haben natürlich Nichts zu thun *alioquin* und *ceteroquin*. Aber auch Corssen's Ansicht (krit. Beitr. 272: vgl. Ausspr. I², 249 A.), dass dieses *quin* eine Locativform sei, analog mit *dein, proin, exin, hinc,* muss, abgesehen davon, dass ein locatives *quim* und daraus geschwächtes *quin* neben *quobi* weder nachweisbar, noch wahrscheinlich ist, schon deshalb aufgegeben werden, weil jene Wörter bekanntlich der älteren Latinität fremd sind, wie schon Hand Tursell. I 236 zu bemerken nicht unterlassen hat. Für *ceteroqui* in dieser Form (der Verbindung des indefiniten Instrumentalis *qui* mit *cetero*) ist der älteste uns bekannte und für die classische Zeit auch einzige Zeuge Cicero, dem sie wenigstens in den Briefen nicht wird abgesprochen werden können. Ganz unanfechtbar ist ad fam. VI 19 *eius Falernum mihi semper idoneum visum est deversorio, si modo tecti satis est ad comitatum nostrum recipiendum: ceteroqui mihi locus non displicet.* Demnächst ad Att. XIV 16 *o loca ceteroqui valde expetenda, interpellantium autem multitudine paene fugienda* (*cetera quam* M²); XIV 4 *pauca* παρὰ λέξιν — *ceteroqui et satis graviter et non contumaciter* (*ceteroque* M¹ *cetera que* M²: *cetera* würde hier der Sinn ertragen); ad fam. IX 10, 3 *ego ceteroqui animo aequo fero: unum vereor, ne hasta Caesaris refrixerit* (*cetera qui* M²: *cetera* allein ginge auch hier); ad Att. XII 3 *ne vivam, mi Attice, si mihi non modo Tusculanum, ubi ceteroqui sum libenter, sed* μακάρων νῆσοι *tanti sunt* (in M ist *ceteroqui* unterstrichen, d. h. getilgt: es kann auch entbehrt werden). Fehlen könnte es auch de deor. nat. I 22, 60 *non enim poeta solum suavis, verum etiam ceteroqui doctus sapiensque traditur* (*ceteroque* Baiter's Handschriften). Am unsichersten or. 25, 83 *illam autem*

Digitized by Google

concinnitatem — adhibet quidem hic subtilis, quem, nisi quod solum, ceteroqui recte quidam vocant Atticum (*ceteroque* Gud. 2 *certoque* Gud. 1, *cetera* Viteberg.). Ein beglaubigtes Zeugniss für *ceteroquin* ist gar nicht beigebracht.

Dass dem *alioqui* zu seiner Zeit fälschlich ein *n* angesetzt wurde, scheint allerdings Caper de orthogr. 2241 P. zu bestätigen: '*atqui* careat *n*, similiter *alioqui*'. Die Handschriften schwanken in dem Grade, dass der Gebrauch der einzelnen Schriftsteller, ein etwaiges Princip der Unterscheidung zwischen der vocalisch und der consonantisch auslautenden Form (etwa zur Vermeidung des Hiatus) schwerlich festzustellen ist. Nachdem Lucrez III 415 von Lachmann verworfen ist, der p. 168 bemerkt, dass der dichterischen Sprache das Wort überhaupt fremd ist, findet es sich zuerst in zwei Horazischen Satiren: I 4, 4 *quod moechus foret aut sicarius aut alioqui famosus*, und 6, 66 *atqui si vitiis mediocribus ac mea paucis mendosa est natura alioqui recta.* An letztrer Stelle haben die besten Handschriften *alioquin.* Bei Quintilian hat Halm überall *alioqui* in den Text gesetzt: vereinzelt, mehrfach von zweiter Hand bieten Codices *alioquin.* Bei Tacitus giebt der Mediceus ann. II 38 *languescet alioqui industria*, IV 37 *validus alioqui spernendis honoribus*, jedoch XIII 20 *alioquin id.* Vor Vocalen liest man bei Livius VIII 9, 1. XLIII 19, 3 *alioqui.* Vielleicht ist *alioquin* nur Marotte irgend eines Grammatikers vor Caper gewesen, jedenfalls aber irrthümlich und willkürlich gebildet aus falscher Analogie mit dem schon frühzeitig nicht mehr recht verstandenen *quin.* Denn wenn in den commentarii grammatici des Nigidius etwas Klares und den mannigfachen Gebrauch wirklich Aufhellendes darüber zu lesen gewesen wäre, so würde Gellius XVII 13 sich nicht so rathlos gebehrden.

Auch *atquin*, von Caper mit Recht getadelt, ist gewiss spätere Missbildung, zur Vermeidung des Hiatus von Statius Theb. VI 161 gebraucht. Alt und sprachlich berechtigt neben *at qui, at pol qui* wird es so wenig gewesen sein wie *hercle quin* statt *hercle* (*edepol, ecastor*) *qui*, wenn auch die Abschreiber

Digitized by Google

oder irgend ein ungenügend unterrichteter Diorthot in die Handschriften gern ihr *quin* einschmuggelten, z. B. Plaut. Men. 428. 1092 (Vgl. Fleckeisen krit. Misc. 28 ff.). Gewiss ist daher auch Rud. 760 zu schreiben: *át qui, quia votas, utramque iam mecum abducam semul* statt des in *BC* (nach Ritschl's gütiger Mittheilung) allerdings überlieferten *at quin.*

Nichts Andres als jener Instrumentalis (*qui*) ist das enklitische *que*, dessen Erklärung als eines Ablativs[1]) sichergestellt ist durch das charakteristische *d* der entsprechenden Oskischen Form *pid* (Mommsen U. D. 290), wofür es im Umbrischen *pei*, *pe* heisst (AK. Umbr. Spr. I 138 f.). Aus altem *qued* also ist *que* entstanden, und die ursprüngliche Vocallänge macht sich von den Saturniern des Livius Andronicus und Naevius an bis in die daktylische Poesie des Vergil und Ovid gelegentlich geltend; meist gekürzt, in der Verbindung mit *ne* sogar ganz verschwindend, indem *neque* zu *nec* einschrumpft, wie im Oskischen *neip* aus *nepid* abgestumpft wird. Die Neigung dazu spricht sich auch in der Schrift aus durch die Abkürzung Q. für QVE.

Wo *que* copulativ steht, ist es Instrumentalis des Relativums *qui* in der Bedeutung eines anreihenden „wie", synonym mit dem demonstrativen *et*, welches die Sprachvergleicher (Curtius Et. 70. 188) mit ἔτι, Skr. *ati* = *ultra* zusammenstellen. (Vgl. Schömann a. O. p. 9).

Aus der Verbindung mit *ad*, der Präposition, aus *adque* (*atque*) wird durch hinzutretenden Ausfall des Dentalen vor *c* : *ac;* selbst in der vollen Form scheint es bisweilen ausgefallen zu sein, denn so sind die pyrrhichischen Messungen Trin. 824 *átque tibi ego, Neptune*, und Rud. 228 *loca atque haé regiones* (Ritschl Parerg. I 545. op. II 222. proll. Trin. CXXV) doch wohl zu erklären.

Diese Erklärung des relativen *que* durch „wie" bewährt sich besonders in der Verwendung von *atque* als Vergleichungs-

---

[1]) Vgl. Corssen Ausspr. I[1], 337. Schömann *de particulae que origine* u. s. w. Greifswald 1865. p. 8.

Digitized by Google

partikel, am häufigsten nach *aeque*, *alius*, *aliter*, *par*, *pariter*, *idem*, *simul*, wie nach andren eine Vergleichung involvirenden Ausdrücken, auch nach Comparativen. Während die einfache Präposition zur Gegenüber- oder Nebeneinanderstellung eines Nomens mit dem andern dient (z. B. *ne comparandus hic quidem ad illum est*), weist das mit ihr verbundne *que* auf die Qualität, welche bei beiden zu messen ist (vgl. Schömann 'de part. *que*' II 4). Der Satz *alio sunt illi ingenio atque tu* bedeutet wörtlich: „jene Leute sind von andrer Anlage im Vergleich zu dem wie du bist"; *aliter scribo ac sentio* bedeutet: „ich schreibe anders im Vergleich zu der Art wie ich denke." Das copulative *adque* ist genau zu übersetzen: „wie dazu". Die ausdrückliche Forderung des Hinzufügens (auch in energisch zustimmenden und ergänzenden Antworten) hebt das so Eingeführte hervor gegen das Vorangehende. Aehnlich ist zu verstehen der eigenthümliche Gebrauch, durch dieselbe Partikel an der Spitze eines Hauptsatzes eine Handlung oder ein Ereigniss, welches sich den im Vorigen gegebenen Voraussetzungen überraschend anschliesst, parataktisch, sei es in einem neuen, sei es im sogenannten Nachsatz hinzuzufügen (vgl. Hand Turs. I 480 ff. und Wichert lat. Stillehre 168 f.): *atque atque accedit muros Romana iuventus* bei Ennius ann. 527 drückt das Näher- und Näherkommen des Heeres, die wachsende Spannung gut aus. Eine eingehendere Betrachtung dieses *atque* (ähnlich *ast*, *igitur*) bei voraufgehendem *cum*, *dum*, *ut*, *postquam*, *si* kann nur im Zusammenhange mit der gesammten parataktischen Satzgliederung, aus der sich ja die Periode erst entwickelt, von der also die wissenschaftliche Behandlung der Syntaxis auszugehen hat, gegeben werden.

Dieselbe Casusform des Indefinitums *quis* haben wir in dem gleichfalls enklitischen *que*, „irgendwie", welches den Umfang des Begriffs, an den es sich lehnt, zu erweitern dient (Corssen, Ausspr. II 260 f., Schömann, de part. *que* II 8 ff.). Dem Oskischen *pukkapid*, *pocapit*, dem Umbrischen *panupei* entspricht das Lateinische *quandoque*, dem Oskischen

Digitized by Google

pŭtŭrŭspid das Lateinische *utrique, utroque* dem Umbrischen *podruhpei.* Den Diphthong finden wir noch einmal erhalten bei Plaut. Most. 448: *usquein valuisti?* Denn so ist zu verstehen was die Palatini geben: *usque inualuisti.* Ueber Ritschl's Auffassung (opusc. II 557), dem diese Spur nicht entging, wird weiter unten die Rede sein. Während die Bildung von *cumque* (*quicumque* u. a.), *quisque* (auch wo es bei den Aelteren soviel als *quicumque* bedeutet), *usque, quandoque, ubique, utrubique, utique, undique, uterque, plerique, absque*[1]) vollkommen durchsichtig ist, bietet die Erklärung von *quŏque* noch ungelöste Schwierigkeiten. Sehr wahr ist zwar Mommsen's Vermuthung U. D. 288, dass es anders als das Oskische *pukka, poca* = *quando* (*πόκα*) zu erklären sein möchte, hilft uns aber auf keine richtigere Spur. Die gangbare Bedeutung und Quantität hat es bereits bei Naevius b. P. 53 V.: *id quóque paciscunt.* Da die erste der beiden Sylben weder als Ablativ noch als Dativ gefasst werden kann (wenigstens ist mir nicht gelungen, von ihnen aus den Begriff des Wortes zu finden), so bleibt kaum ein anderer als folgender Ausweg übrig. Mit der sogenannten Conjunction *quom* nämlich wird die Präposition nicht nur „gleichlautend" (Bücheler lat. Decl. 26), sondern identisch gewesen sein, so dass z. B. *quom Q. Caepione proelio est occisus* (CIL. n. 582, a. 664) wörtlich bedeutet: „er ist getödtet worden in der Schlacht wann (und wo) Cæpio", indem der Name des zugleich Getödteten in den Casus gesetzt wird, welcher auf die Fragen wann und wo antwortet. So

---

[1]) Schömann's Ansicht ('de particula *que*' II p. 5 f.), *que* in *absque* sei identisch mit einem conditional zu fassenden *cum*, kann ich nicht für richtig halten. Jene Wendungen der Komödie *absque te esset* u. a. (Hand Tursell. I 70) sind nur Beispiele parataktischer Satzgliederung, indem von zwei äusserlich coordinirten Sätzen der vordere den Fall setzt, aus dem sich im zweiten die Folge ergiebt. *absque* ist ein verallgemeinertes, daher verstärktes *abs* und verhält sich zu diesem nicht anders wie *cumque* zu *cum, quisque* zu *quis, ubique* zu *ubi, plerique* zu *pleri* u. s. w.

Digitized by Google

wird denn für die Erklärung von *quoque* sich der Gedanke, den auch mein Freund Ad. Kiessling theilt, am meisten empfehlen, dass es aus ursprünglichem *quomque* abgeschliffen ist und bedeutet: „mit, zugleich irgendwie." Dies passt auch auf den Ausdruck in den Annalen des Q. Claudius *ne id quoque* für 'ne id quidem', wovon Gellius XVII 2, 18 bezeugt, es sei 'infrequens nunc in loquendo, sed in libris veterum creberrimum', und auf die bei Plautus so beliebten Pleonasmen *quoque etiam*, *etiam quoque*, ja sogar *et quoque etiam* Asin. 184. Ueber den Abfall des *m* vgl. Bücheler lat. Decl. 24 f. Corssen Ausspr. I² 263 ff. und was unten über *eccere* u. a. zu sagen ist.

Auch von dem copulativen *nec* ist ein indefinites zu unterscheiden, welches in der älteren Latinität wie *non* steht, eigentlich „nicht irgendwie", während das anreihende zu übersetzen ist: „wie nicht." Erst so wird die Berechtigung dieses von Sinnius Capito (Festus s. v. *nec* p. 162) beobachteten Gebrauchs klar: in den 12 Tafeln *cui suus heres nec escit* V 4; *si adgnatus nec escit* V 5; *si furiosus escit, ast ei custos nec escit* V 7; *quod nec manifestum erit* VIII 16. Ferner Ausdrücke wie *res nec mancipi;* wie *tu dis nec recte dicis* Plaut. Bacch. 119; *nec recte si illi dixeris* Most. 240 (mehr bei Holtze synt. II 323, s. auch Bücheler in Fleckeisens Jahrb. 1863 S. 785); *nec recte dici mihi quae iam dudum audio* Turpilius Dem. 24; *quoi nec arae patriae domi stant* Enn. trag. 78. Aus archaistischer Quelle stammen die Glossen '*nec eunt*, non eunt' und '*nec erim*, nec eum' bei Festus p. 162. Lucrez sagt *nec utrum* V 839 für *neutrum* und *neque utrum* IV 1217, und so Martial V 20, 11 *necuter*, und Andre (Lachmann Lucr. 314, vgl. Munro zu IV 1217) nach ihm. Nicht nur Catull (64, 83 *funera Cecropiae nec funera;* 30, 4 *nec facta impia fallacum hominum caelicolis placent*) und sein Nachahmer, der Dichter der Ciris (239 *quod nec sinit Adrastea;* 269 *cui parcae tribuere nec ullo volnere laedi*), auch Vergil hat dieses *nec* noch in der kräftigen Verwünschung *quod nec vortat bene* ecl. IX 6 gebraucht. Bleibend in die

Digitized by Google

Sprache aufgenommen sind die Composita *necopinus*, *necopinans*, *neclego*, *negotium*[1]), das fragende *necne;* in der silbernen Latinität taucht *necdum* wieder auf für *nondum*. Auch mit starken Adversativpartikeln wie *tamen*, *vero* am Anfang des Satzes verbunden scheint *nec* nicht sowohl copulativ als unbedingt verneinend zu sein.

Unbestimmbar ist, ob bei Pacuvius 166 *cum néque me aspicere aequales dignarent meae*, und bei Accius 625 *qui néque cuiatis esset umquam potuimus | multa érogitantes scire* auch die volle Form *neque* in diesem verstärkt negirenden Sinne zu fassen ist, oder ob noch ein zweites Glied mit *neque* folgte. Sicher aber findet sich ein einfaches *neque* bei Cato de re r. 141: *si quid tibi . . . neque satisfactum sit* und *quod tibi illoce porco neque satisfactum est.* Ebenso ist zu verstehen Lucrez VI 1214 *atque etiam quosdam cepere oblivia rerum Cunctarum, neque se possent cognoscere ut ipsi*, und III 730 *at neque cur faciant ipsae quareve laborent Dicere suppeditat.* Auch das doppelte *neque-neque* (*nec*) ist nicht anders zu erklären. Um des Parallelismus der Glieder willen setzte man, nachdem im ersten eine Negation in jener nachdrücklicheren Weise vorgetragen war, im zweiten denselben Ton fort. Dieselbe indefinite Bedeutung behält *neque* (*nec*), wenn das zweite positiv durch *et* oder (seltner: Cic. de leg. I 15, 42, de fin. I 14, 48, de div. I 32, 68 u. s. w. bei Hand Turs. IV 137 f.) durch *que* eingeführt wird; ferner in jenem prägnanten Sinne, wo es bald „auch nicht“, bald „nicht einmal“ übersetzt zu werden pflegt. Der Gebrauch ist durch sichere Beispiele von Livius[2]), Ovid[3]), Quintilian, Tacitus, Sueton, Juvenal, Florus, Justin bezeugt (Madvig im dritten Excurs zu Cic. de finibus p. 802 ff. der neuen Aus-

[1]) Vgl. Schömann Redeth. 154; de part. *que* III 10, wo aber unrichtig dieses *nec* für verschieden von *neque* gehalten wird.

[2]) III 52, 9. VI 15, 7. XL 20, 6 (*neque*) vgl. XXXI 22, 7. XXXVIII 27, 1. XLIV 36, 8 (codd. *ne*, Madvig vermuthet Ausfall von *quidem*). *nec ipsi* = *ne ipsi quidem* XXXVII 20, 8? *nec ipse* XXIII 18, 4. XXXIV 32, 9. *neque ipsi* XXX 42, 7.

[3]) ex Ponto IV 13, 5. trist. II 495.

Digitized by Google

gabe). Auch bei Horaz sat. II 3, 262 wie bei Persius V 172 wird *nec nunc* dem von Bentley empfohlenen *ne nunc* mit Madvig vorzuziehen sein; während ich demselben in der schon von Donat vertretenen Auffassung der Vergil'schen Worte ecl. III 102 *neque amor causa est* als Parenthese jetzt gleichfalls beistimme. Dagegen räumt er ein, dass bei Cicero Top. 23 die Worte *si in urbe fines non regantur, nec aqua in urbe arceatur* an sich ohne Anstoss sind.

Der Fortgang der Untersuchung nöthigt uns hier einstweilen abzubrechen und von etwas Neuem auszuholen.

Bekannt ist das ausrufende *ē* in dem Gebet des Arvalliedes *e nos, Lases, iuvate,* und *e nos, Marmor, iuvato* (denn so ist die Interjection vom Pronomen zu trennen: vgl. Bergk Z. f. A. 1856 S. 131. 142), dann unmittelbar mit dem Namen des Gottes verbunden in den Betheuerungen *ecastor, eiuno, equirine*[1]). Auch in *edio fidio* erkenne ich demnach Vocativformen der Nominative *dios fidios* (vgl. Preller R. M. 633 ff.), den reinen Stamm ohne Schwächung des *o* in *e* (Bücheler lat. Decl. 21) darstellend, während *edi* (Titinius 12. 111) durch Contraction aus *edie* nach Analogie von *fili, mi* u. s. w. gebildet ist. Elliptisch dagegen ist zu fassen *me dius fidius, sc. adiuvet* (Pauli Festus p. 147 M.) wie *me castor* (wie in den Handschriften getrennt zu stehen pflegt), *me hercules* (Pauli Festus p. 125), und mit directer Anrufung des Gottes *medi* wie *mehercle* in dem Verse des Titinius 111, den ich wegen der doch wohl gewiss bewahrten Länge in *me* nicht als iambischen Senar hätte abschliessen sollen. Da die Handschrift des Charisius p. 178 P. *edime diemini* bietet, so empfiehlt sich beispielsweise ein Septenar wie *an quía 'pol edepol' fábulare, 'edí medi' mináre?* Ein 'molliculus adolescens effeminate loquens', weil er wie die Weiber beim Pollux schwört (Gellius XI 6), wird verhöhnt, wie Charisius angiebt[2]). Sollte Titinius *medie* ge-

[1]) Mommsen's Bemerkung CIL. I p. 10, das *e* in *edepol, ecastor* scheine aus *me* entstanden zu sein, trifft die Wahrheit gewiss nicht.

[2]) 'cum reprehendere magis vellet.' In 'magis' steckt wahrschein-

Digitized by Google

schrieben haben, so konnte etwa folgen *dixti* oder *miras*. Vocativisch ist auch der Schwur bei Pollux: *edepol* = *e de pol*, mit Verkürzung des ausrufenden Vocales *e*. Er ist wieder zu erkennen in dem gedehnten Wehgeschrei *ēheu*, wie in dem Verbum der Klage *ēiulare*, in dem scharf accentuirten, aber kurzen Anruf *ĕho* und dem flüchtigen *ĕhem* der Ueberraschung. Von hier ist der Uebergang leicht zum Verständniss des Oskischen *etanto* (Mommsen U. D. 258) = *tanta*, des Umbrischen *etantu* in gleicher Bedeutung, des Lateinischen *enim* (neben dem einfachen *nam*).

Lange genug hat die alten Erklärer des carmen Saliare wie die neueren Sprachforscher die Notiz des Terentius Scaurus p. 2261 P. genarrt: 'antiqui pro hoc adverbio (*quom*) *cume* dicebant, ut Numa in Saliari carmine: *cume ponas Leucesiae praetexere monti*' u. s. w. Auch wenn es dem Grammatiker nicht gefallen hätte, den Text selbst beizufügen, so müsste man, statt sich wilden Hypothesen hinzugeben, wie sie nur zu üppig aufgewuchert sind, Angesichts so unzweifelhafter Analogien wie des gleichbedeutenden Umbrischen *kum com ku co*, des Oskischen *pun*, des correlaten *tum* im Lateinischen, u. s. w., zur Annahme eines Missverständnisses geneigt sein. Nun aber — was ist einfacher, als nach dem Beispiel des Arvalliedes *e nos Lases iuvate* auch hier, übrigens mit Aufnahme von Corssen's (origg. p. R. 85) und Bergk's (de carm. Sal. rel. p. XII f.) Verbesserungen, zu lesen: *cum é tonas Leucésie, praé téd tremónti?* Es ist also unsere wohlbekannte Interjection *e*, von ihrem Vocativ durch das Verbum wie dort durch das Pronomen getrennt. Es ist keine Tmesis, sondern die natürliche Wortstellung: der Gedanke an den Donner des Jupiter Lucetius ruft unmittelbar jenen Ausruf hervor.

Wer weiss, ob nicht auch jenes *tame*, welches nach Festus p. 360 'in carmine positum est pro *tam*', in derselben

---

lich etwas Andres, sei es ein Ablativ, oder ein Nominativ des Subjects.

Digitized by Google

Weise zu zerlegen ist? Zur Bestätigung fehlen uns hier die Worte des carmen. Noch weniger Anhalt aber giebt uns, wie mir scheint, der kurze Auszug aus Verrius Flaccus, um jenes *tame* auf ein abgestumpftes *tamen* zurückzuführen (wie Ritschl Rh. Mus. XIV 399 will), dem es doch in der Bedeutung nicht entsprochen haben muss. Vielmehr, glaube ich, wird man darin Corssen Recht geben müssen, dass *tam*, der weibliche Accusativ des demonstrativen Pronominalstammes, das Ursprüngliche war. Aus einer energischen Hinweisung entwickelte sich unter Umständen, bei Erwägung verschiedener Seiten, Gesichtspunkte, Thatsachen, die schärfere Betonung des einen Punktes im Gegensatz zu den andren, und so wurde *tam* Adversativpartikel, wie dies von Festus p. 360 für Naevius, Ennius, Titinius bezeugt, bei Plautus wenigstens in einem sichren Beispiele (Stichus 44) durch den Ambrosianus geboten, Mercat. 733 nach Bothe's treffender Verbesserung (statt *iam*) von Ritschl in den Text gesetzt (*tam, sí nihil usus esset, iam non dicerem*), von Fleckeisen (epist. crit. XV) mit gutem Grund für alle Fälle, wo einsylbige Messung erforderlich ist, empfohlen wird, und in in *tam etsi* noch allgemein üblich geblieben ist[1]). Dass

[1]) Grosse Vertrautheit mit Plautus und der Umgangssprache verräth es nicht, wenn Corssen Ausspr. I² 248 Anm. nach Erwähnung der einen für *tam* beweisenden Stelle, Stich. 44, hinzufügt: „an einer andren, a. O. v. 472, scheint *tam* auf dieselbe Bedeutung von *tamen* hinauszukommen, aber diese Stelle ist ganz verderbt.“ Es heisst nämlich da nach des Ambrosianus untrüglicher Lesart *tam gratiast*, und jeder Leser des Plautus weiss, dass diese Formel höflich abweisenden Dankes auch Pseud. 713, Menaechm. 387 wiederkehrt, und keineswegs in adversativem Sinne gefasst werden kann. Freilich glaube ich auch nicht an Ladewigs „begleitende Handbewegung, wodurch angezeigt wurde, wie sehr Jemand für etwas danke,“ (Z. f. A. 1842 p. 1070); sondern nach Anleitung des horazischen *benigne ..... tam teneor dono quam si dimittar onustus* (epist. I 7, 18) wird wohl *tam gratiast* als Ellipse zu fassen und je nach den Umständen hinzuzudenken sein *quam si accepissem quod offers*.

Auch für die Herstellung des Verses von Naevius com. 130 in dieser Gestalt eines „vollständigen“ (?) trochäischen Tetrameters: *qui etsi*

Digitized by Google

man nun eben die Betonung eines solchen gegensätzlich gemeinten Hinweises noch ausdrücklich durch Hinzufügung eines besondren Elementes zu sichern suchte, und dass die so gewonnene Formel nach und nach in den fast ausschliesslichen Besitz der Adversativbedeutung kam, jenes einfache demonstrative Adverbium aber auf seine ursprüngliche Sphäre beschränkt blieb, ist ganz plausibel. Nur erkenne ich in dem angehängten *en* nicht mit Corssen krit. Beitr. 279 eine Locativform vom Pronominalstamm *i-*, noch auch den hinweisenden Accusativus *em*, sondern den hiervon wohl zu unterscheidenden, anregenden Ausruf *en*, worüber sogleich eingehender gehandelt werden soll.

Einfach hinweisend nämlich ist der Accusativus *em* des farblosen Demonstrativpronomens *is*, welcher zur Partikel verhärtet, von der Plautinischen bis in die Ciceronische Zeit im Gebrauch geblieben, von den Abschreibern freilich oft mit *hem* und *en* verwechselt ist. Die Grenzen seines Gebietes sind aber fest gezogen, und eine Bestimmung derselben auch nach der Erörterung von Brix, welcher in dem Programm 'emendationes in Plauti Captivos' (Liegnitz 1862: vergl. seine Anmerkung zum Trinummus V. 3) p. 17 ff. die Plautinischen und Terenzischen Stellen gesammelt und kritisch behandelt hat, nicht überflüssig, zumal da jene Zusammenstellung wenig geordnet ist und mich Ritschl's Güte in den Stand setzt, auch über die handschriftliche Ueberlieferung Einiges nachzutragen. Im Uebrigen verweise ich der Kürze halber auf den Apparat bei Brix und in den Ausgaben.

Jene Demonstrativpartikel hat also zunächst da ihren Platz, wo an der Spitze des unmittelbar folgenden, selbständigen Satzes ein Pronomen (*hic istic illic tantulum*) oder ein pronominales Adverbium (*hic hac istic istuc sic tam tan-*

---

taceat, dúm videat, tam etiám sciat, quid scríptum sit (mit Molossus im 1sten Fuss — wenigstens doch: *qui étsi*, — mit Spondeus im siebenten, mit abscheulichen Accenten, ohne Caesur und ohne Sinn) kann die Kritik dem gelehrten Sprachforscher nicht dankbar sein.

Digitized by Google

tisper), die Hinweisung bestimmter aufnehmend, steht. Durch die natürliche Redepause, welche der erhobene Ton und der begleitende Gestus bedingt, wird der Hiatus gelegentlich gerechtfertigt (vgl. Ritschl opusc. II 700); *em haé te vinciri iubent* Bacch. 809; *em huíc habeto gratiam* Mostell. 1180; *ém ílluc est patrem esse ut aequomst filio* Pseud. 444; *em istoc vérbo vindictam para* Curc. 212; *périi. — em istuc unum verbum dixisti verissumum* Merc. 206; — in anapästischen Füssen: *em istúc mihi certum erat* Capt. 214; *em ab hóc lenone vicino tuo* Pseud. 526; *em istís mihi tu hodie manibus argentum dabis* 518; *em illíc ego habito* 890; *adést: em illaec sunt aedes* Trin. 3; *em istíc homo te articulatim concidit, senex* Epid. III 4, 52; *em istóc me facto tibi devinxti* Asin 850; *em istaéc volo ergo vos commeminisse omnia* Poen. III 4, 16; *em istíc oportet obseri mores malos* Bacch. 531; *em istúc ago* Asin. 358; *em illóc enim verbo iam esse me servom scio* Menaechm. 250; *em istúc virist officium* Ter. Phorm. I 2, 89; *em illaéc fidem nunc vestram implorat* adelph. III 4, 43; *em istóc verbo animus mihi redit* (*hem* Bemb. Basil.) Ter. hec. III 2, 12. Unter dem Ictus steht es als Kürze Trin. 923 *ém istic erit;* 413 *ém istaec ratio maxumast;* Merc. 313 *ém illic est;* Most. 297 *ém istuc verbum;* Curc. 130 *ém istuc quòd mihi dixti;* Capt. 249 *ém istuc si potes | mémoriter meminisse;* Epid. IV 1, 26 *ém istuc rectiust;* Asin. 323 *ém ista virtus est;* Bacch. 687 *ém isto dicto;* Rud. 1054 *ém istuc optume, quando tuust;* Truc. II 4, 22 *ém istoc pauper es;* Ter. haut. IV 8, 25 *ém istuc volueram* (*em* Bemb., *hem* Basil.); Phorm. I 4, 34 *ém istuc serva* (*em* Bemb. *hem* Basil.); Andr. II 6, 27 *ém illic est huic rei caput* (*hem* Bemb., dagegen hat die erste Hand des Vaticanus 3868, dessen theilweise Collation von H. Brunn ich besitze, das richtige *em* erhalten, erst von zweiter Hand ist *h* übergeschrieben). Selten ist Elision wie *em hac ábiit* Men. 566; *memini. — em íllius servos huc ad me argentum attulit* Pseud. 1091; *em id te óro ut ante eamus* Ter. Andr. III 3, 24. Es beschliesst den Vers Most. 9 *em: | hocíne*

Digitized by Google

volebas? Ter. adelph. III 3, 17 *em: | huic mándes, si quid recte curatum velis* (vgl. Phorm. IV 4, 7). Im Rudens 177 ziehe ich mit Fleckeisen das nachdenkliche *hem* vor, welches der Situation entspricht: schon die Stellung des Pronomens im Folgenden (*errabit illaec hodie*) passt nicht zu *em*, welchem sich dasselbe stets unmittelbar anschliesst.

Uebrig sind noch die Verbindungen mit *sic* und einigen andren consonantisch anlautenden Fürwörtern: *em sic datur* Truc. II 8, 4, Pseud. 154; *em sic: istuc volo* Truc. IV 3, 13; *em sic: abi, laudo* Asin. 704; *em sic volo* (*em* Bemb., *hem* Basil.) adelph. II 1, 15; *em tantisper numquam te morabitur* Bacch. 340; *em non tantulum | umquam íntermittit tempus* 209. Etwas freier, aber durch die Structur des Satzes bedingt und vollkommen anschaulich ist die Wortstellung Trin. 541: *ovés scabrae sunt, tam glabrae em quam haec est manus.*

Ebenso gut wie Demonstrativa konnten aber auch Relativa auf *em* folgen, also *em nunc hic . . . ut ad incitast redactus* Trin. 536; *em qui ventrem vestiam* Stich. 376; *em quo redactus sum* (*hem* Bemb., Basil., *en* Bentley's cod. C. C. C.) Ter. eun. II 2, 6. Varro schrieb de re r. I 56 *em qui adsum.*

Auch Cicero war der Gebrauch dieser Demonstrativpartikel vor einem Pronomen nicht fremd. Er schrieb ad fam. XV 1 *em hic ille est;* und wenn pro Cluentio 65, 184 im Salisburgensis und Laurentianus steht: *item hoc illud est quod ante dixi*, in den übrigen Handschriften *en* statt *item*, so wird in diesem *item* wohl ein ursprüngliches *hem* stecken, welches in *em* zu verbessern ist. So haben im Truculentus II 4, 22 statt *em*, welches im Ambrosianus erhalten ist, der Vetus *ute*, der Decurtatus *ut em*, der Ursinianus *utem*. Auch in der Sestiana 27, 59 ist aus dem Parisinus herzustellen *em cur ceteri reges . . . arbitrentur*. Die übrigen Handschriften haben *en:* Mommsens *hem* ist verfehlt.

Der deiktischen Kraft der Pronomina steht gleich jede Angabe der Richtung oder Gegend: *úbi is est? — em ad*

Digitized by Google

sinisteram Ter. eun. 835; ferner die unmittelbare Beziehung auf die Gegenwart mit *nunc:* Epid. II 2, 87 *em | núnc occasio est faciundi;* Cas. III 1, 11 *em nunc énim te demum nullum scitum scitiust;* Merc. 909 *em nunc tu mihi places;* Men. 613 *em rusum nunc nugas agis;* Bacch. 274 *em accipitrina haec nunc erit.* Der Parasit stellt sich für die verheissene cena sogleich zur Verfügung: *em vel iam otiumst* Capt. 183.

Die in *em* liegende Hinweisung wird besonders auch durch deiktische Verba ausgeführt: z. B. Epidicus V 2, 17 *vincire vis? em ostendo manus* (*uisem* B) mit Hiatus. Aulul. 633 *ostende huc manus.* — *| ém tibi ostendo: eccas.* Seinen eben erlassenen Befehl schliesst der Herr Most. 314 mit den Worten: *em tibíst imperatum.* Auch Accius 302 verbindet *em praesto est.*

Ich kann aber auf jede Handlung, die ich unmittelbar ausübe oder leide, hinweisen: *óbsecro te quam primum hoc me libera miserum metu.* — *em | líbero* Andr. II 2, 14; *em desino* adelph. I 2, 57. Irrthümlich jedoch hat Brix p. 19 auch Andr. 248 und Phorm. 195 hierhergezogen, wo *hem* an der Stelle ist.

Auch durch blosses *em* kann ausgedrückt werden, dass ich einer Aufforderung Folge leiste: *séd quaeso hercle agedum aspice ad me.* — *em.* Capt. 570. So erwidert im Trin. 1102 Stasimus auf den Ruf *Stasime* kurz und gut *em,* womit er sich zur Verfügung stellt.

Besonders gern folgen Imperative, wie *vide, aspecta, specta, tene, accipe, serva:* Asin. 840 *em aspecta, video* (*hem* BD); Bacch. 1023 *em specta, tum scies;* Pseud. 892 *em subolem sis vide;* adelph. IV 2, 20 *em vide ut discidit labrum* (*em* Bemb., *hem* Basil.). Hierher gehört auch Asin. 539 *em | meúm caput contemples;* Most. 333 *em tene;* Merc. 149 *em, dabitur, tene;* Phorm. I 2, 2 *accipe em* (*em* Bemb., *hem* Basil.); ebenso V 6, 18; Persa 810 beim Schlagen *em serva rusum* (vgl. Phorm. I 4, 34. adelph. 172. Andr. 416). Schon den alten Grammatikern war die Kenntniss unsres *em* verloren ge-

Digitized by Google

gangen; denn sie schwankten, ob in den richtig überlieferten Worten aus einer Rede des **Gracchus** (bei Charisius p. 240 P.): *em videte quam par pari sim* ein Seufzer (*hem*) oder das deiktische *en* herzustellen sei.

Häufig wird ein solcher Imperativ als selbstverständlich ausgelassen, aber in stillschweigender Beziehung darauf tritt das gewiesene Nomen stets im Accusativ hinzu, oft unter Beifügung von *tibi*. Trin. 185 *em méa malfacta, em meam avaritiam tibi* (vgl. Ritschl op. II 721); Poen. I 2, 169 *em voluptatem tibi,* || *ém mel, em cor, em labellum, em salutem, em savium;* Truc. V 60 *ém tibi talentum argenti;* Pseud. 754 *em tibi omnem fabulam;* also auch Asin. V 2, 30 (vgl. Capt. 373. 540) *em tibi hominem* (*hem* BD); Amph. 778 *ém pateram tibi : eccam;* II 4, 25 *em ergo hoc tibi* (*hem* BD); Capt. 859 *cédo manum. — em manum;* Rud. 463 *em tíbi aquam;* Curc. 120, Stich. 726 *em tibi hoc;* Andr. V 2, 1 *em Davom tibi* (*hem* Basil.); eun. III 2, 19 *em eunuchum tibi* (so Bembin. *hem* Basil.).

Die Auslassung des Nomens, weil es leicht gedacht oder durch Gesten ergänzt wird, macht keinen Unterschied. Zumal Schläge werden daher mit *em tibi* ohne Weiteres applicirt: mil. gl. 1405, Men. 1018, Curc. 195. 625, Cas. II 6, 53 (vgl. Fleckeisen ex. Pl. 22); eine schlagende Replik ist Capt. 631 gemeint. Auf Personen wird hingewiesen mil. gl. 365 (von Palästrio, der sich selbst vorstellt); ebenso Phorm. V 6, 7 (*heus Geta. — em tibi*). Aehnlich Rud. 1357: *ubi istic lénost? heus tu. ém tibi, hic habet vidulum*; Aulul. IV 4, 22 *ostende huc dexteram. —* | *ém tibi.* adelph. IV 1, 21 *em tibi autem. — quidnamst? — lupus in fabula.* Sachliche Hinweisung V 3, 4 *em tibi, rescivit omnem rem.* An den Terenzischen Stellen bestätigt der Bembinus jedesmal *em*, wo im Basilicanus *hem* steht.

Seltner, je nach der Situation, fehlt *tibi* bei dem Accusativ: Accius 302 *em praesto est : em camo collum gravem;* Plautus Poen. I 1, 79 *em amores tuos;* Terenz eun. III 2, 6 mit dem Bembinus *em alterum* (*hem* Basil.). Auch bei **Cicero**

Digitized by Google

Phil. V 6, 15 hat der Basilicanus: *em causam cur lex... ferretur* (*hem* Bern. m. 1 *en* vulg.).

Selbst das blosse *em* endlich wird durch den Gestus oder die Situation deutlich, wenn z. B. im Rudens 833 der lorarius dem Labrax auf die Frage *quid ést quod caveam?* antwortet *em á crasso infortunio* (mit Hiatus); ebenso Aulul. IV 7, 32 die Hinweisung auf den eben vernommenen Ruf.

Von diesem deiktischen *em* nun ist streng zu scheiden das fragende *en*, zusammengesetzt aus der oben besprochenen Interjection *e* und dem enklitischen *ne*, welches seinen Vocal abgeworfen hat wie in *quin* und andren Verbindungen. '*en* vim habet indignationis' sagt Donatus zu Ter. Phorm. II 3, 1, und dass es eine affectvolle, an der Bejahung so zu sagen verzweifelnde oder doch der Verneinung sichre Frage ausdrückt; lehren alle Beispiele: *en umquam aspiciam te?* Plaut. Trin. 589, *en umquam hodie licebit mihi loqui?* Rud. 1117, ferner 987, Ter. Phorm. 329. 348, Livius IV 3, 10. IX 10, 5. X 8, 10. XXIV 14, 3. XXX 21, 8, Vergil ecl. I 67. VIII 7 (*en erit umquam ille dies?*). Der Arzt bei Plautus Menaechm. 925 scheint etwas ängstlich zu fragen *en umquam íntestina tibi crepant, quod sentias?*, wie man gefährlichen, leicht aufbrausenden Kranken gegenüber wohl zu thun pflegt, wenn nicht etwa die zweite Hand in B mit *an umquam* das Richtigere getroffen hat. In den Glossen des Philoxenus wird ferner aufgeführt *en usquam*, *οὐδαμόθεν, εἶπον.* Bei Varro de re r. I 2, 5 ist zu lesen *en* (statt *em*) *ibi tu quidquam nasci putas posse?* Bei Placidus (A. Mai auct. cl. VI 560) '*en redhibeam*, [anne] redhibeam, quia *en* anne significat.' Unsicher bleibt die Herstellung der Glosse bei Festus Pauli p. 76 '*ennam*, etiamne': das plausibelste hat Turnebus mit *en iam* getroffen. Affectvoll sind auch bei Vergil die Fragen *en quid ago?* Aen. IV 534 (wo Servius falsch *en* mit *ecce* erklärt), und *en haec promissa fides est?* VI 346.

Wie nun *quin* sowohl fragend als aufmunternd gebraucht wird und *ne* auch dem lebhaften Ausruf dient, so wird auch

Digitized by Google

en bei Imperativen zu lebhafter Aufforderung verwendet ohne jeden deiktischen Zweck: *en age segnis rumpe moras* Verg. ge. III 42; *en agedum dominae mentem convertite nostrae* Prop. I 1, 21; *en saperdam advehe Ponto* Pers. V 134.

Eben diese Verbindung mit dem Imperativus, welche beiden Partikeln, aber in verschiedenem Sinne, gemeinsam ist, hat seit Sallust den Grund zur Verwechslung gegeben, so dass nunmehr *en* ebenfalls für deiktisch gilt und in derselben Weise wie früher *em* verwendet wird, man müsste denn gegen die Handschriften frischweg letztres herstellen und den im Verse entstehenden Hiatus bei Augusteischen Dichtern mit in den Kauf nehmen. Nur bei Cicero, dem in den oben angeführten Beispielen *em* durch gute Ueberlieferung gesichert ist, wird man nicht zweifeln dürfen, es auch gegen dieselbe wieder herzustellen, wo es verwischt ist. Jetzt freilich liest man Verr. I 37, 93 *en cui tuos liberos committas, en memoriam mortui sodalis, en metum vivorum existimationis;* V 20, 54 *en foederum interpretes;* V 47, 124 *en quod Tyndaritani libenter praedicent;* Phil. III 9, 22 *en cur magister eius ex oratore arator factus sit;* pro rege Deiot. 6, 17 *en crimen, en causa cur regem fugitivis . . . accuset*, wo auch *causam* aus dem Leid. (L) Priscians p. 1104 P. zu verbessern ist. Bei Catull 55, 12 lautet die Vulgata *en hic in roseis latet papillis*, aber im Germanensis und Datanus steht *hem* (im Santenianus u. a. *et*). Schrieb auch dieser Dichter noch *em* und gestattete den Hiatus wie die Komiker? Im Hymenäus freilich 61, 156 scheint übereinstimmend *en tibi domus ut potens* überliefert zu sein. Ob Furius Bibaculus, wie bei Sueton de ill. gr. 11 in unsren jungen Handschriften steht, geschrieben hat *en cor Zenodoti, en iecur Cratetis*, oder richtiger *em*, steht sehr dahin. Bei Sallust Iug. 9, 2 würde dem alten Sprachgebrauch angemessen sein, wenn er geschrieben hätte *em habes virum dignum te*, nicht *en*, wie überliefert ist. Ungewöhnlich ist schon die erste Person des Verbums und die Stellung der Partikel hist. II 41, 10 D.

Digitized by Google

adsum en C. Cotta, ganz widersprechend aber dem oben entwickelten Gebrauche von *em* die Verbindung mit dem Nominativ statt des Accusativs, Catil. 20, 14 *en illa illa quam saepe optastis libertas.* Dies ist also das erste sichere Beispiel der Neuerung. Bei Vergil lesen wir demnächst ohne jede Abweichung der Handschriften *en* sowohl mit dem Accusativus ecl. V 65 *en quattuor aras, ecce duas tibi, Daphni;* mit dem Relativum I 71 *en quo discordia civis produxit miseros;* mit dem Imperativus VI 69 *hos tibi dant calamos, en accipe, Musae;* als auch mit dem Nominativus: Aen. I 461 *en Priamus;* IV 597 *en dextra fidesque;* V 672 *en ego vester Ascanius;* VII 452 *en ego victa situ.* Dem entspricht Hor. sat. I 1, 15 *en ego*; Ovid ex Ponto II 3, 25 *en ego . . . relinquor;* Plinius n. h. XXI 3, 9 *en ego sum;* Tacitus ann. I 65 *en Varus.* Ovid, Statius, Silius brauchen die Formeln *en aspice, aspicite en, cerne en, en cernite* (Hand Turs. II 372), wie die Alten *em vide* u. dgl. Ganz absonderlich drückt sich Seneca aus Oedip. 1026: *en ecce rapido saeva prosiluit gradu:* daneben *en scelera* Phaedr. 834; *en Paridis hostem* Agam. 189.

Hieraus erwächst zu den von Lange quaest. metr. 30 und Bernh. Schmidt Rhein. Mus. XVI 598 geltend gemachten metrischen Gründen ein neues sprachliches Argument für die Ansicht, dass das Tragödienfragment (inc. inc. fab. LV) *en impero Argis* u. s. w. wenigstens nicht der älteren Zeit angehört, wenn es auch wegen des Citates bei Cicero orat. 49, 163 schwer ist, unter dessen Zeit hinabzugehn. Zu verwerfen ist was ich dem Novius V. 48 zugemuthet habe: *en dixin.* Da im Wolfenbüttler und Leydner Codex *edixi*, im Bamberger *est dixi* steht, so wird man sich, bis etwas Besseres gefunden wird, bei Bothe's *edixin* beruhigen müssen, wenn man nicht *e* als Interjection abtrennen will: *e dixin?*

Noch in eines andren Wortes Geschichte greift Sallust merkwürdig ein, nämlich in den Gebrauch von *equidem.* Bildung und Grundbedeutung dieser Partikel war im Alterthum offenbar nicht sicher ermittelt: '*equidem* alii dicunt hanc habere significationem *ego quidem*, sed melius iuxta Sallu-

Digitized by Google

stium intellegendum *quidem*, ut compositum sit *equidem*', schreibt im 5. Jahrhundert (Keil gramm. Lat. V p. 8) der Grammatiker Cledonius p. 1930 P., natürlich aus ältrer Quelle. Sallust nämlich verbindet *equidem* mit jeder Person des Verbi: *iam pridem equidem nos vera vocabula rerum amisimus* Catil. 52, 11; *scitis equidem, milites* 58, 4; *vanum equidem hoc consilium est* 52, 16. Bei der ersten fügt er noch ausdrücklich *ego* hinzu: *equidem ego sic existumo* Catil. 51, 15; *vobis regnum trado* Iug. 10, 6; *non ignoro* 85, 26. Bentley's Behauptung, dass *equidem* vor der Zeit Nero's (zu Ter. haut. IV 1, 19) oder über die des Augustus hinaus (zu adelph. V 7, 1) ausschliesslich mit der ersten Person des Verbi verbunden worden sei, ist demnach unhaltbar. Für seine Zeit bestätigt Priscian p. 1033 P. (vgl. vol. I p. 575, II 92 K.) die Verbindung mit der zweiten und dritten Person als die übliche, indem er der Meinung widerspricht, *equidem* sei so viel als *ego quidem* (vgl. Servius zu Verg. ge. I 193). Letztre muss von einer gewichtigen Auctorität vertreten gewesen sein, denn Cicero führt sie mit Consequenz durch (vgl. Madvig op. acad. I 497 und zu de fin. III 2, 9: '*equidem* plurali iunctum non Ciceronianum'). Die wenigen abweichenden Beispiele müssen einer rationellen Kritik weichen: de divin. II 70 hat schon Lambin verbessert: *huic eidem* (statt *equidem, est quidem, et quidem* der Handschriften) *Antipho, baro, inquit;* pro Sestio 57 ist bereits in der dritten Ascensiana richtig gedruckt: *equidem audiebam* (*audiebam*' Paris. *andiebamus* Gemblac); pro Flacco fr. 5 schrieb Beier: *qui quidem non in umbra . . . versatus est*, nach bekanntem Ciceronischen Sprachgebrauch, während *equidem* im Ambrosianus nicht motivirt, im Relativsatz sogar auffallend ist; ebenso bedenklich ist in Pis. 34, 83 *cum equidem tibi etiam accessio fuit*, wo Halm *quidem* hergestellt hat. Der Corrector des Mediceus selbst macht *quidem* aus *equidem* im Briefe ad Att. III 3: *adhuc quidem valde me poenitet.* Endlich ad Att. XIII 26 in den Worten *equidem credibile non est quantum scribam* ist *equidem* auf *scribam* zu beziehen. Ebenso kann

Digitized by Google

man auffassen bei Curtius VIII 8, 10 *equidem moderationis meae certissimum est indicium quod ne victis quidem superbe impero.* Derselben Theorie, *equidem* nur mit der ersten Person zu verbinden, schlossen sich Horaz, Vergil, (Servius Aen. I 576), Quintilian, der jüngere Plinius an.

Mit Sallust aber stimmen überein Varro (de re. r. I 5 *equidem innumerabiles mihi videntur*); Persius (I 110 *per me equidem sint omnia protinus alba;* V 45 *non equidem hoc dubites*); Justin (XXXIX 3 *sororem equidem germanam esse*); Ausonius (prof. 1, 5 *patria, non equidem certans cum maiestate duarum;* idyll. p. 204 Bip. *qui nuptias . . . descripserat aptis equidem versibus et compositione festiva*). Auch bei Livius V 51, 4 ist doch nach Structur und Intention des Gedankens an eine Beziehung auf die erste Person (*putem*) nicht wohl zu denken: *equidem si nobis cum urbe simul positae traditaeque per manus religiones nullae essent, tamen tam evidens numen hac tempestate rebus adfuit Romanis, ut omnem neglegentiam divini cultus exemptam hominibus putem.* Bei Lucrez III 1078 bietet der Quadratus: *certa equidem finis vitae mortalibus adstat;* Lambin schrieb zuerst *quidem.* In der Ciris 19 unterstützt *equidem* gleichfalls wie bei Persius und Ausonius die Negation, ist nicht als Wiederholung des vorausgegangnen *ego* zu fassen: *non ego te talem venerarer munere tali, non equidem.* Im ersten, negativen Gliede eines Adversativsatzes dagegen bei Curtius war *quidem* jedenfalls passender als *equidem*, wie man IV 12, 20 (*caligo . . . universam equidem rei faciem non abstulit, ceterum* u. s. w.) und V 13, 3 (*non equidem vinctum regem, sed in periculo esse aut mortis aut vinculorum adfirmabat*) liest.

Wie hielt man es nun vor Sallust mit diesem Wort? In den Bruchstücken des alten Cato, die doch sonst für Verständniss des Latein so ergiebig sind, kommt es nicht vor, wohl aber in der Rede für die Rhodier p. 23, 4 J. *atque ego quidem arbitror:* also scheint Cato *equidem*, wenn er es überhaupt gebrauchte, nicht für identisch mit *ego quidem* gehalten zu haben. Bei Ennius kein Beispiel, aus der ganzen

Digitized by Google

Tragödie überhaupt nur eins: Accius 29 *nolo equidem;* auch Lucilius bei Cicero Tusc. IV 21, 48 verbindet die erste Person damit: *occidam illum equidem et vincam.* Seine eigentliche Heimath scheint es im sermo familiaris der Komödie zu haben. Aus dem einen Beispiel bei Caecilius 28 (mit der ersten Person), einem andren gleichartigen bei Afranius 16 (wahrscheinlich auch 367) lässt sich freilich kein Schluss ziehen; 182 bei demselben ist die Construction unsicher. Für Plautus aber ist Ritschl zu dem Resultat gekommen, dass wenigstens bei diesem *equidem* immer nur mit erster Person stehe (proll. ad Trinumm. LXXVII ff.): er schliesst die kritische Behandlung der diesem Ergebniss widersprechenden Stellen mit der Warnung: 'non recurret opinor furca expulsum *equidem*.' Ich gestehe aber, dass mich seine Beweisführung nicht überzeugt hat. Zunächst ist wohl zu beachten, dass selbst wo *equidem* mit der ersten Person des Verbi verbunden steht, nicht sowohl Betonung der ersten Person beabsichtigt, sondern regelmässig eine Versicherung mit starkem Nachdruck oder Affect ausgesprochen ist, oft geradezu unter Hinzufügung von Betheuerungspartikeln: *atque equidem hercle . . . fugitavi* Poen. III 1, 5; *amavi hercle equidem ego* Merc. 263; *equidem hercle . . . exaestumo* 566; *equidem hercle oppido perii* 709; *equidem ecastor . . . do* Men. 658; *equidem pol . . . malo* Most. 179; *certe edepol equidem te civem . . . sum arbitratus* Aulul. 213; *edepol equidem . . . non didici baiolare* Merc. 508. Ebenso steht *equidem* bei Terenz immer mit einer gewissen Erhöhung des Tones (mit *hercle* Phorm. 807, mit *pol* eun. 876; *út equidem, ita me di ament, metui* haut. 569), in Antworten, Versicherungen des Wissens oder Nichtwissens, Versprechungen, Ausdrücken des Wollens, Begehrens, Glaubens, Fürchtens, Schreckens, der Verwunderung, in Lobeserhebungen, treuherzigen Erklärungen, starken Negationen (mit *minime* verbunden), keineswegs aber mit dem Accent auf der ersten Person. Wie denn auch die Zusammenstellung *equidem ego* (Rud. 1077, Pers. 187: *équidem, si scis*

Digitized by Google

tute, quot hodie habeas digitos in manu, égon dem pignus tecum? Ter. haut. IV 1, 19 *id equidem ego, si tu neges, certo scio* nach dem Bembinus) beweist, dass *equidem* allein nicht als Ausdruck der ersten Person gegolten haben kann. Es war vielmehr ganz einfach unsre wohlbekannte Interjection *e*, verbunden mit dem enklitisch gewordenen moderirenden *quidem*. Verkürzung derselben ist ja auch bei *eho, ehem, edepol* eingetreten. Ist aber diese Deutung die richtige, so muss ihr auch der volksthümliche Gebrauch, also vor Allem der sermo cotidianus der Komödie entsprochen haben, da doch kaum glaublich ist, dass etwa schon in Plautinischer Zeit eine irrthümliche Schultheorie, *equidem* sei aus *ego quidem* verstümmelt, die Umgangssprache sollte beherrscht haben. Viel wahrscheinlicher, dass sie erst später aufgekommen ist, eine verkehrte und übertriebene Folgerung aus der an sich richtigen Beobachtung, dass jenes Wort überwiegend oft in Sätzen der ersten Person vorkam, sehr natürlich: denn von wem ist man häufiger in der Lage etwas zu versichern als von sich selbst? (vgl. Hand Tursell. II 422 ff.). Hiernach kann ich mich am allerwenigsten damit einverstanden erklären, dass *equidem* bei Plautus verwischt werde, wo es in den besten Quellen mit einer der oben aufgezählten Betheuerungspartikeln verbunden erscheint, wie Stich. 554 *dúm equidem hercle quod edant addas;* mil. gl. 656 *atque equidem pol plane eductum.* Im Persa schreibe ich demnach: *nísi quia specie haec equidem edepol liberalist, quisquis est* (*quia specie haec* Bergk, *qui aspeci* B, *qui aspexi* die übrigen). Auch *atque equidem* allein wird zu schonen sein Trin. 611: *átque equidem ipsus ultro venit,* eun. V 4, 33 *cónligavit? — atque equidem orante.* Dagegen gewinnt der Vers freilich, wenn man es mit Hermann ganz streicht in dem iambischen Septenar Bacch. 974 *quadrigéntos filios habet atque equidem omnis lectos sine probro.* Unsicher ist auch Pers. 639 *íta me di bene ament, sapienter. atque equidem miseret tamen* wegen der abweichenden Spuren des Ambrosianus: ATQUE . . . . . . ET, welche Ritschl *atqui me miseret* interpretirt hat. Dagegen

Digitized by Google

ergiebt sich Stich. 329 aus den Differenzen des Ambrosianus und der übrigen Handschriften am einfachsten folgende Gestalt: *nám med equidem harum miserebat* (*me quidem* A, *equidem* die übrigen; *miserebant* A, *miserebat* die übrigen; Ritschl stellte um: *nám me quidem miserebat harum*). Noch leichter Menaechm. 551 *di méd equidem omnes adiuvant* (*me* die Handschriften, *quidem* Bothe). Der Ambrosianus schützt Trin. 352 *quándo equidem nec tibi bene esse pote pati neque alteri* (*quidem* die übrigen), und damit stimmt Turpilius 158 *quando équidem amorem . . . lenivit dies* (*et quidem* der Leidensis und Bambergensis bei Nonius). Im Bembinus steht adelph. V 1, 7 *occídunt me equidem,* haut. IV 1, 19 *íd equidem ego, si tu neges, certo scio.* Syntaktisch richtig ist also auch bei Plautus Men. II 2, 35 *insánit hic equidem. qui ipse male dicit sibi:* die im Metrum überzählige Sylbe finde ich gerathener durch Tilgung von *hic* zu entfernen als durch Aufnahme des Bothe'schen *quidem.* Untadelig ist Epid. IV 2, 33 *ádulescentem equidem dicebant emisse,* und auch Aulul. II 1, 18 *decet te équidem vera proloqui,* wenn auch die bei andren Schriftstellern beobachtete Neigung der Abschreiber, nach Wörtern, die mit *e* oder *ae* schliessen, *equidem* statt *quidem* zu setzen (z. B. Cic. Tusc. V 35, 100, Sueton Aug. 11, Justin XXXVIII 5, 3), für solche Fälle im Allgemeinen Vorsicht gebietet (vgl. Ritschl proll. LXXIX).

Das Resultat unserer Untersuchung ist demnach folgendes: *equidem,* eine Versicherungspartikel, mit dem Ausruf *e* und *quidem* gebildet, behauptet auch in der älteren Latinität ihren Charakter, steht demgemäss regelmässig in selbständigen Sätzen und ist an keine Person gebunden, obwohl die erste der Natur der Sache nach am häufigsten dazutritt. Einer hieraus abgeleiteten irrthümlichen Etymologie, welche *equidem* für eine Verstümmelung von *ego quidem* hielt, folgend, hat, soviel wir sehen können, Cicero zuerst ausschliesslich *equidem* mit der ersten Person verbunden, aber gleichzeitig hielten Varro und Sallust an dem alten Gebrauch fest, der noch bis in die Zeit Priscians hinein der volksthümliche

Digitized by Google

blieb. Die classischen Dichter des Augusteischen Zeitalters und die Vertreter des regenerirten Ciceronianismus folgten der Auctorität Cicero's, Andre hielten sich an den althergebrachten, vulgären Usus. Noch Andre, wie Juvenal und Tacitus, vermieden es gänzlich. Auch im Dialogus de or. 27 wird wohl eher mit dem Perizonianus zu lesen sein: *quod apud me quidem in confesso est*, als *equidem*.

Den mannigfachen Verbindungen nun, in welche, wie wir gesehen haben, die Interjection *e* tritt, schliesst sich diejenige an, welche uns wieder zu unsrer Relativpartikel *que* zurückführt.

Wie nämlich von *ne* durch Zusammensetzung mit dem indefiniten *que* die Negation *neque*, abgekürzt zu *nec*, entstanden ist, so scheint *ec*, welches den Fragewörtern *ecquis, ecquid, ecquo, ecquando, eccubi* (ἦπου Labb. gl.) Lebhaftigkeit giebt, auf ein indefinites *eque* zurückgeführt werden zu müssen. Wenigstens ist die Buttmannsche (Demosth. Mid. p. 146) Zusammenstellung mit οὐκ, welche noch Schömann Redeth. 154 billigt, und die von letztrem 'de particula *que*' III 9 empfohlene Ansicht, dass *ec* sich zu *nec* verhalte wie im Deutschen das dialektische „icht“ zu „nicht“, willkührlich, weil sie die Entstehung von *nec* aus *neque* unberücksichtigt lässt; und ebenso unhaltbar die noch von Fleckeisen in seinen Jahrbb. 1862 S. 435 A. vertretene Ableitung von dem demonstrativen *en* oder vielmehr *em*, da sich in Compositis vor *q* das *m* und *n* hielt, wie *numquis, anquirere* u. a. beweist. Auch Corssen scheint die Gleichstellung von *ecquis* mit *enquis* (wie von *ecce* mit *ence*), die er in der ersten Ausgabe seines Werks über die Aussprache I 106 vertritt, aufgegeben zu haben: wenigstens findet sich in der zweiten Bearbeitung S. 261 ff. nichts davon. In der That wird durch die Gesetze der Consonantenassimilation auch die selbst von Seiten der Bedeutung nicht ganz unbedenkliche Erklärung von *ecce* als *ence* keineswegs bestätigt: mit Recht bezeichnet Curtius Etym. S. 407 sie als unerwiesen. Wenn in *hunc, hinc, illinc* u. s. w. wie in den zu Grunde liegenden vollen

Digitized by Google

Formen *m* nur zu *n* geschwächt, nicht in *c* übergegangen ist, warum sollte eine solche Assimilation grade mit *emce* vor sich gegangen sein? Schömanns Ansicht (de particula que III 7 f.), dem demonstrativen *ce* sei wie im Griechischen (*ἐκεῖνος ἐμοί*) der Vocal *e* verstärkend vorgesetzt, lässt die Verdoppelung des *c* unerklärt. Man wird also bei *ec* stehen bleiben müssen, welches durch das demonstrative *ce* verstärkt, vollständig etwa zu übersetzen sein wird: „ah wie da." Die Pronomina nun, welche hiermit regelmässig im Accusativ verbunden werden (*eccum, eccos, eccillum, eccillud, eccistam, ecca, eccilla* Neue lat. Formenl. II 567) bilden zu dem anregenden Ausruf das Object: *eccum adest* bedeutet „ah wie da über ihn, er ist anwesend." Andre Nomina fasste der Usus bekanntlich ohne Rücksicht auf die Interjection einfach als Subject des folgenden Verbums. Ohne Verständniss schrieb Apulejus in der Apologie 74 p. 84, 18 K. *socero eius eccilli Herennio Rufino* (vergl. Hand Tursell. II 350).

Noch bleibt *eccere* zu erwägen. Wenn diejenigen alten Glossographen Recht hätten, welche es 'per Cererem' (Pauli Festus p. 78 M.) oder *κατὰ τῆς Δήμητρος* (Labb.) erklärten, so müsste es den Handschriften zum Trotz *ecere* geschrieben und *Cere* als Vocativ (freilich ohne Beispiel) gefasst werden. Uebrigens läge die Ableitung von *Cerus*, eine Anrufung des guten Genius (Preller R. M. 70), weit näher: vgl. CIL I n. 46 KERI POCOLOM, dazu vgl. Ritschl de fictilibus litteratis (1853) p. 18 f. Aber schon im Alterthum hielten Manche *eccere* für gleichbedeutend mit *ecce:* Festus im Auszug von Paulus p. 78 'alii *eccere* pro *ecce* positum accipiunt,' und Placidus gl. p. 461 '*eccere*, ecce: aliis iure iurando per Cererem' (nach O. Müllers Verbesserung). Und es ist nicht zu leugnen, dass an den 7 Stellen, wo *eccere* überhaupt nachgewiesen ist, (Hand Tursell. II 343. Fleckeisen ex. Pl. 48) der demonstrative Sinn einigemal ganz entschieden sich aufdrängt, und nirgends undenkbar ist. 1. Plautus Persa 300 *aperítur: eccere autem | quem cónvenire maxime cupie-*

Digitized by Google

bam egreditur intus. 2. mil. gl. 207 *éccere autem capite nutat.* 3. Casina II 6, 34 *conícite sortis nunc iam amabo huc. eccere.* | *úxor, aequa.* 4. Amph. 554 *scelestissimum te arbitrór. — nam quamóbrem? —* | *quia íd quod neque ést neque fuít neque futúrumst* | *mihí praedicás. — ecceré, iam tuatim* | *facís tu, ut tuís nulla apúd te fidés sit.* 5. Trin. 386 *séd ad istam adde gratiam unum. — quid id est autem unum? — eloquar. — tú ad eum adeas, tu concilies, tute poscas. — eccere.* 6. Ter. Phorm. 319 *in te spes est. — eccere,* | *quíd si reddet?* 7. Plaut. Men. 401 *prándi in navi: inde huc sum egressus et te conveni. — eccere,* | *périi misera: quam tu mihi nunc navem narras?* Trucul. II 2, 58 fällt nach der neusten kritischen Bearbeitung fort.

Während an den drei ersten Stellen, ja auch noch in der vierten geradezu die Uebersetzung „ei sieh da!“ erfordert wird, und *eccere autem* dem häufigen *ecce autem* (Hand Turs. I 586 f.) ganz nahe steht, passt an der fünften und sechsten ein erstauntes „ei der tausend!“, an der siebenten ein kummervolles: „da haben wir die Bescheerung.“ Empfiehlt sich daher schon dem Sinne nach Lambins Erklärung 'ecce rem', so giebt in den Menächmen der Vetus geradezu: *eccerē.* (*ecce rem FZ*), und die Länge der Schlusssylbe im Verse des Amphitruo, welche durch die Vocativform in keiner Weise zu rechtfertigen sein würde, ist in einer Accusativform auch bei Wegfall des *m* in der Schrift vor *iam* ebenso gesichert, wie in den Saturniern *Taurasia Cisauna Samnio cepit,* und *subigít omne Loucanam* und *magná sapientia multasque virtutes* und *quoieí vita defecit, non honos honore.* Dass in einer so alten, später ganz aufgegebenen Formel die alterthümliche Schreibung beibehalten wurde, ist erklärlich.

Wie in *eccere,* so ist das Schluss-*m* des Accusativs ausgefallen (abgesehen von dem oben behandelten *quoque*) z. B. in *postmodo* = *postmodum* (Ritschl op. II 623), *propemodo, oppido* (= *op pedom*), *noenu* (Usener prooem. Gryph. 1866 p. 13). Ferner in *perendie.* Zwar scheint Curtius Gr. Et. 246 es als Ablativ zu fassen, dann bleibt aber das *n* uner-

Digitized by Google

erklärt[1]). Gegen Corssen's (Ausspr. I² 776) Ableitung *perom diem* spricht der *O*-Vocal. Es wird doch nichts andres zu verstehen sein als *pęrem diem*, „den jenseitigeu, den Uebertag", „übermorgen"[2]). Neben einem Adjectivum dreier Endungen wie es in dem Compositum *perperus* und dem Adverbium *perperam* erkannt wird, ist die Annahme einer Form der *i*-Declination durch viele Analogieen (*hilaris*, *hilarus* u. s. w.: s. Neue lat. Formenl. II 65 ff.) geschützt. Ueber den Stamm des Wortes hat schon Curtius Gr. Et. 246 das Nöthige beigebracht. Syntaktisch sind mit diesem Accusativ ausser Adverbien wie *iam, pridem* u. a. zu vergleichen Ausdrücke wie *hoc noctis*, *id aetatis*, *quidvis anni.* Die constante Weglassung des *m* erklärt sich wie bei *eccere* durch die Umgangssprache, dem auch dieses Wort eigen ist: es kommt bei Plautus und in den Ciceronischen Briefen vor (Hand. Turs. IV 45).

Wir kehren zu den Bildungen mit *ne*, *ni* zurück. Nur gekürzt durch den häufigen Gebrauch, nicht tonlos geworden ist *ne* in dem überwiegend copulativ gedachten *neque* und in *nequeo nequeam* u. s. w., *nequeunt*, sowie *ni* in *nisi.* Beides, Ton und Länge hat die Negation bewahrt in den Verbindungen mit einsylbigen oder pyrrhichischen Wörtern: *nequis* (*neiquis*) u. dgl., dem reduplicirten *nene* (= *ne forte* A. Mai auct. cl. VII 570; Vitruv V 3 p. 108, 23 R. nach dem Harleianus: *providendum est, nene impetus habeat a meridie*), *neve* (*neive*, *nive*), welches die schon einmal ausgesprochene Verneinung in unveränderter Gestalt und Kraft wiederholt,

---

[1]) Als Ablativ ist es auch bei Charisius gefasst p. 191 P. '*perendie* quasi *pere die,* quod notaverunt grammatici, quia cum de futuro dicimus diem novissimo loco damus, non ut *die quarto*' Die Pariser Excerpte geben *per adie,* d. h *pera die,* die Neapler Handschrift *perea die,* entstanden aus *pere* (mit übergeschriebenem *a*) *die,* einer Zusammenstellung beider Adjectivbildungen. Verunglückt ist die Conjectur der ed. princeps: *perempta die,* ärmlich und verkehrt Lindemanns *per eam diem.*

[2]) Eine Reminiscenz an die Accusativform enthält vielleicht noch Isidors Erklärung V 30, 22: '*perendie*, id est per ante diem'.

Digitized by Google

nedum, nequam, necubi (*ne-cubi*), *nescio* u. s. w., *nescius*, während die Enklisis ihre Kraft verliert, sobald das folgende zweisylbige Wort trochäisch oder spondeisch ist. Abgesehen von den Verbalformen *nescimus* u. dgl. hat bei den übrigen Zusammensetzungen wie *nequando, necunde* (Labb. gl.), *nequiquam, nequaquam* jeder der beiden Theile seine Selbständigkeit bewahrt.

Während durch *neque* die Verneinung eines Begriffs oder Satzes gleichsam in einem Athem angeknüpft wird, *neve* dagegen frisch ausholt, stets um die Verneinung als meinen Willen oder Gedanken scharf für sich abgetrennt hinzustellen, dient zur Hervorhebung eines negirten Momentes, welches vom einzelnen Wort bis zum Satz wachsen kann, und zwar als letzten Gliedes in einer entweder ausgeführten oder gedachten Reihe von Negationen, das *quidem*, welches einem durch *ne* verneinten Begriffe angefügt wird. Die Klarheit dieses Verhältnisses darf bei eintretender copulativer Verbindung nicht verdunkelt werden durch Schwächung des *ne* in *neque* oder *nec*, sondern es wird durch *atque ac et* für volle Selbständigkeit gesorgt, während *nec* nur fortsetzend, nicht abschliessend und heraushebend, die Negation eines Begriffes anknüpft, der durch nachgesetztes *quidem* zwar auch betont werden kann, aber nicht mit Bezug auf die Negation. Demnach ist, wie natürlich, in der Verbindung *ne-quidem* das eigentlich Charakteristische die Partikel *ne;* wie auch die gleichbedeutende ältere Formel *ne-quoque* beweist, die wir schon oben erwähnten. Sehr ähnlich steht sie, durch *dum*, den leisesten demonstrativischen Ausdruck eines Zeitmomentes („mal") verstärkt (*nedum*), um nach einem oder mehreren, meist negativen, oder doch eine Negation logisch involvirenden Satzgliedern ein letztes am energischsten als undenkbar abzuweisen. Hier ist jede copulative Anknüpfung überhaupt unmöglich; *necdum* und *nequedum* dienen bekanntlich zur Verneinung des in *dum* angedeuteten Zeitmomentes. Hiernach, meine ich, sind gewisse Stellen zu beurtheilen, mit welchen die empirische Beobachtung des Sprachgebrauchs

Digitized by Google

etwas willkürlich, wie mir scheint, umgesprungen ist. Für Sallust Catil. 11, 7 *milites postquam victoriam adepti sunt, nihil reliqui victis fecere. quippe secundae res sapientium animos fatigant*, *ne* (kein Gedanke vollends dass) *illi corruptis moribus victoriae temperarent* ist diese von Jordan aufgenommene Lesart der besten Handschriften durch Priscian p. 1031 bezeugt, denselben freilich, der p. 1270 das *nedum* der interpolirten gleichfalls bezeugt. Man hat geduldet die z. B. bei Livius III 52 *novam inexpertamque eam potestatem eripuere patribus nostris, ne nunc dulcedine semel capti ferant desiderium* in demselben kräftigen Sinne angewendete einfache Verneinungspartikel. Denselben fand mit Recht Manutius wieder bei Cic. ad fam. IX 26, 2 *me vero nihil istorum ne iuvenem quidem movit umquam, ne nunc senem.* Und Madvig bemerkt im Allgemeinen emend. Liv. 602 A. '*ne* pro *nedum* aliquo modo in sententia extremo loco adiecta poni potest, in interposita nullo modo.' Er hätte aber in seinem dritten Excurs zu Cic. de finibus p. 806 der neuern Ausgabe die hiernach wohl zu rechtfertigende Ueberlieferung zweier Ciceronischer Stellen nicht verwischen sollen: Tusc. I 71 *quod cum ita sit, certe nec secerni nec dividi nec discerpi nec distrahi potest, ne interire igitur;* und Catil. II 8 *nemo non modo Romae, sed ne ullo in angulo totius Italiae.* An beiden schiebt Madvig *quidem* ein: aber wenigstens an der ersteren konnte Cicero sehr bestimmten Grund haben es fortzulassen wegen des Conflictes mit *igitur*, welches nach *quidem* sehr schleppend erscheint; an der zweiten würde den durch *quidem* bewirkten Accent nicht *ullo* beanspruchen, dem Madvig sein *quidem* hinzufügt, sondern vielmehr das vom Redner an den Schluss gesetzte *Italiae*, für dessen Hervorhebung eben dadurch hinreichend gesorgt ist.

Dass man seit Livius und Ovid das indefinite *neque* oder *nec* als verstärkte Negation in ähnlichem Sinne wie jenes *ne-quidem* brauchte, ist oben erwähnt worden, und rationell betrachtet kann nicht einmal ein *nec-quidem* in derselben Bedeutung als undenkbar bezeichnet werden (vgl. Hand

Digitized by Google

Tursell. IV 142 ff.), wie bei Petron p. 14, 15. 184, 16. 136, 2 B., Plinius n. h. VIII 36, 54, Tacitus ann. XIV 35, Dial. 29 p. 47, 18. 40 p. 67, 17 M., Sueton Calig. 11, Justin I 4, 5. VII 5, 8. XIX 3, 12. XXX 4, 9. XXXVIII 4, 2, Florus II 17, 3 zum Theil sehr gute Handschriften haben. Freilich liegt auch der Verdacht früher Interpolation nahe, dass nämlich ein ursprüngliches *nec*, wie es eben den Schriftstellern jener Zeit geläufig war, durch *ne-quidem* glossirt wurde und daraus dann jene contaminirte Lesart entstand. Indessen kenne ich kein Beispiel, in welchem dieser Vorgang handgreiflich (durch Fehlen von *quidem* in den besseren Quellen) zu Tage läge. Die neueren Herausgeber sind meistentheils Madvig gefolgt, der zu Cic. de fin. p. 822 ff. jedes derartige *nec-quidem* in *ne-quidem* geändert wissen will. Nur Bücheler hat es wenigstens in der ersten Stelle bei Petron stehen lassen.

Dasselbe indefinite *neque* (*nec*) erscheint in der silbernen Latinität (Hand Turs. IV 148) wieder in *necdum* = *nondum* (vgl. Verg. ecl. IX 26). Alle Zeit hat es sich erhalten in *necne*, in *donec*, (schon in den XII Tafeln: VI 8 p. 136 Sch.), *doneque* (von V. Rose aus Handschriften des Vitruv, und andren nachgewiesen im Hermes II 468 f.), *donique* in den Handschriften des Lucrez (Lachmann p. 139 f. 308) und Vitruv, und noch in einer Inschrift vom Jahre 155 p. Chr. (Orelli 4370). Die Enklisis hat in letztrer Form die lautlich schwächste Form der Negation (*nĭ*) erzeugt, wie in *denique*[1]) (eigentlich: „von da ab nicht", womit der Abschluss einer Aufzählung, Darstellung oder dgl. markirt wird). Wie nun jenes *neque* (*nec*) wesentlich mit der einfachen Negation identisch ist, so kann man *donicum* (bei Livius Andronicus, Cato, Plautus immer vor Vocalen: cf. Ritschl op. II 241 f.,

---

[1]) Schömann (de part. *que* II 6 f.) lässt aus *de* ein nicht weiter nachweisbares Adjectivum *denus*, wie *pro* aus *pronus*, entstehen, und an einen Locativ *deni* = *postremo* das copulative *que* treten, muss aber selbst zugeben, dass die copulative Bedeutung in Verbindungen wie *aut denique*, *atque denique* nicht wohl durchführbar ist.

Digitized by Google

einmal bei Cornelius Nepos) ohne weiteren Zwang auflösen in *do-ni-cum*, welches durch Vitruvs volleres *doneque cum* (IX 1, 11) sein unzweifelhaftes Licht erhält. Beide Formen enthalten das zum etymologischen Verständniss unentbehrliche *cum*, welches freilich später aufgegeben wurde, als der raschere, zugleich knappere und gleichsam abbreviirte Stil das Gepräge gangbarer Wendungen abgriff und halb verwischte. Der Grenzpunkt, bis zu welchem eine Handlung sich erstreckt, wird nämlich auch hier durch die Negation der Fortdauer ausgedrückt. Darf man das Hauptelement des Wortes, *do*, welches durch Ton und Quantität das Ganze beherrscht, vergleichen mit der enklitischen Sylbe in *endo* (*indu*), *quando*, deren Länge dauernd in *quandoque* gewahrt ist, so wird man den Ablativus jenes schwach demonstrativen Pronomens hierin erkennen, dessen verschiedene Casusformen schon oben zusammengestellt sind. Leider ist ein untrügliches Zeugniss ablativischer Bildung durch die handschriftliche Ueberlieferung des Artikels bei Festus verwischt, wo es p. 258 M. von *quando* heisst: 'in XII' (d. h. tabulis) 'quidem cum *c* littera ultima scribitur, idemque significat.' Richtig, nach meiner Ueberzeugung, hat O. Müller vermuthet, dass hier '*d* littera' herzustellen sei und dass in den 12 Tafeln *quandod* stand. Freilich hat Ritschl dieser Form in seinem herrlichen Plautinischen Excurse über das auslautende *d* keine Stelle geschenkt; aber unglaublich wenigstens ist mir, was aus der Annahme von Ursinus, die noch R. Schöll legis duod. tabb. rell. 65 aufrecht erhält, folgen würde, dass entweder in den 12 Tafeln *quande* die Bedeutung von *quando* wirklich gehabt haben oder von Verrius Flaccus missverständlich so erklärt sein sollte, demselben, der sich p. 261 über *quamde* vollkommen unterrichtet zeigt. Ich übersetze demnach *quando* wörtlich: „wie da,“ „in dem Falle,“ und weil es auch den Grund nur als ein zeitliches Moment äusserlich hinstellt, kann es nur den Indicativus bei sich haben. *Donec* aber und seine Spielarten stecken wie *denique* die oft durch vorausgeschicktes *usque eo* aus-

Digitized by Google

drücklich bezeichnete Grenze durch Negation: „da nicht“, worauf dann das begrenzende Factum mit Ellipse von *cum* angeschlossen wird. Aehnlich, aber nicht vollkommen gleich ist das Umbrische *arnipo* (A. K. 160) = „zu nicht wann“, bis zu einem Zeitpunkt, wo etwas nicht mehr stattfindet[1]).

Wir brechen hier ab. Die ursprünglich mit der Ablativendung *-ed* gebildeten Adverbia der *O*-Declination, auch Präpositionen wie *red*, *sed* sind im Zusammenhang mit den andern auf *-ad* und *-od* zu behandeln (vgl. Ritschl Neue Plaut. Exc. I 55 ff.). Eine besondere Erörterung bedürfen ausserdem alle diejenigen, welche ihren Schlussvocal eingebüsst haben.

Nur noch eine Bemerkung, deren Anerkennung im Obigen schon mehrfach stillschweigend vorausgesetzt war, sei uns vergönnt. Wir haben gesehen, wie die ursprüngliche Vocallänge (*ē*) jener einsylbigen Partikeln (*de ve ne pe que e*) in mannigfachen Stufen sprachlicher Entwickelung der Kürzung unterlegen ist, bald durch Enklisis, bald durch Proklisis. Dasselbe erfuhr die Conditionalpartikel *se* (Umbrisch *svē*, Volskisch *sē*), erkennbar in *seu* = *seve*, gekürzt in *quase nise* (Ritschl opusc. II 631. 775), im Vulgärgebrauch noch auf Urkunden vom Ende des 7. Jahrhunderts nach Chr. vorkommend (Schuchardt Vocalismus II 87: vgl. 79). Auch der später stets enklitische Locativ *ce* zeigt (wie *se* in *seu*) seine Selbständigkeit noch in *ceu* = *ceve* (CorssenAusspr. I² 632. 673), diphthongisch in dem Distichon CIL I n. 1297 mit *hei* (s. oben *he*) verbunden: *hei cei*, d. h. „hier da.“ (vgl. Bücheler lat. Decl. 63). Hier ist noch von keiner Unterordnung die Rede, welche in *hice* eintrat und erst die Kürzung, schliesslich sogar den Abfall des Vocals nach sich zog. Wenn nun der Hinzutritt einer zweiten Enklitika wie

[1]) Schömann ‘de part. *que*’ II 5 erklärt *que* in *donique* geradezu identisch mit *cum* in *donicum*. H. Webers Einwendungen (Zeitschr. f. Gymnasialwesen XIX 37 f.) gegen die Anerkennung einer Negation in *donec* und *denique* werden durch den Zusammenhang unsrer Untersuchung widerlegt.

Digitized by Google

ne die Formen *hicine, illicine, isticine, nuncine, tuncine, sicine* u. s. w. erzeugte, so wird der kurze I-Vocal nur eine weitere Schwächung der oben nachgewiesenen Länge sein. Und so dürfte man den von Ritschl opusc. II 556 ff. entwickelten „Uebergang des *e* in *i* in Compositis“ in den allermeisten Fällen zurückzuführen haben auf jene in Folge der Enklisis eintretende äusserste Abschwächung eines im Locativus, Instrumentalis oder Ablativ ursprünglich langen *e*, welches durch die Mittelstufen von *ei* (ī) zu *ĕ* und *ĭ* herabsank. Wie *nĭsĭ* (aus *nē-sē*, *nei sei*) neben *nisĕ*, *quasĭ* neben *quasĕ*, *ubĭ* neben *ubĕ*, so ist *dĭ* (neben *dē dĕ*) in *undique*, *indidem* zu erkennen; ja aus den Annalen des Ennius V. 139 bietet die Handschrift des Festus sogar *quandi tuas*. Neben *nē nī* (*nei*) *nĕ* haben wir *nĭ* in *donique*, *donicum*, *denique; pĭ* (neben *pē* und *pĕ*) in *quippine; tĭ* (neben *te*) in *tutine*, *tutimet; antĭd* und *antĭ* (neben *anted*, *ante*) in *antidhac*, *antidit*, *anticipare, anticessor*, *anticessum*, *antistes*, *antistita*, *antigerio*, *antipagmenta; postĭd* (neben *posted, poste*) in *postidea; facili* (neben *faciled*, *facile*) in *facilin; beni* und *mali* (neben *bene* und *male*) in *benificus*, *benivolus*, *benivolens*, *benificium, malificus, malivolentia, malificium, malifactorem, maliloquax.* Und wenn auch der Infinitiv als Ablativ eines Verbalsubstantives zu fassen ist (vgl. *fieri* neben *fiere*), so wird *servirin* (= *servirene*) in derselben Weise zu beurtheilen sein.

Digitized by Google

Wörterverzeichniss.

Digitized by Google

PHILOLOGIE, GESCHICHTE

UND

PSYCHOLOGIE

IN IHREN GEGENSEITIGEN BEZIEHUNGEN.

EIN VORTRAG
GEHALTEN IN DER VERSAMMLUNG DER PHILOLOGEN
ZU MEISSEN 1863

IN ERWEITERNDER ÜBERARBEITUNG

VON

Haymann

Dr. H. STEINTHAL,

A. O. PROFESSOR FÜR ALLGEMEINE SPRACHWISSENSCHAFT AN DER UNIVERSITÄT
ZU BERLIN.

BERLIN,
FERD. DÜMMLER'S VERLAGSBUCHHANDLUNG
HARRWITZ UND GOSSMANN.
1864.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorrede.

Was mich zu einem Streifzuge auf das Gebiet der Geschichtswissenschaft überhaupt veranlaſste, war das Bedürfniſs, mir über die Stellung der Sprachwissenschaft zu derselben klar zu werden. Den Muth aber mit meinen Ergebnissen zunächst vor die Versammlung der Philologen und jetzt vor die Welt der Gelehrten, Denker und Gebildeten überhaupt zu treten, nehme ich aus Aeuſserungen, wie sie einer unserer bedeutendsten Historiker, Droysen, vor Kurzem that: „Die Aufgabe, das Wesen und die Gesetze der Geschichte zu bestimmen, hat auſser der besondern Bedeutung für geschichtliche Studien noch eine andre, allgemeinere und beginnt eben darum die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt zu beschäftigen. Sie scheint dazu angethan, der Mittelpunkt der groſsen Discussion zu werden, welche in dem Gesammtleben der Wissenschaften die nächste bedeutende Wendung bezeichnen wird.“ So glaubte ich, von meinem engen Standpunkt aus, zu dieser Discussion nach meinen Kräften beitragen zu dürfen, zu müssen. Möge es mir gelungen sein, dahin mitzuwirken, daſs Streitereien, die längst abgethan, und solche, die nie erhoben

Digitized by Google

sein sollten, endlich verstummten, und dafs dagegen die wahren Streitpunkte einen Lichtstrahl erhielten, durch welchen der echte Kampf belebt und so das wissenschaftliche Streben gefördert würde.

Berlin, den 1. Februar 1864.

Der Verfasser.

Digitized by Google

Hochgeehrte Herren!

Sie sind in diesen Versammlungen daran gewöhnt, die bewährtesten Forscher ihrer vieljährigen Bemühungen reifste Ergebnisse in entsprechender Form vortragen zu hören. Dagegen wage ich, Ihre Aufmerksamkeit in dieser Stunde nicht sowohl für etwas Fertiges in Anspruch zu nehmen, als vielmehr für etwas Begonnenes, und also vorzüglich für eine Aussicht, die ich Ihnen zu eröffnen hoffe, auf ein weites Gebiet von Aufgaben und möglichen Leistungen. Ich will von der Beziehung der Psychologie zur Philologie reden; d. h., um es sogleich bestimmter auszudrücken, ich werde die Frage zu beantworten versuchen: welche Aufgaben hat der Philologe und Historiker der Psychologie zu stellen? Es bedarf wohl kaum ausdrücklich hinzugefügt zu werden, dafs, wenn jener auf seinem eigensten Gebiete psychologische Aufgaben vorfindet, dann auch für ihn die Lösung derselben von nicht geringer Wichtigkeit sein mufs. Die angegebene Frage kann demnach auch so gestaltet werden: welche Hülfe hat der Historiker von der Psychologie zu erwarten? Und diese Frage schliefst eben die dritte ein: welche Veranlassung hat der Historiker, der Psychologie seine Aufmerksamkeit zu schenken?

Zu beginnen habe ich mit einigen Bemerkungen über das Wesen der Philologie und ihre Stellung im Kreise der Wissenschaften überhaupt — Bemerkungen, die ich nicht machen kann, ohne mich zugleich über das Wesen der Philosophie und ihre Beziehung zur Empirie und Historie zu äufsern.

Es gibt einen Kreis höchster wissenschaftlicher Begriffe oder Kategorieen, wie Sein und Werden, Wesen und Erscheinung, Stoff und Kraft u. s. w., und allgemeinster Formen wissenschaftlichen Denkens, wie Begriff, Urtheil, Schlufs, Induction, also einen Kreis von, wie man sie hergebrachtermafsen nennt, metaphysischen Kategorieen und logischen Denkformen, der allen

Digitized by Google

Wissenschaften zu Grunde liegt, und der für immer auch an sich einen abgesonderten Gegenstand einer besonderen Wissenschaft bilden wird, welcher wir den altehrwürdigen Namen der Philosophie ruhig lassen müssen. Nehmen wir nun zur Metaphysik und Logik noch die Ethik und die allgemeine Aesthetik hinzu: so dürfte wohl der Umkreis fest abgegrenzt sein, innerhalb dessen die Philosophie die ihr eigenthümliche Vorlage hat und in voller Autonomie bearbeitet. Sie hatte ihre Befugniſs, sie hatte das Wesen des menschlichen Denkens verkannt, sie war in vollem Irrthum über ihr eigenes Wesen, als sie, die oben gezogenen Grenzen überschreitend, in das Gebiet der objectiven Erscheinungen, der Wirklichkeit, mit ausschlieſslich ihr selbst eigen sein sollenden Constructionen, eingriff. Dieses Gebiet der wirklichen Einzelheiten gehört den besonderen Disciplinen und zerfällt in zwei Haupt-Abtheilungen: Natur und Geist; und dem entsprechend verbinden sich die besonderen Disciplinen zu zwei groſsen Kreisen: erstlich zur Naturwissenschaft und zweitens zur Geschichte oder Philologie, d. h. zur Wissenschaft vom Geiste; und es kann nur eine Naturwissenschaft und nur eine Geschichte geben, nicht aber neben einer empirischen auch noch in ganz eigener Weise eine philosophische.

Der Dualismus von Philosophie oder Speculation einerseits und Empirie oder Historie andrerseits ist ein Erzeugniſs des Mittelalters und ist für die Denkweise desselben wie auch für die der letzten Jahrhunderte bis heute bezeichnend; aber wie er dem Alterthum unbekannt war, so scheint mir jetzt, meine Herren, die Zeit gekommen, wo der Gesammtgeist strebt, ihn zu überwinden und so zur alten Einfachheit zurückzukehren, aber natürlich, bereichert und vertieft, zu einer viel gehaltvollern Einfachheit.

Dem Alterthum, sage ich, war dieser Dualismus fremd, obwohl die gegensätzlichen Begriffe, mit denen man ihn näher bezeichnet: a priori und a posteriori, synthetisch und analytisch, Syllogismus und Induction, auf aristotelischen Sätzen und Terminis ruhen; denn Aristoteles verband mit ihnen nicht den Sinn, lieh ihnen nicht den Werth, den sie später erhielten. Die sinnlichen Wahrnehmungen, die einzelnen Dinge, galten ihm als das der menschlichen Erkenntniſs zunächst Liegende; je umfassender und abstracter die Begriffe werden, um so ferner rücken sie dem Menschen, aber um so mehr nähern sie sich dem Ur-

Digitized by Google

princip des Seins. Alle Erkenntniſs ist, nach seiner Betrachtungsweise, eine Bewegung auf der Leiter der Begriffe von dem Erfassen der sinnlichen Einzelheit bis zur letzten Allgemeinheit. Mag nun diese Bewegung eine auf- oder eine absteigende sein, d. h. mag aus dem Besondern das Allgemeinere (durch Induction) oder aus dem Allgemeineren das darunter befaſste Besondere erkannt werden, immer wird eine Stufe vorausgesetzt, die man inne hat, um von ihr aus eine andere zu erreichen. Man kann nichts lernen, wenn man nicht schon vorher etwas weiſs. Insofern ist jede Erkenntniſs von einem Früheren (πρότερον) ausgehend, also a priori, von einer προϋπάρχουσα γνῶσις, von gewissen προγινωσκόμενα (Analyt. post. I, 1). Nun aber hat Aristoteles schon wenigstens die entschiedene Neigung, das dem ersten Princip näher liegende, das Allgemeinere, ausschlieſslich oder als das ganz eigentlich und in Wahrheit Frühere, Bekanntere und als Ursache anzusehen. Denn das uns, d. h. unserer Sinnlichkeit (αἴσθησις), Fernere (πορρώτερον) ist das an sich und der Wirklichkeit oder Natur und der Wahrheit nach (ἁπλῶς oder φύσει oder κατὰ τὸν λόγον) Nähere und Bekanntere (ἐγγύτερον und γνωριμώτερον) und Frühere (πρότερον). Das wahre Wissen a priori also ist das aus dem Allgemeinern. Aber so weit geht Aristoteles nicht, eine Erkenntniſs a posteriori zuzulassen, wie man später that, indem man von dem ursprünglichen, einfachen Sinne jener Termini ganz absah.

Wie für Aristoteles ein aposteriorisches Wissen eigentlich undenkbar war, so konnte er auch kein empirisches Wissen anerkennen. Die Ausdrücke ἐμπειρία und ἐπιστήμη bezeichnen bei ihm wie bei Platon Stufen der Bildung. Jene kennt nur, daſs etwas ist, ὅτι, nicht aber dessen Ursache, διότι, und also ist sie eben noch gar kein Wissen.

Das Mittelalter zerbricht die einfache Lebens- und Denkform des Alterthums und erzeugt in allen Gestaltungen des praktischen Lebens wie in allen Richtungen des theoretischen Geistes den Dualismus. Jetzt tritt der Gegensatz auf von Natur und Geist, einem Diesseits und einem Jenseits, von Staat und Kirche, Staat und Einzelperson, äuſserem und innerem Leben. Innerhalb solcher dualistischen Welt entwickelt sich auch der Gegensatz einer zwiespältigen Wissenschaft, von Empirie und Speculation. Es bestand ein Miſsverhältniſs zwischen der niedrigen Erkenntniſs der Wirklichkeit und der weit gediehenen

Digitized by Google

logischen Bildung; und während jene bei der Verachtung der Natur sich nicht erheben konnte, fand diese in der Theologie ein geeignetes Object, das sie zu bearbeiten hatte. Wie im klassischen Alterthum die Philosophie, so umfaſste jetzt die Theologie alles Wissen und alle geistige Bildung. Daneben trieb nur das gemeine Bedürfniſs und Aberglaube zur Beobachtung der Natur und zu Experimenten, wenn diese Ausdrücke auf ein geistloses Kochen und Brauen der Alchymisten, das Treiben der Aerzte, der Astrologen angewandt werden können.

Dieser Gegensatz einer begrifflosen Empirie (im aristotelischen Sinne dieses Wortes) und einer gehaltlosen Begriffsspalterei wird von Bacon von Verulam bekämpft; er will die beiden Seiten vereint wissen. Dies spricht er in seinem Novum organon sehr geistreich aus, und man bildet sich leicht ein, einen wahren Schatz an diesem Werke zu besitzen. Sieht man aber genauer zu, so merkt man bald, daſs Baco die Forderungen, welche sein Zeitgenosse Galilei schon erfüllte, nur ganz abstract aussprach.

Unsere Experimental-Physik ist eine wahrhaft apriorische Wissenschaft im Sinne des Aristoteles; denn sie erklärt die Erscheinung aus ihren Ursachen: und sie ist die wahre Einheit von Begriff und Thatsache, welche Baco anstrebte. Sie war aber kaum gegründet, als schon Descartes auftrat und von dem Grundsatze „cogito ergo sum“ ausgehend eine Gewiſsheit in der Erkenntniſs des Seienden suchte, welche nur aus dem Denken erfolgen sollte. So war der Gegensatz von Empirie und Speculation von neuem da, und zwar in tieferer Weise als vorher. A priori bedeutete nun nicht mehr: aus der Ursache, sondern: aus bloſsem Denken, nicht auf Erfahrung gestützt, lediglich aus unserm eigenen Geiste.

Kant wies darauf hin, daſs aller Erfahrung, damit sie möglich sei, gewisse apriorische Erkenntnisse vorausgehen müssen und sucht letztere genau zu bestimmen und zu umgrenzen. A priori heiſsen von jetzt an nur solche Erkenntnisse, welche unser „Erkenntniſsvermögen selbst hergibt“, und die in keiner Weise durch Erfahrung gewonnen werden könnten, als da sind die reinen Formen der sinnlichen Anschauung Raum und Zeit, die Kategorieen oder reinen Verstandsbegriffe, die Grundsätze der Urtheile. Diese apriorischen Erkenntnisse würden uns keine Erkenntniſs der wirklichen Dinge geben, wenn nicht die Sinnes-

Digitized by Google

thätigkeit hinzuträte, welche jenen apriorischen Formen das Material liefert, wodurch die aposteriorische Erkenntnifs zu Stande kommt. Durch solche Scheidung zwischen dem, was dem menschlichen Erkennen an sich inwohnt, das Wesen unseres Erkenntnifsvermögens ausmacht, und dem was durch Erfahrung gewonnen wird, ist eine Aussöhnung zwischen Empirie und Speculation erreicht, insofern jeder dieser beiden ihr Gebiet angewiesen ist. Die Empfindungen geben uns den Stoff der Erkenntnifs, die Form fügt der Geist aus sich hinzu nach den ihm inwohnenden Gesetzen, und erst aus der Vereinigung dieser Elemente, des Stoffs der Empfindung mit der Form des Geistes, entsteht eine Erkenntnifs von den Dingen. Jede Vorstellung also enthält ein stofflich-empirisches und formal-apriorisches Element; „unsere Erfahrungserkenntnifs ist ein Zusammengesetztes aus dem, was wir durch Eindrücke empfangen, und dem, was unser eigenes Erkenntnifsvermögen, durch sinnliche Eindrücke blofs veranlafst, aus sich selbst hergibt“.

In Folge aber gerade dieses Anstofses, welchen die Philosophie von Kant erhielt, gestaltete sich in der Identitäts-Philosophie jener Dualismus am vollständigsten und schroffsten. Hegel glaubte gefunden zu haben, was Descartes suchte, die absolute Gewifsheit der Wahrheit, eine Erkenntnifs vom Seienden, die so gewifs ist, wie das Denken selbst. Nicht nur die abstracten apriorischen Formen der Erkenntnifs, sondern auch die Form und der Inhalt alles Seins ist im Geiste, und der Geist legt selbst seinen Inhalt dar. Der Geist ist die Idee, und das Sein ist die Idee, beide identisch, der Geist aber ist die Selbstbewegung, in der er seinen Inhalt offenbart. Eine Sache a priori erkennen, heifst nun: sie als Moment in der Bewegung der Idee erkennen, als etwas was zum Inhalt, zur Substanz des Geistes gehört, was er in seiner Bewegung aus sich setzt. Unser Geist ist nicht blofs, wie Kant meinte, reine Form, sondern diese Formen tragen in sich auch allen Inhalt.

So hatte der Dualismus durch Hegel seine Spitze und seinen das All umspannenden Umfang gewonnen. Natur und Geschichte lassen sich aposteriorisch erkennen und auch, und zwar in Wahrheit und absoluter Gewifsheit, apriorisch durch die dialektische Methode, in welcher der Geist selbst seinen Inhalt offenbart. Alle Disciplinen der Natur- und Geschichts-Wissenschaft existiren doppelt: empirisch und philosophisch. Jene führen dem

Digitized by Google

Menschen allen Inhalt von aufsen zu, diese zeigen ihm jeden Inhalt als in ihm selbst liegend.

Dieser Dualismus ward nicht blofs von den Philosophen gesetzt, sondern auch von dem Empirikern, die sich jenen immer eben so, wie diese sich ihnen gegenüberstellten. Hegel gegenüber behauptet der neuere Empiriker, dafs er durchaus nur Thatsächliches a posteriori suche, nichts a priori erlangen wolle, noch voraussetze.

Beide, Philosophen wie Empiriker, haben in gleicher Weise geirrt: sie haben beide übersehen, dafs all unser Erkennen, das niedrigste und einfachste, die Empfindung, z. B. die Wahrnehmung eines Lautes, wie das höchste und verwickelteste, nothwendig doppelseitig ist, aus zwei Momenten besteht; und die Einen wie die Anderen haben die beiden Seiten, die nur im Zusammenwirken eine Erkenntnifs geben, aus einander gerissen. Wie alle natürlichen Vorgänge mindestens zwei Factoren voraussetzen, wie kein Stofs stattfinden kann ohne Stofsendes und Gestofsenes, die Hand keinen Druck üben kann, wo sie nicht einen Gegendruck findet, wie das Athmen in Ein- und Ausathmen besteht: so ist jede Erkenntnifs a priori und a posteriori zugleich. Handelt es sich um eine Erfindung, so ist die Wirkung des äufseren Elements, der Luft, des Aethers, auf unsere Seele das aposteriorische Moment; die Gegenwirkung der Seele das apriorische; und beide Wirkungen zusammen erzeugen den Laut, die Farbe. Dann treten Apperceptionen auf, die sich immer vielfältiger zusammensetzen, in denen aber allemal das Zu-Appercipirende ein aposteriorisches, das Appercipirende ein apriorisches Element bildet. Das Urtheil lebt in der Zusammensetzung des Subjects, als eines a posteriori, mit einem Prädicat, einem a priori; und ebenso vertreten die Vordersätze ein a posteriori und a priori, welche sich im Schlufssatze zusammenschliefsen. Endlich nenne ich die leitenden Begriffe, Gesetze, Regeln, Mafsstäbe und Ideen, welche a priori wirken im Verhältnifs zu den Massen von Vorstellungen, die sie leiten und ordnen und schaffen, welche selbst aber das Erzeugnifs zusammenwirkender apriorischer und aposteriorischer Momente sind.

Hieraus erhellt, dafs a priori und a posteriori immer in einem Processe vereint, und dafs sie insofern relative Begriffe sind, als (abgesehen von den allgemeinsten Elementen, welche nur aprio-

Digitized by Google

risch, und den Sinnes-Empfindungen, welche nur aposteriorisch wirken können) dasselbe Element des Bewufstseins in dem einen Erkenntnifs-Procefs aposteriorisch, im andern apriorisch wirken kann. Aber nur ihre Wirkungsweise ist bald apriorisch, bald aposteriorisch; ihre Entstehung verdanken alle Begriffe einer Doppelwirkung.

Hier kommt nun auch der Begriff der Nothwendigkeit in Betracht. Man sagt, die Empirie lehre nur, dafs etwas ist (ὅτι), die Philosophie aber erkenne nicht blofs, was ist, sondern was sein mufs, und warum es so und nicht anders ist (διότι). Hiermit ist aber das thatsächliche Verhältnifs falsch bezeichnet. Von unserer heutigen Physik läfst sich recht wohl dasselbe behaupten, was von der Philosophie gesagt wird, dafs sie in der Erscheinung das Gesetz, in dem Wirklichen das Wesentliche, die Nothwendigkeit erkennt; und wie die Natur selbst als ein einheitliches System mit und gegen einander wirkender Kräfte besteht, so sucht auch die Physik sich zur Darstellung dieses Systems zu erheben. Das also ist es nicht, was die empirische und speculative Betrachtung unterscheidet, sondern das was unter Nothwendigkeit, Gesetz, und System verstanden wird. Gesetz ist dem Empiriker ein festes Causalitäts-Verhältnifs, die Bestimmtheit eines Werdens unter gewissen Bedingungen; und dieses Gesetz vollzieht sich nothwendig, der Erfolg der Bedingungen tritt unfehlbar ein. Das übereinstimmende Zusammenwirken solcher Gesetze bildet das System. Eine Erscheinung aus dem Gesetze erkennen, heifst dem Empiriker, sie a priori erkennen. Dem Philosophen dagegen heifst a priori: aus dem Geiste, der Idee; daher heifst bei ihm etwas als nothwendig begriffen, wenn es als ein Moment der Idee nachgewiesen ist, wenn es sich als eine Entwickelungsstufe des Geistes offenbart, und das System beruht auf dem Zusammenhange sämmtlicher Momente der Idee. Der Geist, die Idee sind Entwicklung; die Einzelheiten des Alls sind die besonderen Gestaltungen der Idee, durch welche sie in immer vollkommnerer, immer klarer ihr Wesen darstellender Weise wirklich wird. Die Nothwendigkeit des Empirikers bezieht sich auf das thatsächliche Ereignifs, das wirkliche Werden; die des Philosophen drückt eine Werthbestimmung aus. Die Speculation erforscht, welchen Werth ein Wesen hat für die Verwirklichung, die Entwicklung des Geistes, der Idee, des Absoluten, Gottes; welche Stellung es auf der Stufenleiter

Digitized by Google

der Daseins-Formen einnimmt. Dieser Werth, diese Stellung bestimmt seine Nothwendigkeit. Die Betrachtung des Physikers und Historikers ist genetisch, die Hegels ästhetisch. Nun schliefsen sich aber diese beiden Betrachtungsweisen nicht als Gegensätze aus, sondern zusammen; jede für sich genommen ist mangelhaft. Die Genesis eines Wesens bestimmt dessen Werth, und sein Werth seine Genesis. Dies wird namentlich in der Geschichte klar, wo ideale Momente in den Geistern unmittelbar zu treibenden Ursachen der Entwicklung werden (Zeitschr. f. Völkerpsych. I. S. 17). Die ästhetische Betrachtung, die nicht selbst causal ist, wird formal constructiv und willkürlich teleologisch. Wenn aber die Wissenschaft die Vernunft in der Wirklichkeit sucht, so hat sie die Einheit der Ursachen und Zwecke zu erkennen.

Wie mit dem Gegensatze von a priori und a posteriori, von causal-genetisch und teleologisch-ästhetisch verhält es sich auch mit dem des synthetischen und analytischen Vorgehens der Erkenntnifs. Auch Synthesis und Analysis sind die zwei zusammengehörigen Momente, die man hat aus einander reifsen wollen. Jene soll vom Allgemeinen zum Einzelnen herab-, diese vom Einzelnen zum Allgemeinen hinaufsteigen*). Man übersah, dafs jedes Denken in einem und demselben Acte ein Besonderes und ein Allgemeines setzt und eben die In-Eins-Fassung beider ist. Man kann das ganz Individuelle als solches wahrnehmen; es denken, benennen kann man nur, indem man es unter einem Allgemeinen mit den verwandten individuellen Erscheinungen zusammenfafst. Derjenige der zuerst eine gewisse Farbe „grasgrün" nannte, war der hierbei synthetisch oder analytisch verfahren? Beides! Denn er hatte eine bestimmte Abschattung des Grünen, also eine Besonderheit, erfafst; aber er hatte dies nur dadurch erreicht, dafs er in einem und demselben Acte aus der Wahrnehmung des Einzelnen ein Allgemeines gebildet, und jenes unter dieses subsumirt hatte. Er hatte nicht erst das Einzelne und dann das Allgemeine noch auch umge-

---

*) Bei Kant haben die Termini synthetisch und analytisch ihre Bedeutung geradezu umgetauscht, was sich auch mit blofser Rücksicht auf den einfachen Wortsinn recht passend thun liefs. Sie bezeichnen aber nicht zwei Methoden, sondern zwei Classen von Urtheilen, gehören also eigentlich nicht in die obige Betrachtung. Aber auch die Einseitigkeit dieser Auffassung folgt aus dem im Text Gesagten. Jedes Urtheil ist, auch nach Kants Bestimmung dieser Termini, synthetisch und analytisch zugleich.

Digitized by Google

kehrt und subsumirte dann; sondern die Subsumtion und die Schöpfung jedes von beiden war Eins. — Und so zeigt der Etymologe an jedem Worte, wie sich der Mensch am Einzelnen des Allgemeinen und dadurch des Einzelnen bewufst wird. In jedem Worte als Namen eines Dinges bezeichnet die Wurzel ein allgemeines Merkmal, das dem benannten Dinge mit vielen andern gemein ist. So bedeutet das Wort das Einzelne, indem es dasselbe mit vielen andern zu einer Art zusammenfafst, und es hat so nothwendig den Trieb in sich, zur Benennung der Art zu werden.

Das falsche Gebahren mit der synthetischen und analytischen Methode hängt mit dem Fehler der bisherigen Logik zusammen, dafs sie weniger daran dachte, dafs und wie Begriffe zu erzeugen sind, als sie vielmehr eine Welt gegebener Begriffe voraussetzte, die sich nach einer hierarchischen Stufenleiter gemäfs dem Grade ihrer Allgemeinheit ordnen, und dafs sie nun alles Denken so ansah, als wäre es weiter nichts als ein Auf- oder Absteigen auf dieser feststehenden von der Erde in den Himmel reichenden Leiter. Das Absteigen sollte Synthesis sein, das Aufsteigen Analysis. Die Begriffe, welche man, um ihre Herkunft unbekümmert, aus dem gemeinen Bewufstsein nahm, hypostasirte man; man hielt sie für die Objecte selbst, für die das All schaffenden Mächte. Wenn Aristoteles den höhern, abstractern Begriff den von Natur nähern nennt, welcher mehr Wesenhaftigkeit (*ὀυσίαν*) enthalte, so macht er hiermit stillschweigend die phantastische Voraussetzung, als wäre der weiteste, das All umfassende Begriff auch die wirklich alle engern Begriffe aus sich erzeugende Macht. Der immer engere Begriff entfernt sich immer mehr von dem weitesten und hat immer geringere Zeugungskraft, die jedem aus dem höchsten zufliefst und mit dem sinnlich Einzelnen endet. Es ist hier schon der Keim zu mystischer Emanationstheorie, ist aber in der That ein todter Formalismus. Und an solchem Formalismus litt die Philosophie bis auf die neuesten Systeme; man bildete sich ein, in jedem Begriffe das Object selbst zu haben und durch logische Operationen mit jenem dieses zu erfassen, wie der Abergläubische im Zauber durch den Namen die benannte Sache und Person zu beherrschen wähnte. Statt die wirkliche Sache zu untersuchen, spaltete man Begriffe. Unbekümmert um die im All wirkenden, alle natürlichen und geistigen Erscheinungen bedingenden, er-

Digitized by Google

zeugenden Kräfte, unbekümmert um den wirklichen, lebendigen Zusammenhang der Dinge, sucht Hegel nur das Verhältniſs der Begriffe zu einander zu bestimmen, und meint im dialektischen Uebergange eines Begriffes in den andern ein wahres Werden zu erkennen. Auch für ihn gibt es eine feste Leiter von Begriffen, und alle Erkenntniſs liegt im Uebergange von einer Stufe zur andern durch die Dialektik. So ist seine ganze Philosophie formal logisch (s. S. 8) mit dem Anspruch, den Inhalt der Wirklichkeit darzustellen, und willkürlich teleologisch constructiv mit dem Anspruch, die Schöpfung Gottes zu offenbaren. Sobald man sich an das Reale selbst wendet und, statt Begriffe vorauszusetzen und logisch zu behandeln, sie erst in unmittelbarer Berührung mit dem Realen zu bilden strebt, zeigt sich daſs jede Erkenntniſs synthetisch und analytisch zugleich, eine Synthese in Folge einer Analyse und eine Analyse in Folge einer Synthese ist.

Wollen Sie dies wohl beachten, meine Herren, ich sage: jede Erkenntniſs ist zugleich a priori und a posteriori, synthetisch und analytisch, und, wenn sie vollkommen ist, causal und teleologisch; ich spreche ein kategorisches Urtheil aus und stelle nicht etwa eine Forderung, wie man denken solle. Nicht etwa so rede ich, wie Hegel, der die frühere Denkweise als Verstandes-Reflexion für unwahr erklärte und eine neue Weise forderte, eine höhere, schwierigere, vernünftig-speculative, für welche nicht jeder das Organ zu haben schien; nicht wie der Empiriker rede ich, der nur das gerade Gegentheil von Hegel fordert. Nein, ich verweise schlechthin auf die Natur unseres Denkens und Erkennens, und dieser gemäſs kann es gar nicht anders sein, als daſs in jedem Acte desselben ein relativ apriorischer und relativ aposteriorischer Factor in Wirksamkeit ist. Es ist unmöglich bloſs mit einem dieser Factoren zu denken. Ich mache Sie also bloſs auf eine unabänderliche psychologische Thatsache aufmerksam und stelle nicht etwa die Zumuthung an Sie, in einer besonderen, höheren Methode zu denken. Man hat in neuerer Zeit in einer wahrhaft abergläubischen Weise nach einer absoluten Methode der Erkenntniſs gesucht, wie im Mittelalter nach dem Steine der Weisen. Die dialektische Methode sollte uns in alle Wahrheit und in die volle Wahrheit, in die Tiefen der Gottheit führen. Abgesehen davon, daſs dem endlichen Geiste das Absolute nicht zukommen kann, ist es auch

Digitized by Google

thöricht, zu meinen, irgend ein methodischer Schematismus, ein begrifflicher Mechanismus könne alle Räthsel lösen, um die sich der Geist der Menschen bemüht. Nicht nur ist jede Aufgabe an sich individuell und verlangt eine individuelle Weise ihrer Lösung; sondern jeder von uns nähert sich ihr auch mit individuellen Anlagen, auf bestimmter Stufe der Bildung, in besonderer geistiger Richtung. Schliefslich verhält sich die Sache doch so, dafs man nur sagen kann: hier liegt die Aufgabe; jeder suche ihre Lösung, wie er kann. Welche Thorheit eine besondere Methode, Wahrheit zu schaffen! Verlangt man auch eine Methode zu leben, Kinder zu zeugen? Noch nie hat eine Methode einen Impotenten schöpferisch gemacht.

Läugne ich nun etwa den Werth der Methodenlehre, und werde ich dem naturalistischen Denken, dem Denken auf eigene Faust, das Wort reden? Auch das, meine Herren, wäre thöricht und verriethe nicht minder Mangel an Einsicht in das Wesen des menschlichen Denkens, in die Natur des menschlichen Geistes. Der Mensch denkt allerdings von Natur, wie er ifst und geht. Von Natur aber, aus Instinct, ifst und geht der Mensch unzweckmäfsig und unbeholfen genug. Menschlich essen mufs das Kind erst lernen; und dem Bau unseres Leibes angemessen gehen wird erst einexercirt. Und so denkt man auch von Natur herzlich schlecht. Kurz, was heifst denn das: dem Menschen kommt Vernunft zu? Nichts anderes als: er s o l l vernünftig werden, sich bilden; denn von Natur ist er unvernünftig. Der Feigheit der Schönseeligkeit und einem kränklichen Aestheticismus gegenüber mufs wieder in Erinnerung gebracht werden, dafs die Vernunft, die den Menschen vom Thier unterscheidet, ein ewiges Sollen ist.

Zunächst vermag die wahre Methodenlehre, gestützt auf die psychologische Erkenntnifs des Wesens alles Denkens, vor jenen künstlich zubereiteten Methoden, jenen eingebildeten Forderungen zu wahren. Sie zeigt, dafs wenn dieser rein apriorisch, jener rein aposteriorisch forschen will und zu forschen sich einbildet, er darum nur sich selbst betrügt; denn er denkt darum doch nicht, wie er will, sondern nur, wie er menschlicherweise kann; er kann aber gerade deswegen nur schlecht denken, weil er seinen Geist verstümmelt. Nie hat ein Mensch rein a priori oder rein a posteriori gedacht, wie sehr mancher sich auch eingebildet haben mag, das eine oder das andre zu thun.

Digitized by Google

Es wird auch wohl gefordert, man müsse objectiv sein. Als wenn Denken nicht eben hieſse, sich als Subject bethätigen! sollte der Mineralog objectiv sein, so müſste er ein Stein werden. Mit Faust klagt wohl Mancher: „Was ihr den Geist der Zeiten heiſst, das ist im Grund der Herren eigener Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln“; als wenn Geschichtswissenschaft etwas anderes sein könnte, als das Erzeugniſs des geschichtsforschenden Geistes! Oder soll mit der Forderung der Objectivität gesagt sein, daſs wir nur unmittelbare Bilder von den Dingen und Vorgängen machen sollen, wie die Wahrnehmung sie schafft? Aber die Sinne sind ganz und gar subjectiv und bedürfen der Zuthat und der Correctur durch den Geist, wie die Empiriker so gut erkannt haben (vergl. Zeitschr. f. Völkerpsych. II S. 474 f. 482). Diejenigen endlich, welche verlangen, man solle voraussetzungslos an die Sachen gehen und nichts hineinlegen, würde ich noch nicht einmal an die Neugeborenen weisen können, denselben die Aufgaben vorzulegen, weil zu fürchten steht, daſs auch diese schon mit Voraussetzungen aus dem Mutterleibe kommen. Wie sollte aber wohl ein Mann es anfangen, ohne metaphysische und logische Voraussetzungen, ja ohne Voraussetzung einer Fülle von Erkenntnissen, Grundsätzen und als fest angenommenen Thatsachen auch nur die geringfügigste, einfachste Aufgabe anzugreifen? Wie sollte er, wenn er Lust dazu hätte, es vermögen, alles was er im Voraus weiſs, zu vergessen und wirkungslos zu machen? Ich dagegen fordere, daſs jeder ausgerüstet mit wo möglich allen Ergebnissen der geistigen Entwicklung, welche die Menschheit durch die Jahrtausende hindurch erreicht hat, an die Arbeit gehe.

Nicht ohne Voraussetzungen lassen sich Forschungen anstellen; aber nur unter den richtigen Voraussetzungen werden sie zu wahren Ergebnissen führen. Um sich dieser zu versichern ist zuerst Klarheit über das Wesen des Denkens und Erkennens nöthig, welches durch das Studium der Psychologie und der Metaphysik und Logik zu erlangen ist. Unbewuſst nämlich macht das gemeine Bewuſstsein und auch der Empiriker über das wahre Wesen des Gegenstandes, des Objectiven, Voraussetzungen, unter denen er erkennt. Denn was bieten ihm wohl genau genommen die Sinne dar? Nichts weiter, als Complexe von Empfindungen, d. h. eine bestimmte Farbe und Gestalt nebst einem Grade der Härte oder Weiche, der Wärme

Digitized by Google

oder Kälte, der Schwere oder Leichtigkeit, nebst einem Tone oder Schalle, einem Geruch, einem Geschmack; also mehrere Empfindungen auf einem Punkte, gewissermafsen ein Empfindungsknäul. Der Mensch aber wandelt das, was psychologisch zunächst nur ein Complex associirter Empfindungen ist, vermöge seiner logisch-metaphysischen Thätigkeit zu einem Dinge mit dessen Eigenschaften um. Ein Ding hat niemals ein Mensch wahrgenommen, sinnlich empfunden; sondern er hat nur einen Complex von Empfindungen so gedeutet, dafs er ihnen in der Aufsenwelt ein Object zu Grunde legte und dieses als ein Ding mit Eigenschaften setzte. Und so setzt nun das gemeine Bewufstsein durchweg voraus, das All bestehe aus Dingen und Personen mit Eigenschaften und Wirksamkeiten. Ein entwickelteres, wissenschaftlich gebildetes Bewufstsein glaubt hiermit nicht die Wahrheit erreicht zu haben. Es setzt vielmehr, die wahre Realität liege in Stoffen und Kräften, in Ursachen und Wirkungen und Gesetzen, in Substanz mit Attributen und Accidenzen, oder in Wesen und Schein (*φύσει* und *νόμῳ*), Ding an sich und Erscheinung, Idee und Verwirklichung, u. dgl. Niemand wird meinen, es sei möglich, ohne irgend solche Voraussetzungen zu erkennen. Wir fordern dann aber weiter, dafs unser Denken die Form an sich trage, welche dessen Inhalt als den wahren und nothwendigen darstellt, dafs das Denken, wie es den Inhalt, den es durch den psychisch-physischen Mechanismus gewinnt, aus seiner eigenen Thätigkeit ergänzt und deutet, so auch die mechanisch-psychologische Form durchbreche und aufhebe und dafür die seinem Streben nach Objectivität und Nothwendigkeit zusagende ausprägе; denn man mufs dem Inhalte, der psychologisch nur eine individuell subjective Existenz hat, den Schein nehmen, als sei er auch nur von individuellem Werthe und zufällig, und mufs ihn im Gegentheil durch die Form als einen allgemein gültigen, objectiven darstellen. Diese Form erhält der Inhalt durch die Formen des Urtheils, des Schlusses, des Begriffs. So nämlich erscheint der Inhalt nicht mehr als abhängig von den zufälligen Associationen und allen blofs mechanischen Ereignissen in unserem Bewufstsein, sondern als ein geprüfter und gebilligter, als ein mit Freiheit allgemein für nothwendig anzuerkennender. Jene Voraussetzungen sind Gegenstand der Metaphysik, diese Formen des Denkens lehrt die Logik (vergl. Lotze, Metaphysik und desselben Logik). Bildung

Digitized by Google

und Vorsicht empfehlen solche Studien in gleicher Weise. Der Gebildete mufs von seinem Thun, zumal von seinem höchsten Thun, seinem Denken und Wissen, Rechenschaft haben; und leicht fällt man in Irrthümer, wenn man nicht das klare Bewufstsein über die Momente hat, welche man wie jene metaphysischen und logischen Voraussetzungen, a priori in die Forschung eingreifen läfst.

Die theoretische Philosophie ist also Erkenntnifslehre oder allgemeine Principienlehre, d. h. ihr Gegenstand sind die allgemeinsten apriorischen Momente, welche in jede Erkenntnifs einfliefsen, ihnen zu Grunde liegen. Mit den metaphysischen Kategorieen aber und den logischen Denkformen sind eben auch nur die allgemeinsten apriorischen Grundlagen gegeben, mit welchen keineswegs der Kreis des relativ Apriorischen schon erschöpft ist. Den besonderen Disciplinen liegen die unmittelbaren Einzelheiten, die Erscheinungen der Wirklichkeit vor, um sie ins Allgemeine zu erheben; das Object soll zu begrifflicher Erkenntnifs gebracht werden. Zwischen den wirklichen Einzelheiten aber und den letzten Allgemeinheiten der Metaphysik und Logik herrscht ein viel zu weiter Abstand, als dafs sich jene mit diesen in fruchtbarer Weise vereinen liefsen. Metaphysik und Logik geben die Gesichtspunkte für die Erkenntnifs jedes Dinges; und darum genügen sie zur Erkenntnifs keines Dinges. Es ist also eine Vermittelung nöthig durch eine Leiter von Begriffen und Formen, welche das Allgemeinste stufenweise in das Besondere hinabführt und eben damit das Einzelne in die Höhen des Allgemeinen hebt. Innerhalb dieser vermittelnden Begriffe liegen für jede besondere Disciplin ihre wichtigsten Kategorieen, ihre eigenthümlichen Principien, ihre, wie Aristoteles sie nennt, *οἰκεῖαι ἀρχαί*. Die genaue Erörterung derselben bildet die allgemeinen Theile der besonderen Wissenschaften, oder, wie wir kurz in hergebrachter Weise sagen dürfen, die allgemeinen Disciplinen. Wenn z. B. die Metaphysik gelehrt hat, was Kraft ist: so hat die allgemeine Naturlehre erst noch näher zu bestimmen, was einer Naturkraft eigenthümlich ist, da wir ja auch von geistigen Kräften reden; und hat ferner zu zeigen, wie sich die unorganische Kraft von der organischen unterscheidet, und so tritt hier vorzüglich die Frage von der sogenannten Lebenskraft auf. Nächst dieser allgemeinen Naturlehre kann die Physik und Che-

Digitized by Google

mie mit der Physiologie immer noch als Principienlehre für die Wissenschaft von der Natur in ihren wirklichen Erscheinungsformen gelten, nämlich für Astronomie, Meteorologie, Geognosie, Mineralogie, Botanik und Zoologie. So wird das vor uns sich bewegende Thier, die vor uns duftende Pflanze auf mannichfaltigen Wegen über viele Stufen zu den metaphysischen Allgemeinheiten in Beziehung gesetzt. Nach der Reichhaltigkeit dieser Vermittelung wird der Werth der Erkenntniſs geschätzt. Sehen wir also, wie der Erkenntniſs der natürlichen Dinge eine weit ausgeführte Principienlehre dient: wo mag wohl der Philologie und Geschichte die ihrige gegeben sein? Hierauf kann die Antwort nur lauten: in der Psychologie. Dies nun möchte ich ein wenig weiter ausführen *).

Wie der Naturforscher die Gesammtheit der natürlichen Dinge auf ein Princip zurückführt, auf die Materie: so wird der Geist, d. h. das geschichtliche Leben der Menschheit, auf sein Princip zurückgeführt, d. i. die Seele. Wie dieser Dualismus von Materie und Seele auszugleichen ist, geht uns hier nichts an. Ob man ihn bestehen lassen will und die Einheit in dem persönlichen Gotte findet; oder ob man die Einheit dadurch erreicht, daſs man das Seelische auf die Materie, oder das Materielle auf ideale Realitäten zurückführt: darüber hat die Metaphysik zu entscheiden, und ihre Entscheidung berührt die Psychologie kaum irgendwie und ebenso wenig wie die Naturwissenschaften. Denn die Wissenschaft von der Seele ist durchaus eine Erfahrungswissenschaft und wird ebenso wenig wie ihre Schwester, die Wissenschaft von der Natur, durch die widerstreitenden Auffassungen der höchsten Principien seitens der Philosophen bedingt. Wie nämlich der Naturforscher unter Materie nur den Inbegriff der Gesetze versteht, denen gemäſs die materiellen Erscheinungen erfolgen: so bedeutet Seele für den Psychologen nur den Inbegriff der Gesetze, von welchen die geistigen Erscheinungen, die seelischen Ereignisse gelenkt werden. Seele heiſst also für uns bei der vorliegenden Betrachtung nur dies: die psychischen Gesetze sind einerseits das Real-Princip der geistigen Erscheinungen, welche Object der Geschichte sind, und andrerseits das Erkenntniſs-Princip der Geschichte. Die Gesetze aber,

*) Vergl. Zeitschr. f. Völkerpsych. und Sprachwissensch. I. S. 15—19.

Digitized by Google

welche sie aufstellt, bleiben dem Inhalte nach durchaus dieselben, ob man sie nun als Gesetze gewisser Gehirn-Functionen oder als Gesetze einer immateriellen Seelen-Substanz ansehen will.

Ist nun das bisher ganz im Allgemeinen Bemerkte so einfach, so klar und sicher, wie es mir scheint: dann ist auch kein Wort weiter nöthig über die Wichtigkeit des psychologischen Studiums für den Historiker und Philologen. Dasselbe liegt ihm weit näher, ist ihm dringlicher, als Logik und Metaphysik. Denn die Psychologie ist für die Geschichte die specielle Principien-Lehre; Logik und Metaphysik dagegen behandeln die gleichmäſsige Grundlage alles Denkens. Nicht diese also, nur jene erklärt dem Historiker das ihm eigenthümliche Rüstzeug. Ein richtiger Takt kann freilich jeden Irrthum meiden; er schreitet mit geschlossenen Augen über die schmale Brücke eines Abgrundes leicht und sicher dahin. Dies zugestanden, halte ich es doch für überflüssig, vor Ihnen den Werth eines kritischen Selbstbewustseins zu erörtern. Es ist menschlich, d. h. es ist Bildung, daſs man wisse, was man thut; und die Kritik fordert noch besonders, daſs man wisse, welches Wesens die angesetzten Hebel sind, und wie weit ihre Tragkraft reicht.

Dagegen mag es wohl zur Aufklärung und Annäherung dienen, meine Herren, wenn ich einige wichtige Punkte mit Bezug darauf beleuchte, wie die Psychologie vortheilhaft für die Geschichte werden kann.

Die Sprache hat immer und überall als die umfassendste, tiefste und zarteste Vorlage des Philologen gegolten. Daſs sie aber nicht durch Logik und Metaphysik, sondern nur auf Grundlage der Psychologie zu erforschen ist, habe ich schon so vielfach dargelegt, daſs ich hierüber jetzt nichts mehr zu sagen brauche. Indessen scheint es nicht überflüssig, auf das Verhältniſs der Sprachwissenschaft zur Philologie zurückzukommen, da hierüber in neuester Zeit wieder sehr unklare Vorstellungen verbreitet worden sind, nachdem schon während eines Menschenalters eine richtigere Ansicht gegolten hatte. Mit dem Auftreten der neuen Sprachwissenschaft wurde es eben als die neue Entdeckung, als der neue Fortschritt verkündet, die Grammatik sei eine geschichtliche Wissenschaft, die Sprache sei nicht ein todtes Object, sondern ein Moment des geschichtlichen Geistes. Und gerade darauf, daſs die Sprache historisch ist, gründet sich die Behauptung, daſs sie ein psychologisches Object ist. Aus der

Digitized by Google

sogenannten jüngern Schule der vergleichenden Grammatik, die sich vorzugsweise der Kritik rühmt (während sie freilich oft genug ihr mangelhaftes Bewufstsein von den apriorischen Elementen, mit denen sie operirt, also eine mangelhafte kritische Grundlage verräth), gerade aus ihr erschallte die wunderliche Parole: die Sprachwissenschaft ist eine naturhistorische Disciplin, und die Sprache ein Naturorganismus. Den Fehler, der in Beckers Formalismus versteckt lag, den schreibt sie auf ihre Fahne. Man meint (Schleicher, die deutsche Sprache S. 118): „Von der Sprachwissenschaft oder der Glottik (γλῶττα, die Zunge, Sprache) zu scheiden ist vor allem die Sprachphilosophie, die Lehre von der Idee der Sprache, eben so wie von den Naturwissenschaften die Naturphilosophie. Die Sprachwissenschaft hat es unmittelbar mit der Sprache selbst zu thun; das Object der Sprachwissenschaft ist also ein concretes, reelles, nämlich die bestimmten gegebenen Sprachen, das der Sprachphilosophie dagegen ein abstractes, ideelles. Die Sprachphilosophie gehört also einer ganz andern Sphäre geistiger Thätigkeit an als die Sprachwissenschaft; sie bildet nicht einen Theil der letztern, sondern gehört zur Philosophie". In diesen Worten des Glottikers (empirischen Sprachforschers) liegt der oben abgewiesene Dualismus klar ausgeprägt. Hier braucht er nun nicht mehr bekämpft zu werden, wie sich andrerseits aus dem Obigen auch schon ergibt, was uns eine Disciplin wie Sprachphilosophie oder allgemeine Sprachwissenschaft sein kann. Sie soll die speciellen Principien für die Erforschung der Sprachen aufklären. Die eigentliche Philosophie wird von ihr mit ihren höchsten Spitzen berührt, während ihre Wurzeln sich weit unter den Thatsachen ausbreiten. Ihr Object ist nicht abstract und ideell, sondern die concrete Thätigkeit des Sprechens, nur mit Absehung von den nationellen Modificationen dieser Thätigkeit, nach ihrer allgemeinen, überall und immer wesentlich gleichen Natur. Wie alle jene allgemeinen Disciplinen, deren Aufgabe ja die Vermittlung der Philosophie mit der Erfassung des gegebenen Einzelnen ist, kann sie weder nach der einen noch nach der andern Seite hin streng abgegrenzt, geschieden werden; indessen gehört sie doch einerseits so entschieden nicht mehr der reinen Philosophie an und ist andrerseits so sehr schon auf die Einzelheit hin gerichtet, dafs, will man sie mit dem einen der angrenzenden Gebiete zusammenfassen, sie nur mit der Sprachforschung

Digitized by Google

überhaupt angemessener Weise verbunden werden kann. Auch wüſste ich nicht zu sagen, welche Aufgaben der Glottiker von sich ab- und der Sprachphilosophie zuweist, da er sich hierüber nicht äuſsert. Aber selbst jeder Vermuthung muſs ich mich enthalten, da ich von ihm höre (S. 122): „Sprachwissenschaft oder Glottik ist die wissenschaftliche Erfassung und Darstellung*) der Sprache, d. h. des sprachlichen Organismus im allgemeinen und des Organismus einer jeden einzelnen gegebenen Sprache oder Sprachgruppe. Demnach zerfällt sie in die allgemeine und in die specielle Grammatik". Da also „der sprachliche Organismus im allgemeinen" doch auch der Glottik als Gegenstand zufallen soll, so bin ich unfähig, zu rathen, was nach Ansicht des Glottikers „die Lehre von der Idee der Sprache" zu lehren hat.

Nachdem sich der Glottiker von der Sprachphilosophie geschieden hat (wir haben gesehen, wie), scheidet er sich auch von der Philologie. Diese ist, sagt er, „eine historische Disciplin. Die Sprachwissenschaft dagegen ist keine historische, sondern eine naturhistorische Disciplin". Wir wollen uns von der Paradoxie dieser letzteren Behauptung nicht abschrecken lassen und ihre Begründung genau prüfen. „Object der Sprachwissenschaft, lautet ein Grund, ist nicht das geistige Völkerleben, die Geschichte (im weitesten Sinne), sondern die Sprache allein." Gehört denn aber nicht die Sprache zum geistigen Völkerleben? und wird also nicht die Disciplin, welche die Sprache zum Object hat, ein Glied der umfassenden Geschichtswissenschaft d. h. der Philologie sein? Nein, der Glottiker setzt Sprache und Geschichte als zwei verschiedene Momente. „In Sprachbildung und Geschichte, meint er (S. 36), offenbart sich das Wesen des Menschen und das jedes Völkerstammes insbesondere. Diese besonderen Offenbarungsweisen nennt man Nationalitäten; Sprache und Geschichte eines Volkes zusammen geben den Begriff seiner Nationalität." Und, fragen wir, was soll denn wohl zu solcher Stellung der Sprache neben der Geschichte berechtigen? — Die Thatsache allein, daſs die Ausbildung der sprachlichen Lautform vor aller Geschichte liegt, in historischer Zeit dagegen sich nirgends eine Entwickelung, eine Weiterbildung der

*) „Darstellung" ist niemals Aufgabe der Wissenschaft, sondern immer nur erst eine zweite, der Erkenntniſs folgende Thätigkeit.

Digitized by Google

sprachlichen Form zeigt, sondern nur das Schauspiel sprachlichen Verfalles darbeut (das. S. 34ff.). Ja, Sprache und Geschichte bilden einen entschiedenen Gegensatz: „Sprachbildung und Geschichte sind sich ablösende Thätigkeiten des Menschen, zwei Offenbarungsweisen seines Wesens, die nie zugleich stattfinden, sondern von denen stets die erstere der zweiten vorausgeht.“ Dies folgt aber daraus, „daſs Völker mit unfertigen Sprachen unmöglich geschichtlich sein können, daſs das geschichtliche Leben die Sprache voraussetzt, daſs der Mensch nicht zugleich Sprache schaffend, mit seinem Geiste an den Leib gebunden, die Sprache als Zweck seiner unbewuſst vor sich gehenden Geistesthätigkeit habend und geistig frei, selbstbewuſst wollend, der Sprache sich nur als Mittel der Kundgebung seiner geistigen Thätigkeit bedienend sein kann.“ Aber fällt nicht auch die Entstehung und Ausbildung der Mythen in die vorgeschichtlichen Perioden des Lebens der Völker? nicht auch Sitte und Glaube, Einrichtung des Hauses und des häuslichen Lebens? Oder sind das keine Offenbarungsweisen des Nationalgeistes? gehören sie nicht in die Philologie, die Geschichte? Und wenn wir in den Zeiten der Geschichte die Sprachen nur verfallen sehen, verhält es sich mit den genannten geistigen Momenten nicht ganz eben so? Wie zerfressend wirkt das geschichtliche Bewuſstsein auf den altväterlichen Glauben mit dessen Sagen, Sitten und Gewohnheiten, auf die Volkspoesie zumal, ja, wie oft genug bemerkt ist, auf alle Poesie! — Ist denn aber auch die Thatsache, so allgemein hingestellt oder in solchem Umfange, wirklich richtig? Ist es nur die Geschichte, welche zerstörend auf die Sprache wirkt, und verfallen die Sprachen nie in vorgeschichtlicher Zeit? Es ist ja im Gegentheil unleugbare und klare Thatsache, daſs die deutsche, auch die lateinische und griechische, die celtische und jede, selbst das Sanskrit nicht ausgenommen, schon in vorgeschichtlicher Zeit mannichfache Einbuſse an Wörtern und Formen und am Volllaut der Formen erlitten hat. Und andrerseits übt die Geschichte, die Bildung, besonders durch die Schrift, häufig eine conservirende Kraft aus, während Volksdialekte verwildern.

Es lasse sich sogar, sagt Schleicher weiter, „objectiv nachweisen, daſs Geschichte und Sprachentwicklung in umgekehrtem Verhältnisse zu einander stehen. Je reicher und gewaltiger die Geschichte, desto rascher der Sprachverfall; je ärmer, je langsamer und träger verlaufend jene, desto treuer erhält sich die

Digitized by Google

Sprache. Von allen deutschen Sprachen ist die englische diejenige, welche in Laut und Form die stärksten Einbufsen erlitten hat, die isländische diejenige, welche die alten Laute und Formen am treuesten bewahrt.“ Aehnlich sei das Hebräische schon um 500 a. Chr. viel ärmer in Form und Laut als das Arabische 500 p. Chr., weil die Israeliten eine viel reichere Geschichte als die Araber vor Muhammed hatten; „und zur Zeit da die Griechen begannen, ihre schon vielfach vom alten abgewichene Sprache zu schreiben, redeten die Inder eine dem ältesten Stande des Indogermanischen noch sehr nahe stehende Sprache“. Ist dieses Verhältnifs zwischen Sprache und Geschichte wirklich so schlagend? Hatten die Osseten, Kurden, Afghanen, Zigeuner und heutigen Hindus eine so gewaltige, reiche Geschichte, wie ihre Sprache verfallen und herabgekommen ist? Ist die Geschichte der Engländer um so viel reicher denn die der Deutschen, als die englische Sprache ärmer ist als die deutsche? In welcher Form ich aber nach Schleichers Sinne die geschichtlichen und die sprachlichen Verhältnisse der Griechen und Deutschen einander gegenüber stellen soll, weifs ich kaum. Nur so viel liegt auf der Hand: welche Geschichte hatte der Grieche der römischen Zeit hinter sich! und doch stand seine Sprache derjenigen, welche das hellenische Volk beim Beginne seiner Geschichte sprach, noch um vieles näher, als unser Deutsch dem karolingischen.

Gesetzt aber endlich auch, jene Thatsache, dafs die Sprachformen sich vor der Geschichte bilden und in der Geschichte verfallen, sei wahr, folgt daraus, dafs die Sprache ein Naturobject sein müsse? Um wie viel tiefer als jetzt Schleicher hat Jacob Grimm schon längst über den Verfall der Sprachformen bei innerer Bereicherung in geschichtlicher Zeit sich ausgelassen!

Der Glottiker behauptet (S. 118), das Object der Sprachwissenschaft sei „nicht die freie Geistesthätigkeit (die Geschichte), sondern die von der Natur gegebene, unabänderlichen Bildungsgesetzen unterworfene Sprache, deren Beschaffenheit eben so sehr aufserhalb der Willensbestimmung des Einzelnen liegt, als es z. B. der Nachtigall unmöglich ist, ihren Gesang zu ändern, d. h. das Object der Glottik ist ein Naturorganismus“. Es ist nicht selten, dafs ein gedankenlos festgehaltenes Vorurtheil sich auf die Thatsachen beruft, durch die es am schlagendsten widerlegt wird. So mag sich der Glottiker von Jacob Grimm (Ueber

Digitized by Google

den Ursprung der Sprache) sagen lassen, wie sich die Sprache von allem Geschrei und Gesang der Thiere unterscheidet. Der Gesang der Nachtigall bleibt von jeder Geschichte unberührt, und so bleibt es die Natur überhaupt. Denn man wird es wohl nicht geschichtliche Berührung nennen, wenn die Natur theils ganz passiv das Gepräge aufnimmt, das ihr der Mensch aufdrückt, theils eben so passiv als Stoff zu seinen Zwecken dient. Wieviel sich auch über die Veränderung sagen läſst, welche das zahme Schaf im Gegensatze zum wilden erfahren hat, über die Verbreitung, die es heute erlangt hat: hat das Schaf eine Geschichte? hat der Kaffee, die Baumwolle eine Geschichte? Dagegen steht die Sprache in Wechselverkehr mit allen Momenten des geschichtlichen geistigen Lebens, gibt ihnen und erhält von ihnen und bekundet sich dadurch als Moment des Geistes. Sie ist keineswegs „von der Natur gegeben“, wie der Glottiker mit den Epikureern behauptet (wogegen schon Heyse, System der Sprachw. §. 21—23); und wenn sie „unabänderlichen Bildungsgesetzen“ unterworfen ist, so sind dies keine physiologischen; und wenn endlich die Sprachformen und ihre Geschicke „auſserhalb der Willensbestimmung des Einzelnen liegen“, so sind auch Sitte und allgemeiner Glaube und Vorurtheil eben so sehr dem Einzelnen gegenüber eine unüberwindliche Macht. Für seine Person kann er sich dieser theilweise entziehen; so kann er auch seine Sprache wechseln. Es ist hier aber nicht der Ort, und überhaupt nicht nöthig, ausführlich zu erweisen (denn es ist längst allgemein anerkannt), daſs der Gang der Geschichte „auſserhalb der Willensbestimmung des Einzelnen“ liegt.

Kurz: durchweg zeigt die Sprache geistiges Wesen und in keinem Punkte hat man in ihr Naturbestimmtheit nachgewiesen.

Der Sprachwissenschaft, das ist richtig, „ist die Sprache Selbstzweck“ (S. 119). Der Philologie aber etwa nicht? Ueber den ehemaligen Irrthum, als wäre die Sprache dem Philologen nur Mittel, ist heute jeder Philologe hinaus. Der Glottiker selbst gesteht, die Sprache sei „dadurch auch Object der Philologie, daſs in ihr und durch sie das geistige Leben der Völker zur Erscheinung kommt“ (das.). Betrachtet denn die Glottik die Sprache nicht inwiefern in ihr und durch sie das geistige Leben der Völker zur Erscheinung kommt? Dann kann sie dem Vorwurfe der Geistlosigkeit schwerlich entgehen. Es ist richtig, daſs der Philologe sich „vorzüglich an Syntax und Styl halten

Digitized by Google

wird", der Glottiker nur die Laute und Formen der Sprache betrachtet: dies ist richtig als Thatsache. Nur darf über solcher Thatsache, einer Folge der Beschränktheit menschlicher Individualität, die Forderung der Idee nicht übersehen werden; noch auch folgt daraus, daſs „die Art, wie der Philologe die Sprache erfaſst, eine von der Auffassung des Sprachforschers grundverschiedene ist". Nur eine Theilung der Arbeit liegt vor.

Freilich aber (und leider!) ist die Glottik nicht Sprachwissenschaft. „Den Philologen geht der Gebrauch an, der von der Sprache gemacht wird, den Glottiker nur der Organismus". Aber der Gebrauch der Sprache, ist er nicht ihre Entelechie, ihr Leben? Der Glottiker betrachtet also bloſs den Organismus und nicht dessen Leben, d. h. den todten Leib der Sprache; er secirt den Cadaver. Er kennt weder die Wirksamkeit der organischen Formen, „die Function und die Syntax" (das.), noch auch begreift er die Entstehung dieser Formen; denn diese Organe des Lebens sind ja zugleich erst Erzeugnisse des Lebens, also müssen die Organe aus dem Leben begriffen werden. Selbst in der Naturwissenschaft verdanken Anatomie, Morphologie, Physiologie, Embryogonie, Paläontologie nur der nothwendigen Theilung der Arbeit ihr gesondertes Dasein; der echte wissenschaftliche Sinn wird und muſs sie immer zusammenhalten, in einander bringen. Für die Sprache aber fallen die Rücksichten, wonach jene Disciplinen unterschieden sind, zusammen. Indem die Grammatik das Wesen der Sprache erforscht, hat sie für ihr Object nothwendig alles das zu leisten, was jene Disciplinen für die organischen Naturwesen, und zwar leistet sie dies, wenn und insoweit sie überhaupt ihre Aufgabe erfüllt, mit einem Schlage; Formen, Gesetze, Leben, Geschichte und Ursprung der Sprache lehrt sie mit einem Male (Grammatik und Psychologie §. 85). Es ist ein Menschenalter her, daſs Wilhelm von Humboldt darauf drang, die Sprache dürfe nicht als ein Erzeugtes, ein Werk, *ergon*, sondern müsse als eine Thätigkeit, *energeia* angesehen werden; und immer noch versteht man nicht, was das heiſst. Der Glottiker verfolgt mit Behagen den Verwesungsproceſs; was Wunder, daſs der Philolog sich vor solchem Geruche zurückzieht und sich des Dufts und der Farbe und der Form der Classiker freut.

„Der Glottiker ist Naturforscher". Nein, der Naturforscher dankt bestens für solche Gesellschaft. Wir sehen hier

Digitized by Google

wieder in auffallender Weise, wie sehr ein Vorurtheil verblendet. Schleicher (Darwins Theorie und die Sprachwissenschaft) glaubt sich in vollster Uebereinstimmung mit Darwins Betrachtungsweise, der sich auch Schleiden anschliefst. Dieser fafst die Theorie des englischen Geologen in folgenden Worten zusammen: „Alle Organismen auf der Erde, Pflanzen wie Thiere, Untergegangene und Lebende, hängen als eine einzige grofse Familie durch naturgemäfse Abstammung untereinander zusammen“. „Aus der einfachsten Grundlage, aus einer noch unvollkommenen Zelle entstand allmählich die grofse Zahl gleichfalls noch unvollkommener, einfacher und niedriger Organismen im Thier- und Pflanzenreich nach den sehr verschiedenen Lebensbedingungen, die ihnen von den verschiedenen Oertlichkeiten dargeboten wurden; so entstanden nach und nach die entwikkelteren Formen, den mehr und mehr sich verwickelnden äufseren Verhältnissen entsprechend, und so gingen auch bestehende Formen unter, während ihre Nachkommen in immer mehr veränderten neuen Formen fortdauerten, in demselben Mafse, wie sich allmählich durch die geologischen Veränderungen auf der Erde die Wohnstätte des Lebendigen und somit die Lebensbedingungen änderten.“ „Man mufs hierbei die Zeit als wesentlichen Factor nicht aufser Acht lassen.“ Was geht also hier vor? Darwin und Schleiden wollen die bisherige Naturbeschreibung, welche ein unveränderliches Dasein zum Gegenstande hatte, zur Darstellung einer Entwickelung der Natur in der Zeit, d. h. zur Geschichte machen. Ein solches Unternehmen, es mag gelingen oder nicht, ja, es mag sich als berechtigt erweisen oder nicht, verdient die höchste Theilnahme aller Gebildeten. Was hat aber der Glottiker von ihnen gelernt? Die Glottik hat die Sippen der Sprachen zu ordnen und ist „descriptiv“ (S. 123), und also „theilt sie im wesentlichen ihre Methode mit der Naturwissenschaft überhaupt“! Nachdem sich die Glottik zur descriptiven naturhistorischen Disciplin herabgesetzt hat, erkennt sie auch jetzt ihre Schwäche noch nicht, da sich die Naturwissenschaft zur Geschichte erhöht! *)

Und soll ich mich nun noch auf die Behauptung einlassen, die Sprachwissenschaft sei darum eine Naturwissenschaft, weil

*) Uebrigens enthalte ich mich des Urtheils über Darwins Theorie, ich nehme sie weder an, noch weise ich sie ab, sondern erwarte die Entscheidung der Naturforscher.

Digitized by Google

eine Beobachtungswissenschaft? und soll ich auf das Gerede gegen apriorische Construction und für Beobachtung der Thatsachen eingehen? Als wenn Beobachtung den Naturwissenschaften eigenthümlich wäre! als wenn nicht die Philologen ihre Observationes gemacht hätten! als wenn sich der Glottiker in Bezug auf subtile Beobachtung mit Herodian messen könnte! Und warum hat Herodians mit gröſster Akribie gemachte Beobachtung dennoch keine wahre Grammatik erzeugt? warum war diese den Bopps und Grimms aufbewahrt? In wie fern dies von apriorischen Momenten abhängig war, das kann ich dem Glottiker freilich nicht zeigen; denn er hat sich von der Sprachphilosophie geschieden *).

Auch Max Müller (Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, übersetzt von Böttger) will die Sprachwissenschaft zu den Naturwissenschaften gezählt wissen. Sein erster Grund ist, „daſs, wenn schon die Sprache einen beständigen Wechsel zeigt, der Mensch dennoch nicht die Macht besitzt, denselben hervorzubringen oder zu verhüten.“ (S. 34). Müller gesteht zu (S. 38): „Die Sprache kann nicht durch sich selbst bestehen: sie verlangt einen Boden, um darauf zu wachsen, und dieser Boden ist der Menschengeist“ — mehr verlange ich vorläufig nicht, um daraus zu schlieſsen: also kann die Sprachwissenschaft nicht in den Kreis der Naturwissenschaft gehören; und hiermit ist Müller genügend widerlegt. Er wehrt uns aber, die Sprachwissenschaft zur geschichtlichen zu machen, indem er über das Wachsthum der Sprache folgendes bemerkt. Es seien in demselben zwei Vorgänge zu beachten. Der eine ist der phonetische Verfall, durch den „nicht nur die Form, sondern die ganze Natur der Sprache zerstört wird.“ Nämlich: „In der Sprache hatte ursprünglich Alles eine Bedeutung.“ Ihr Zweck ist ja kein andrer, „als unsere Gedanken auszudrücken“, und so konnte sie „weder mehr noch weniger enthalten, als was zu diesem Zweck erforderlich ist“; und also dürfte man „mit keinem Theile derselben eine Aenderung vornehmen, ohne dessen eigentlichen Zweck zu vereiteln“ (*without defeating its very purpose*). „Sobald sich also diese phonetische Corruption in

*) Ein andrer Grund, den Schleicher anführt, klingt zu spaſshaft (Compendium der vergleichenden Gr. S. 1): „die Sprachen leben, wie alle Naturorganismen; sie handeln nicht, wie der Mensch, haben also auch keine Geschichte, wofern wir dieses Wort in seinem engern und eigentlichen Sinne fassen.“

Digitized by Google

einer Sprache zeigt, hat auch die Sprache das verloren, was wir als den wesentlichen Charakter aller menschlichen Rede betrachteten, nämlich dafs jeder Theil derselben seine Bedeutung haben sollte.“ Weder wir noch der Grieche und Römer, noch der alte Hindu dachte daran, dafs z. B. das Zahlwort für zwanzig ursprünglich zwei zehn bedeutete, wie es denn aus *dwis dakati* corrumpirt ist oder gar aus *dwis dwakatatarka* $= 2 \times [2 \times ([1 + 3] + 1)]$, wenn wir Bopps Analyse der Zahlwörter annehmen. „Die Sprache ist deshalb in ein neues Stadium eingetreten, sobald sie den Angriffen des phonetischen Wechsels weicht. Das Leben der Sprache erstarrt oder erlischt auch gänzlich in den Worten oder Worttheilen, welche die ersten Spuren dieser phonetischen Umbildung zeigen. Von nun an können solche Worte oder Worttheile allein noch künstlich durch Tradition aufrecht erhalten werden.“

Diese phonetische Corruption ist nun auch der Quell der „sogenannten grammatischen Formen“ (S. 41). Wie entstand z. B. der Plural? Die Sache ist kinderleicht zu begreifen. Man beachte nur, dafs man im Chinesischen sagt *žin* (ž = französ. *j*) Mensch; für Menschen aber im Plural *žin kiai* Mensch-Allheit. Der Fremde heifst *i*, die Classe *pei*, die Fremden *i pei*, eig. Fremden-Classe. So sagen auch wir Menschen-Geschlecht für Menschen, Christenheit (eig. Christen-Gesammtheit) für Christen. Sobald nun die phonetische Corruption mit ihren „Verheerungen angefangen hat, behalten die von ihr betroffenen Worttheile nur noch ein ihnen nach Uebereinkommen gewährtes, künstliches Dasein und schwinden zu grammatischen Endungen zusammen“ (S. 42). Auf dieser corrupten Theorie von der Entstehung der grammatischen Formen beruht zugleich die morphologische Classification der Sprachen. Die Corruption nämlich ist 1) noch nicht eingetreten in den einsylbigen Sprachen; 2) sie hat die determinativen Wörter ergriffen, welche dadurch zu Endungen der Hauptwurzeln werden, in den agglutinirenden und polysynthetischen Sprachen; 3) sie hat auch die Hauptwurzel ergriffen in den flectirenden Sprachen. In der griechischen Sprache, welche die vollkommenste Grammatik hat, mufs wohl die Corruption am heftigsten gewüthet haben. Wenn Schleicher wenigstens für die vorgeschichtliche Zeit ein Wachsthum der Sprache erkennt und ihr Absterben erst mit der geschichtlichen Zeit beginnen läfst: so fängt nach Müller der Ver-

Digitized by Google

wesungsproceſs schon mit der Entstehung grammatischer Formen in der Urzeit an; schon damals haben die Sprachen „den wesentlichen Charakter aller menschlichen Rede“ verloren.

Solche Theorie, welche die grammatische Form erst zu „sogenannten grammatischen Formen“ herabsetzt, um sie zu erklären, richtet sich von selbst*). Daher sei hier nur ein Punkt hervorgehoben, der sowohl an sich der wichtigste ist, weil er der ganzen Ansicht zu Grunde liegt, und der zugleich auch für uns in psychologischer Rücksicht bedeutsam ist. Müller sagt: (S. 42) „Die Wörter leisten, so lange sie völlig verstanden und lebendig erhalten werden, der phonetischen Corruption Widerstand; aber sobald sie nur, so zu sagen, ihre Geistesgegenwart verlieren, stellt sich auch der phonetische Verfall ein“. Die phonetische Corruption ist also nicht das Primäre; sondern sie ist abhängig von Verhältnissen des Bewuſstseins. Müllers Theorie bewegt sich also durchaus um die Oberfläche der Erscheinungen, ohne ihr Wesen, ihren Grund zu berühren. Eben darum aber erweist sie sich zugleich auch als nothwendig falsch. Betrachtet man die Sprache auch nur als ein ganz äuſserliches Mittel und Werkzeug: wie könnte wohl ein solches seinem Zwecke noch genügen, wenn seine „ganze Natur zerstört“ ist!

Der zweite Vorgang, der neben der phonetischen Corruption das Wachsthum der Sprache ausmacht, ist die dialektische Wiedererzeugung. Hierunter wird bloſs verstanden, daſs neben dem literarisch ausgebildeten Dialekte eines Volkes, der vorzugsweise seine Sprache, seine Hochsprache, heiſst, immer viele Volksdialekte leben. Wird dann durch politische Ereignisse dieser literarische Dialekt weggeschwemmt, so zeigen sich die Volksdialekte noch lebendig und werden von neuem zu Schriftsprachen.

Also hat die Sprache keine Geschichte. Sie erfährt bloſs, wie die Erdrinde, allerlei „Modificationen, welche mit der Zeit durch fortwährend neue Combinationen gegebener Elemente stattfinden, und welche sich der regelmäſsigen Einwirkung freier

*) Wer meine „Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues“ kennt, wird sich selbst sagen können, wie ich über Müllers Theorie von der Entstehung der grammatischen Formen denken muſs, wie auch von der morphologischen Classification und namentlich von dem Ungeheuer einer turanischen Sprachfamilie, welches die einsylbigen Sprachen Hinterindiens mit den finnischen und etlichen andern zusammen verschlingt.

Digitized by Google

Kräfte entziehen und schliefslich als das Resultat natürlicher Einflüsse erkannt werden können" (S. 63).

Wer in solcher Weise in der höher organisirten Sprache nichts als „verkrüppelte" Lautgebilde sieht, wer so jede Spur von Geist aus denselben schwinden läfst, der mag immerhin von dem Wunder, dem geheiligten Boden der Sprache reden, er mag diese *a vehicle or an organ of thought* (p. 23) nennen, es bleiben dies leere Phrasen*). Und damit will er „die Aufmerksamkeit der Philologen, Philosophen, Geschichtschreiber und Theologen" auf sich lenken!

Nach Müller sind Lateinisch und die romanischen Sprachen „nur verschiedene Perioden einer in ihrer Substanz**) sich gleichbleibenden Sprache" — von etwas anderm aufser der Substanz weifs Müller nichts. Er sagt: „Wenn wir nun das Italienische eine Tochter des Lateinischen nennen, so denken wir dabei nicht daran, dem Italienischen ein neues Lebensprincip beizulegen. Nicht ein einziges Wurzelelement wurde zur Bildung des Italienischen neu geschaffen" — und aufser den Lautelementen gibt es in der Sprache nichts! „Italienisch ist Lateinisch in einer neuen Form; Italienisch ist modernes Latein, oder Latein antikes Italienisch". Das ist eben so richtig, wie wenn jemand behauptet: wir mögen Fleisch oder Pflanzen essen, unsre Speise ist doch nur Erde und Mist.

Aus einer solchen Ansicht von der Sprache folgt allerdings, dafs „die Sprache Homers an sich kein gröfseres Interesse darbietet, als der Dialekt der Hottentotten" (S. 67). Aber was ist das für „eine wissenschaftliche Behandlung der menschlichen Rede", die in Homers Sprache nicht mehr findet, in ihr nicht Probleme höherer Art und gröfserer Anziehungskraft erkennt als in der des Hottentotten!

Hier wird auch der Ursprung der Sprache wichtig; denn vom Ursprunge jedes Dinges wird ja dessen Wesen bedingt. Nach Müller sind die Wurzeln der Sprache „das Werk der Natur" (S. 335). „Der Mensch war in seinem vollkommnen Urzustande nicht wie die Thiere allein mit dem Vermögen begabt, seine Empfindungen durch Interjectionen und seine Wahr-

---

*) Der Uebersetzer gibt *organ of thought* durch „Organ der Gedankenmittheilung" wieder — sehr gescheit!

**) Im Original (p. 56) *substantially*. Die Uebersetzung ist vom Verf. autorisirt.

Digitized by Google

nehmungen durch Onomatopoiie auszudrücken; er besafs auch das Vermögen, den vernünftigen Conceptionen seines Geistes einen besser, feiner articulirten Ausdruck zu geben. Dieses Vermögen hatte er nicht selbst herangebildet (*That faculty was not of his own making*). Es war ein Instinct, ein Instinct des Geistes, eben so unwiderstehlich, wie jeder andre Instinct. So weit als die Sprache Product jenes Instinctes ist, gehört sie dem Reiche der Natur an". Wie so dies? Was einem Instincte des Geistes entstammt, soll der Natur angehören? — Und was für ein Instinct war denn dies nun? „Das Vermögen, welches jeder Vorstellung, indem sie zum ersten Male durch das Gehirn drang (*thrilled*), einen lautlichen Ausdruck verlieh" (S. 332). Es ist „eine der menschlichen Natur inwohnende Kraft". Die ursprünlichsten Wurzeln „existiren, wie Plato sagen würde, durch die Natur; ohgleich wir mit Plato hinzufügen sollten, dafs wir, wenn wir sagen durch die Natur, damit meinen durch göttliches Wirken" — d. h. obwohl hier der Ursprung der Sprache erklärt sein sollte, so bleibt er doch eben völlig unerklärt.

Bevor wir an unsre Darlegung des Verhältnisses der Sprachwissenschaft zur Geschichte gehen, können wir uns als Ergebnifs der vorausgeschickten Kritik dies merken. Müller weifs, dafs die Sprache weder der Natur entspriefst, noch ein Werk des freien Geistes ist; also gehört sie der Natur, schliefst er völlig unlogisch, weil er von dem was man geistigen Instinct nennen kann, gar keine klare Erkenntnifs hat. Wir werden also nur dies sagen: die Sprache gehört eben so wenig dem freien, in der Geschichte schöpferischen Geiste, als der Natur. Sie stammt aber auch nicht aus einem Dritten, einer Indifferenz und Grundlage von Natur und Geist. Sondern sie ist ganz und durchaus geistigen Wesens, ein Erzeugnifs des Geistes, aber unter eigenthümlichen Bedingungen hervorgebracht. Dies kann ich hier nicht ausführlich darlegen, und meine Theorie vom Ursprunge der Sprache läfst sich nicht, wie die Müllersche, in einem Satze ausdrücken. Auf Schleichers, allerdings, wie mir scheint, unerläfsliche Unterscheidung von geschichtlicher und vorgeschichtlicher Zeit werde ich sogleich kommen.

Ausgehen wollen wir von Böckhs Bestimmungen. Mit ihm setze ich — und ich halte jede weitere Begründung dieses Satzes für unnöthig — die Philologie sei die Erkenntnifs der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit, die Wissenschaft von dem sich entwickelnden Geiste, kurz Philologie ist Geschichte. Bei

Digitized by Google

jeder andern Annahme wird die Philologie entweder einseitig gefaſst, oder sie verliert ganz den Rang einer Wissenschaft und wird zur bloſsen Hülfsdisciplin*). So werde ich im Folgenden nur von Geschichte reden. Die Geschichte gliedert sich einerseits nach den Völkern, den äuſsern Trägern des Geistes in der Wirklichkeit, also in eine Geschichte der Griechen, der Deutschen u. s. w., andrerseits aber nach den innern Momenten des Geistes, und so zerfällt sie in eine Geschichte der Staatenbildung und der Verfassungen, des Handels und Privatlebens, der Kunst u. s. w. Es ist wohl klar, wie diese beiden Gliederungen, die nach verschiedener Richtung erfolgen, sich kreuzen. Indem nun in der einen aus einander geht, was in der andern zusammengefaſst wird, dort die Völker, hier die Momente des Geistes: so heben sich die beiden Theilungen einander auf, und es ergibt sich eben etwas, was man nicht so gut Theilung als Gliederung nennt, darum weil trotz der bestimmten Sonderung die Theile zusammen bleiben und nicht aufhören im Ganzen zu leben. Freilich wird hier eine Idee gezeichnet, der die Wirklichkeit nicht völlig entspricht, aber nachstrebt.

Dieses einfache Verhältniſs erschöpft indessen die Sache nicht, wie sich gerade, wenn wir das Gesagte auf die Sprach-

---

*) Mit der obigen Behauptung soll nicht etwa, ich möchte sagen: eine Drohung gegen den Philologen ausgesprochen werden; ich will ihn nicht dadurch zur Gleichstellung von Philologie und Geschichte zwingen, daſs ich ihm vorhalte, wenn er dieselbe nicht zugestehe, so werde sein wissenschaftliches Thun vom Range der Wissenschaft herabgesetzt werden. Noch weniger soll das Verdienst der Philologen auch nur im mindesten unterschätzt werden, weil zum Theil selbst die bedeutendsten nichts hervorgebracht haben, was eine historische Leistung genannt zu werden pflegt. Man vergesse nicht, daſs oben begriffliche Bestimmungen gegeben, aber nicht persönliche Werthe beurtheilt werden sollen. Die Stellung einer Disciplin im Systeme der Wissenschaft hängt lediglich von ihrem Begriff ab; der Werth persönlicher Thätigkeit aber wird nicht von dem bedingt, was, sondern wie man es treibt. Ich weiſs, daſs man sich hohe Verdienste erwerben kann, wenn man die geistigen Denkmäler der Vergangenheit und Berichte über früheres geistiges Leben derartig bearbeitet und verstehen lehrt, daſs sie nun erst einerseits als Quellen der Geschichte und andrerseits als Mittel zur Bildung dienen können. Solche Thätigkeit herabsetzen wollen, wäre thöricht, und man mag sie als die philologische bezeichnen. Soll aber der Kreis der Wissenschaften ausgemessen werden, so könnte allerdings diese Philologie, soweit ich sehe, theils nur als Hülfsdisciplin der Geschichte untergeordnet werden, theils unter den praktischen Wissenschaften in der Pädagogik ihre Stelle finden. Von ihr konnte aber im Texte nicht die Rede sein, und über ihr Verhältniſs zur Sprachwissenschaft wäre dem eben Bemerkten gemäſs nur dies zu sagen, daſs sie die literarischen Denkmäler der Vergangenheit so bearbeitet, daſs der Sprachforscher in denselben getreue und richtig verstandene Quellen und Objecte seiner Wissenschaft erhält.

Digitized by Google

wissenschaft anwenden, am klarsten zeigt. Berücksichtigen wir nämlich die Gliederung nach Völkern, so kann füglich nur von drei Hauptzweigen der Geschichte die Rede sein, dem classischen, dem orientalischen und dem modernen. Die classische Geschichte ist die engste; sie umfaſst nur die Griechen und Römer. Die moderne zerfällt in zwei oder auch drei Unterabtheilungen: die germanische, romanische und auch noch die slavische Geschichte. Die orientalische umfaſst die Aegypter, die Semiten, die Perser und Inder und die Chinesen. Unselbständig und also mit dem einen oder dem andern der genannten Völker zu verbinden sind die Armenier, die Türken, die Tübeter und Mongolen, die dekhanischen und hinterindischen Völker; und eben so in Europa die Magyaren. Noch weiter läſst sich füglich die Geschichte wohl nicht ausdehnen. Sie umfaſst also noch nicht einmal sämmtliche Völker Asiens und Europas; denn auſserhalb ihres Bereichs bleiben tatarische Stämme und sämmtliche Völker im Norden dieser Erdtheile von Tungusien bis nach Lappland, die Celten, die Basken und die Albanesen, abgesehen von den untergegangenen Völkern. Die Sprachwissenschaft dagegen kann die Sprache keines Volkes der Erde von sich ausschlieſsen, auch nicht die der Eskimos und Buschmänner und der Bewohner der Freundschafts-Inseln u. s. w. u. s. w. *).

Kurz, wir erinnern uns, daſs es viele Völker, ein weit ausgedehntes menschliches Leben gibt, das einerseits nicht Gegenstand der Physiologie sein kann, weil es geistiges Leben ist, und das doch auch hinwiederum nicht Gegenstand der Geschichte ist, weil es keine Entwicklung zeigt. Geistiges Leben erstlich ist es; denn alle jene Völker sprechen, und Sprache ist Abstraction, Bildung von Artbegriffen, Gedankenformung, also Logik und Selbstbewuſstsein, wenn dies auch nur in den ersten Anfängen. Auch hat jedes Volk Religion, und ich erkläre kurzweg, daſs alle Reisenden, welche behaupten, Völker ohne eine solche angetroffen zu haben, in diesem Punkte schlecht beobachtet haben müssen. Auch haben alle Völker ein Familien-

*) Die Sprachen der wilden oder culturlosen Völker sind allerdings dem Sprachforscher in mannigfacher Hinsicht wichtig und anziehend. Einerseits lernt man hier einfachere Bewegungen und Verhältnisse der Vorstellungen kennen, und andrerseits stöſst man auf Feinheiten, auf geistige Blitze, die man hier nicht gesucht hätte. Aber wie dem Psychologen der gebildete Mann eine höhere, wichtigere Aufgabe bietet, als das naive Landkind: so dem Sprachforscher die Cultursprachen im Vergleich zu den ungebildeten.

Digitized by Google

Leben, ich meine: noch in ganz anderer Weise, als auch Thiere etwas Aehnliches haben. Und alle leben sie in einer gewissen Form staatlicher und geselliger Vereinigung, in einem gewissen Verkehr. Wo dies in sehr niedrigem Grade der Fall ist, da walten ungünstige äufsere Ursachen ob, die zu erkennen nicht schwer sein wird. Ueberall kennt der Mensch den Gebrauch des Feuers; überall arbeitet er mit Werkzeug. Wo immer also der Mensch lebt, da ist auch geistiges Leben, welches der Physiologie entgeht. Aber, zweitens, was hätte wohl die Geschichte von jenen Völkern zu berichten? Nennen wir es Geschichte, dafs hier ein Flufs versandet, dort ein Strom sich ein neues Bett gräbt und das alte austrocknen läfst? dafs hier Boden vom Meere abgerissen, dort angeschwemmt wird? dafs sich bei einem Erdbeben ein Fels als Insel über die Fläche des Meeres erhebt? Ist es Geschichte, wenn ein Bienenschwarm davon zieht, wenn sich zwei Bienen-Königinnen bekämpfen, bis eine unterliegt? Und wenn wir dies nicht Geschichte nennen, ereignet sich bei jenen Völkern Bedeutsameres? Horden wandern hin und her aus Bedürfnifs oder Lust, vertilgen Stämme, auf die sie stofsen, oder vermischen sich mit ihnen und bleiben so bei ihnen oder ziehen sie mit sich fort. Sie lassen sich nieder nach längeren Wanderungen und nehmen das Leben wieder auf, das sie verlassen und gestört hatten. Sie gründen mehr oder weniger umfassende Herrschaften, die man wohl nicht Staaten nennen kann und die über kurz oder lang zersplittern und bedeutungslos verschwinden. Stämme einen sich, spalten sich und vereinigen sich wieder und sind in der Trennung und in der Verbindung immer dasselbe. Es ist ein unruhiges Dasein, ein Sein voll Freud und Leid; aber es wird nichts, was nicht schon gewesen wäre, es entsteht nichts Neues. Auch in der Natur liegt ja ein unaufhörliches Geschehen; Felsen zersplittern, Wasser strömen u. s. w. u. s. w.; fast überall auch ein Drängen organischer Triebe u. s. w. Aber nicht das Factum als diese Einzelheit und nicht dieses Individuum als solches und für sich ist das Werthvolle, sondern nur die hier verwirklichte Art, das verwirklichte Gesetz. Eben so bei jenen culturlosen Völkern. Sie haben einen Werth als Darstellung der Menschen-Art, als Wirklichkeit menschlich-psychischen Lebens; aber der einzelne Fall ist gleichgültig.

Es gibt also ein ungeschichtliches geistiges Leben: geistig

Digitized by Google

ist dieses Leben, weil es eine Bewegung geistiger Momente ist; aber ungeschichtlich, weil diese Bewegung, wie das Dasein der Natur ein bloſser Kreislauf, eine ewige Wiederkehr desselben ist*), aber keine Erhöhung des Werthes geistiger Wirksamkeit. Die Erzeugnisse solches Lebens sind von kurzer Dauer und werden immer wieder neu erzeugt, und zwar so wie sie waren. Was hier geschieht, hat theils nur praktische Bedeutung, dient bloſs der Erhaltung des Daseins und hat darum auch nur individuelle Geltung, aber keinen Anspruch auf allgemeine Anerkennung; theils ist es von allgemeiner Bedeutung, findet sich aber auch überall. Individuelles dagegen von allgemeinem Werthe, allgemeiner Inhalt in einzelner Gestalt, ist hier nicht zu finden, also nichts Einzelnes, das als solches durch eigenthümliche Bedeutsamkeit ewigen Andenkens werth wäre. Die Wissenschaft für das Leben dieser ungeschichtlichen Völker ist die Ethnologie. Die Sprachwissenschaft, indem sie die Sprachen aller Völker zusammenfaſst, verbindet also nicht bloſs die Geschichte der verschiedenen Völker, sondern setzt diese Verbindungslinie auch noch fort aus der Geschichte durch die Ethnologie hindurch.

Dies wird leicht Zustimmung finden; schwieriger ist Folgendes. Auch die Völker der Geschichte hatten einst eine Zeit

*) Mit dem Obigen soll natürlich nicht den Ergebnissen der Geologie und Paläontologie widersprochen werden, welche uns ein Werden, eine Geschichte der Erde und der auf ihr lebenden Wesen zeigen, ein allmähliches Hervortreten immer neuer und immer werthvollerer Gestaltungen. Es bedurfte nicht erst der Darwinschen Theorie um eine geschichtliche Auffassung in die Betrachtung der Natur zu tragen. Daneben aber behält doch diejenige Betrachtung für immer ihr Recht, welche die jetzt vorhandenen Arten als feste, unabänderliche Typen der Wesen ansieht, um deren Entstehung sie sich nicht bemüht, bloſs auf die Erkenntniſs der Gesetze gerichtet, nach denen die unwandelbaren Arten leben. Und diese Betrachtung ist eben die ungeschichtliche, weil sie keinen Fortschritt, sondern nur ein Nebeneinander und einen Kreislauf erkennt.

Wenn nun hier andrerseits für das Wesen der Geschichte ein Fortschritt vorausgesetzt wird, so leugne ich gar nicht, sondern hebe es bestimmt hervor, daſs die Geschichte einen teleologischen Charakter trägt; nur folgt hieraus gar nicht, daſs wir nun auch der Geschichte ein Endziel vorstecken müssen. Es handelt sich zuerst um Darstellung von geistigem Dasein, geistigem Leben, von Streben und Genuſs und Erfolg. Jede Periode dieses Daseins ruht aber auf einer vorangehenden, hebt sich aus dieser empor; und wie diese die Ursache jener, so ist jene das Ziel dieser. Zeiten der Behaglichkeit und des Glückes, wie die perikleische, werden wir gern bloſs als Erfolg und Wirkung der Vergangenheit betrachten; die Zeiten des Verfalls und Elends aber müssen wir erstlich eben so als Folgen ansehen: nur ist hier zweitens die Forderung klar, zu erkennen, wie der Niedergang des Geistes nur die Vorbereitung für einen neuen Aufgang ist; solche Zeiten weisen über sich hinaus auf ein Höheres, ein Ziel, dem zugestrebt wird. (Vergl. meine Geschichte der Sprachw. bei den Griechen S. 267 ff. 380 ff.)

Digitized by Google

durchlebt, in der sie noch keine Geschichte hatten, noch keine Cultur. Auch die Griechen und die Römer, auch die Deutschen hatten ihre ungeschichtliche Zeit, welche für sie eine vorgeschichtliche ist, eine Zeit, wo sie streng genommen, nur erst als Gegenstand der Ethnologie erscheinen, als naiver Geist, und dennoch von höherer Bedeutung als die ungeschichtlichen Völker. — Man versteht unter „vorgeschichtlichen Zeiten" gewöhnlich nur die Zeiten, welche unserer geschichtlichen Kenntniſs vorangehen. Der Fortschritt der Geschichtswissenschaft besteht nun zum Theil auch darin, daſs wir Kunde gewinnen von Zeiten, von denen man vorher nichts wuſste, daſs also die Grenze zwischen der geschichtlichen und vorgeschichtlichen Zeit immer tiefer in die Vergangenheit hinab, der Gegenwart immer ferner geschoben werde. So ist offenbar durch Entzifferung der Hieroglyphen und Keil-Inschriften die vorgeschichtliche Zeit tiefer hinabgerückt worden, als sie vor einem Menschen-Alter gesetzt werden muſste. Auch sonst ist durch mancherlei Combinationen eine gewisse Erkenntniſs von Zeiten gewonnen, die früher ganz in Dunkel lagen. Von diesem Sinne nun ist der verschieden, in welchem hier das Wort vorgeschichtlich genommen wird. Nicht unsere Kunde oder der Mangel an Kunde von ihr macht eine Zeit zur geschichtlichen oder ungeschichtlichen; sondern der Geist ist nach dem Inhalte und nach der Form seines Bewuſstseins geschichtlich oder nicht, das Geschehene selbst trägt den Charakter der Geschichte oder nicht, es mag uns bekannt sein oder sich unserer Kenntniſs entziehen. Wie es heute noch Völker mit ungeschichtlichem Geiste gibt, so gab es neben den Griechen und Römern, neben den Persern ungeschichtliche Völker, z. B. die Germanen, wie neben den alten semitischen Cultur-Völkern und den Aegyptern die alten Griechen. Aber genauer und richtiger nennen wir jene alten Griechen und Deutsche nicht ungeschichtlich, sondern nur vorgeschichtlich. Denn schon jene unterschieden sich wesentlich von den ungeschichtlichen Völkern. In ihnen lag schon ein Keim zur Geschichte, der in jenen nicht liegt; d. h. sie besaſsen in ihrem Bewuſstsein und in der Einrichtung ihres Lebens schon die Bedingungen, aus denen sich unter günstigen Umständen die Geschichte erheben konnte.

Hier tritt uns nun die Frage entgegen: wann ist jedes der Culturvölker aus dem ungeschichtlichen Zustande in den geschichtlichen eingetreten? und wie unterscheidet man diese bei-

Digitized by Google

den? Es unterliegt keinem Zweifel, dafs die geschichtlichen Verhältnisse vielfach ihre Begründung in dem vorgeschichtlichen Zustande haben. Die spätere Staatenbildung und die politischen Verbindungen und Trennungen sind häufig durch Stammes-Eintheilung schon in vorhistorischer Zeit vorbereitet. Ja die Entstehung und der Charakter der Civilisation und Cultur eines Volkes wird wesentlich bedingt durch dessen vorgeschichtliche Zustände. Wenn auch die Begegnung mit andern Völkern und deren Einflüsse von höchster Wichtigkeit sind, so ist doch das Mafsgebende immer der Charakter des Volkes, wie er sich schon vorher gebildet hat. Es war freilich nicht gleichgültig für die deutschen Stämme, dafs sie auf römische Cultur stiefsen. Dieser Anstofs, und er war ein sehr harter, scheint sogar durchaus nothwendig gewesen zu sein, um den Funken im deutschen Geiste zu wecken; doch bleibt immer das, was die Deutschen schon vorher waren, der Grund für das, was sie nun wurden. Man kann fragen, was geworden wäre, wenn die Deutschen den Muhammedanismus angenommen hätten? Man müfste nur vorher die Frage beantwortet haben, ob und besonders in welcher Weise und Form sie ihn hätten annehmen können. Ohne Weitläufigkeit läfst sich, denke ich, dies behaupten: auch als Muhammedaner würden sie keinen Harem errichtet haben. Aber die Festigkeit des nationalen Charakters schon in vorgeschichtlicher Zeit und dessen Wichtigkeit für die Gestaltung der folgenden Geschichte, sein wirksames Hineinreichen in die Geschichte selbst in höherem Grade zugestanden, als vielleicht Viele verlangen werden: so bleibt doch der Unterschied zwischen der geschichtlichen und vorgeschichtlichen Zeit eines Volkes als ein durchgreifender bestehen.

Bevor wir aber diesen zarten Punkt berühren, noch die Frage, welche geistigen Momente das geschichtliche Leben bewirken oder wenigstens theilen, und welche nicht? Oder nehmen sie alle an der Geschichte in gleicher Weise Theil?

Abgesehen davon, dafs es unwandelbare Gesetze für das Seelenleben gibt, welche für den gebildetsten Menschen eben so wohl Geltung haben als für den Wilden und selbst das Thier — abgesehen hiervon, mufs man behaupten, dafs sämmtliche Momente des Geistes von der geschichtlichen Bewegung ergriffen werden, und dafs, wie der Mensch in allem was er thut und was er lebt sich vom Thier unterscheidet: eben so wie-

Digitized by Google

derum der Cultur-Mensch gegen den naiven in jeder Lebens-Regung seine höhere Stufe offenbart. Er schaut anders an, er fühlt anders, er strebt und arbeitet anders — anders, sage ich, nicht blofs Anderes; denn das andre Object setzt auch eine andre Form und Weise der darauf bezüglichen Thätigkeit. Nicht die sinnlichste und gemeinste Verrichtung bleibt unergriffen von der in der geschichtlichen Entwicklung sich vollziehenden Vermenschlichung. Allerdings aber nehmen nicht alle Kreise des Lebens den gleichen Theil an der Geschichte. — Der Mensch steht erstlich der Natur gegenüber, in der, trotz der und vermittelst der er sich zu erhalten hat; aber zweitens nicht für sich allein steht er, sondern mit Vielen seines Gleichen, die eine Gesellschaft bilden, verbunden und verkehrend; drittens aber ist er ein selbstbewufstes Wesen. In allen drei Beziehungen macht sich der geschichtliche Fortschritt geltend, am wesentlichsten und in erster Linie aber in der dritten, also im Denken und Erkennen, und von hier aus mittelbar auch in den beiden andern, und alle drei stehen in Wechselwirkung. Urtheile über das was recht und was unrecht ist, was edel und würdig oder unedel und unwürdig — sie sind es, wodurch die Verhältnisse der Gesellung geregelt und erzeugt werden; der Fortschritt dieser Urtheile gestaltet, wie es ihm zusagt, die Einrichtung des geselligen Lebens um; und die immer tiefer eindringende immer mehr sich erweiternde Erkenntnifs der Natur fördert und erhöht die Arbeit. Die Anstrengung wird vermindert, und doch der Erfolg nicht nur sicherer, sondern auch umfassender, daher der Genufs gröfser, das Streben gesteigert, die Arbeit aber auch selbst (und das ist das Wichtigste) vergeistigt, veredelt, und durch alles dies das gesellige Band vielfacher verschlungen und fester, zarter und doch kräftiger. Sollte es nöthig sein, dies weiter auszuführen*)? Man denke an Essen und Trinken. Der wilde oder naive Mensch wird fern davon sein, wie das Thier blofs seinen Hunger zu stillen; aber erst Bildung bringt das volle ästhetische Interesse hinein und zieht fast in das geistige Leben was eigentlich und bei Uncultur vorzugsweise doch nur dem materiellen Bedürfnisse dient.

Sonach leuchtet ein, dafs der eigentliche Boden oder Fac-

*) Ich darf hier im Voraus auf einen Aufsatz meines Freundes Lazarus „über den moralischen Fortschritt in der Geschichte“ verweisen, der in unserer Zeitschrift für Völkerpsych. u. Sprachw. erscheinen wird.

Digitized by Google

tor der Geschichte das Selbstbewufstsein ist. Daher wird sie sich auch in der Erkenntnifs, d. h. in der Wissenschaft, in der Kunst, in der Religion besonders klar zeigen; dann auch noch in den grofsen Formen des gesellschaftlichen Lebens, in der Einrichtung und in den Schicksalen der Staaten und Völker, in ihrem kriegerischen und friedlichen Verkehr, während sie in den Beziehungen innerhalb der engern Kreise, wie des Hauses und der Familie, des kleinen Handels und Handwerks und des ganz individuellen Lebens, nur in langsamern Schritten, weil nur mittelbar vorgeht. Dennoch fehlt ihr Fortschritt nirgends, wo Geist wirkt und lebt, und wird auch an den letztgenannten Punkten beim Vergleich weit auseinander liegender Perioden leicht sichtbar.

Ist nun das Selbstbewufstsein der Hebel der Geschichte, so ist es auch das unterscheidende Merkmal des geschichtlichen Geistes gegen den vor- und ungeschichtlichen. Man wird aber nicht erwarten dürfen, dafs sich jener gegen diesen in der Zeit scharf abgrenzt, oder dafs er sich durch eine bestimmte That oder eine plötzlich auftretende Eigenthümlichkeit mit einem Schlage bemerkbar mache. Es gibt Uebergänge zwischen Tag und Nacht, länger und kürzer währende Dämmerungen. Nur der Moment, wo die schon hoch am Himmel stehende Sonne der Geschichte die Nebel vollends zertheilt, mag sich bei dem einen oder andern Volke in einem für dessen Leben entscheidenden Factum nachweisen lassen. In diesem Sinne mag man z. B. behaupten, die Geschichte der Deutschen beginne mit Karl dem Grofsen. — Andrerseits ist auch selbstverstanden, dafs es Stufen des historischen Bewufstseins gibt, wobei es wichtig ist, Form und Inhalt wohl zu unterscheiden. Die Juden sind im 7. Jh. a. Chr., das wird wohl unbestritten sein, ein historisches Volk. Wie entschieden nun auch der prophetische Geist seinem Inhalte nach über dem griechischen des perikleischen Zeitalters steht, wie tief steht er andrerseits, von der rein logischen und psychologischen Form aus betrachtet, unter demselben! — Dennoch mufs sich, einige Schwankungen und Unsicherheiten zugestanden, wohl eine Scheidelinie zwischen Geschichte und Vorgeschichte ziehen lassen.

Wenn jeder Hund, der mit einem andern um einen Knochen kämpft, Selbstbewufstsein hat, so hat wohl jeder wilde Volksstamm als diese bestimmte Gemeinde ihr Selbstbewufstsein und mehr. Man weifs wie alle Völker ihre Sagen über den Beginn der Dinge, ihre Kosmogonie, haben und wie jedes Volk laut

Digitized by Google

seiner Sage einen besonders ehrenvollen Ursprung hat. Jedes Volk hat auch sein Gemeingefühl, seine nationale Ehre oder Schmach. Doch möchte ich dies eben so wenig ein nationales Selbstbewufstsein nennen, wie ich dem Kinde und dem Ungebildeten ein persönliches Selbstbewufstsein zuschreibe. Ein Ueberblick des Nationalgeistes über die Welt, welche für die Nation ist, und das Bewufstsein von der Stellung, welche sie selbst in dieser Welt einnimmt, von der Geltung, die sie hier hat — ganz analog der Weise, wie ein Mann die Welt, in der er lebt, überschaut und sich selbst in ihr findet — und nach Innen ein bewufstes Streben nach erkannten Gütern der Civilisation, ein freies Setzen gewisser Ziele: solch ein Selbstbewufstsein macht ein Volk zum geschichtlichen und setzt eine Stufe geistiger Entwicklung voraus, welche die ungeschichtlichen Völker nie und selbst die geschichtlichen in vorgeschichtlicher Zeit nicht erreicht haben. Man denke hier beispielsweise an die Züge deutscher Schaaren nach Italien während der Völkerwanderung, an die Einfälle celtischer Horden in Italien und Griechenland und dagegen an die Züge der Ottonen nach Rom.

Da es keine substantielle Volksseele gibt, sondern der Träger des Volksgeistes nur die zum bestimmten Volke gehörenden Individuen sind: so mufs die Verschiedenheit des Selbstbewufstseins des geschichtlichen Geistes gegen das Bewufstsein des ungeschichtlichen in dem Geiste des Individuum nachgewiesen werden, und zwar einerseits in den Verhältnissen des individuellen Bewufstseins an sich, und andrerseits in dem Verhalten der Individuen zu einander; beides aber steht in Wechselwirkung, und in beiden ist auch das Dritte gegeben, das nationale Gesammtbewufstsein, welches, obwohl von den Individuen getragen, doch über jedes hinübergreift und den Boden für die Entwickelung des Einzelnen darbietet. Höchst treffend bemerkt Waitz (Anthropologie I S. 388, aber kein Aufsatz unserer „Zeitschrift für Völkerpsychologie“ dürfte den Verdacht einer andern Auffassung unsererseits begründen): „Was als die Begabung und Entwicklung eines Volkes erscheint, ist der Hauptsache nach bedingt von der W e c h s e l w i r k u n g der Individuen, deren jedes mit seinen speciellen Gaben in eine bestimmte Zeit und einem bestimmten Zustand der Gesellschaft als mitwirkender Factor eintritt, so dafs dessen Wirksamkeit auf diese als Ganzes von der Art der Beziehungen, in die es zu andern Individuen

tritt, ebenso wesentlich abhängt, als die Leistung jedes einzelnen Theiles einer complicirten Maschine für das Ganze, zu dem er gehört; und wie die Gesammtleistung der Maschine von der Weise der Zusammenfügung der Theile und ihres Ineinandergreifens hauptsächlich bestimmt wird, so wird es die Entwickelung eines Volkes durch die Art des Zusammentreffens gerade dieser so und so begabten Individuen mit diesen andern, mit diesem besondern Zustande der Gesellschaft, in dieser bestimmten Zeit und unter diesen besondern Umständen. Der Begriff eines Volkes erscheint aus diesem Gesichtspunkte nicht als ein Collectivbegriff, sondern als der Begriff einer zwar beständig wechselnden, aber durchaus speciell bestimmten Combination und Collocation von Individualitäten, von deren äusserst beweglichen äufseren und inneren Verhältnissen der Grad von Bildsamkeit und Veränderlichkeit abhängig ist, die man dem Volke als Ganzem beizulegen pflegt." (S. 387): „Es ist daher für das was man ein Volk nennt und für dessen Entwicklung nichts weniger als gleichgültig in welchen Combinationen zu gröfseren und kleineren Ganzen jene Individuen zusammen- und gegeneinanderwirken, welche Individuen untereinander in nähere, welche nur in entferntere Beziehungen treten und von welcher Art diese Beziehungen sind; denn von diesen Umständen hängt es ab, ob das was der Einzelne thut auf die Andern fortwirkt und in welcher Weise, ob die Gesellschaft der er angehört durch sein Thun nach irgend einer Seite hin bewegt wird, ob in weitern oder engeren Kreisen, ob vorwärts oder rückwärts *)". Diese Bemerkungen sind allerdings treffend; nur hat Waitz in dem Streben zu zeigen, dafs die Völker ursprünglich alle gleich begabt sind, und keine Race bevorzugt ist, ganz unnöthiger Weise die Macht der Gesammtheit des Volkes über den Geist des Einzelnen, und die Abhängigkeit des Letzteren vom Ganzen nicht nur in seiner Wirksamkeit auf dasselbe, sondern in seinem eigensten Sein, seiner eigenen Bildung und den wesentlichen Elementen seines Geistes, zu sehr zurücktreten lassen**). Die Gesellschaft trägt in sich Bedingungen nicht nur dafür, wie und inwie-

*) Eine ausführlichere Entwicklung dessen, was Waitz hier angedeutet hat, gibt Lazarus in unserer Zeitschr. f. Völkerpsych. und Sprachw. II. S. 393—453. III. S. 1—94, wo die Wirkung des Einzelnen auf die Gesammtheit und seine Abhängigkeit von ihr gleichmäfsig betont wird.

**) Die in der angeführten Stelle aus Waitz gesperrt gedruckten Wörter, sind von mir hervorgehoben worden, während Waitz die Individuen betont haben dürfte.

fern eines ihrer Glieder auf sie wirken kann, sondern auch dafür, was jeder Einzelne aus ihr an sich werden und was er thun kann. Ein Perikles, nach Rom versetzt, hätte dort nicht wie in Athen wirken können; aber in Rom hätte auch kein Perikles entstehen können; nur Athen nicht Rom oder Sparta konnte ihn erzeugen. Volk ist nicht nur kein blofser Collectiv-Begriff, sondern er ist auch mehr als eine „Combination und Collocation von Individualitäten", nämlich deswegen, weil diese Individualitäten Subjecte sind, welche sich selbst combiniren und collociren, sich gegenseitig appercipiren und dadurch einen Gesammtgeist bilden, den sie selbst über sich hinaussetzen, dem sie sich ihn erzeugend und tragend unterordnen. Dieser Gesammtgeist, die Combination, ist mächtiger und früher als die Individualitäten. Diese sind, was sie sind, nicht aus sich selbst und combiniren sich dann; sondern nur innerhalb der Gesammtheit und durch sie werden sie diese so oder anders begabten Persönlichkeiten*).

Wenn sich nun unter den Nationalgeistern drei Hauptunterschiede zeigen, ungeschichtliche, vorgeschichtliche und geschichtliche Völker: so müssen sich drei verschiedene Verhaltungsweisen der Individuen in den eben angegebenen drei Beziehungen nachweisen lassen. Von diesen ist die Beziehung der Individuen zu einander die wesentlichste, von der sowohl das Einzelbewufstsein für sich als das Gesammtbewufstsein bedingt wird.

Da hier Aufgaben nur bestimmt, nicht gelöst werden sollen, so mag nur Folgendes bemerkt werden. Der Unterschied erstlich zwischen den ungeschichtlichen und den vorgeschichtlichen Völkern ist geradezu derselbe wie zwischen Krankheit und Gesundheit. Die Naturverhältnisse und die das Leben selbst ausmachenden Thätigkeiten und Einrichtungen mögen wohl oft bei einem un- und einem vorgeschichtlichen Volke nahezu dieselben sein; aber weil dort nur ein oder ein anderes Element fehlt, oder auch weil diese Elemente nicht jedes in einem gewissen Grade der Kraft wirksam sind, und sich demgemäfs nicht gerade in einem gewissen Verhältnisse bestimmen, nicht in einer gewissen Form der Wechselwirkung stehen: so bildet sich hier eine Eiterung, während dort eine ununterbrochene Entwicklung, ein Fortschritt Statt hat**). Denn dies ist der Vorgeschichte

*) Vergl. Zeitschr. f. Völkerpsych. II. S. 418f.

**) Ueber die Hauptbedingungen der Entwickelung der Cultur hat Waitz im letzten Abschnitt des ersten Bandes seiner Anthropologie mit Umsicht und Sorgfalt gehandelt.

Digitized by Google

mit der Geschichte im Gegensatze zum ungeschichtlichen Leben gemeinsam, daſs es sich in ihnen um individuelle Ereignisse von allgemein geltendem Werthe handelt. An dem, was sich hier begibt, ist uns nicht bloſs das allgemeine Gesetz wichtig, das sich hier verwirklicht; sondern auch die individuellere Weise dieser Verwirklichung, die besondere Gestaltung des allgemeinen Inhalts, denn in dieser Weise wird nicht bloſs das Allgemeine wiederholt, sondern erhöht: und das ist Fortschritt. Das sicherste Merkmal des Geschichtlichen gegen Natur und ungeschichtlichen Geist scheint mir darin zu liegen, daſs uns jenes allemal ein Individuelles darbietet, das an sich selbst allgemein ist, ein Individuum, das den Werth der Art beansprucht und sich selbst seine Norm gibt. Denn die Wissenschaft hat es nur mit Artbegriffen, mit Allgemeinem zu thun; die Geschichte mit Einzelnem. Die Geschichte ist aber darum Wissenschaft, weil ihr Einzelnes *sui generis* ist, in sich allein eine Gattung vertritt; und was wir endlich classisch nennen ist das, was in individuellster Form den umfassendsten Inhalt in sich trägt.

Wenn ich hier von ungeschichtlichen Völkern rede, unter denen die afrikanischen (mit Ausnahme der Aegypter, die aus Asien stammen) und amerikanischen Racen, die Malaien und auch die Mongolen (die Chinesen ausgenommen) also der gröſste Theil der Menschheit begriffen werden: so will ich damit nicht behaupten, daſs diese Völker absolut unfähig wären, zu geschichtlichem Leben zu gelangen. Nur ihre relative Unfähigkeit behaupte ich; d. h. während die vorhistorischen Völker nur der günstigen Veranlassung harren, um in die Geschichte einzutreten und auf der Bühne der Menschheit eine Rolle zu spielen: fehlt den ungeschichtlichen Völkern zu solchem Eintritt noch so viel, daſs zuvor die ganze Verfassung ihres Lebens und Seins umgestaltet werden muſs. Durch vielfältige Mischung müſsten erst ganz neue Völker, neue günstigere Combinationen entstehen, die auch in glückliche Naturverhältnisse gerathen. Kurz, sie müſsten aus ihrer Krankheit erst zur Gesundheit gelangen. Das klarste Moment ist wohl die Sprache. Ich möchte behaupten, ein Volk mit einer indogermanischen Sprache, das nicht in der Wüste oder Steppe oder am Eismeer wohnt, sei immer, wenn nicht historisch, vorgeschichtlich. Dagegen kann ein Volk mit einer mongolischen (altaischen) Sprache nicht leicht wahrhaft geschichtlich werden. Oder sind es etwa die Osmanen geworden?

Digitized by Google

Was aber zweitens den Unterschied zwischen dem vorgeschichtlichen und dem geschichtlichen Leben betrifft, so sei nur hervorgehoben eine immer mannichfaltigere Gliederung und immer bestimmtere Formung der Verhältnisse, fortschreitende Individualisirung bei Erhöhung des allgemeinen Gehalts; dadurch eine Vervielfältigung und Steigerung der Kräfte und Leistungen auf der geschichtlichen Seite gegen Einfachheit und Grobheit der Gliederung und darum massenhafte Anhäufung der Kräfte, die noch latent bleiben, weil es an Bahnen oder Formen der Wirksamkeit gebricht, auf der andern Seite. Hieraus erfolgt eine grofse Gleichheit der Individuen beim Mangel an Cultur, und dagegen immer bestimmtere Individualisirung der Einzelnen bei den Culturvölkern. Was sich schon bei letztern als Unterschied zwischen den niedern und höhern Ständen zeigt, die individuelle Bildung des Einzelnen, das gilt wiederum beim Vergleich der un- und vorgeschichtlichen Zeit mit der geschichtlichen. Hieraus ergibt sich wohl vielerlei*), wovon hier nur wenig angemerkt werde. — Wegen ihrer Gleichförmigkeit und geringen Gliederung hat die nicht oder noch nicht geschichtliche Volksmasse nur einen geringen Halt und Festigkeit. Sie zertheilt sich leicht. So ist sogar der Selbsterhaltungstrieb, die erste, niedrigste Form des Selbstbewufstseins, noch schwach. — Besonders wichtig aber ist Folgendes.

Cultur und Wildheit oder Naturwüchsigkeit bilden einen derartigen Gegensatz, dafs jemehr jene wächst, um so mehr alle Sinnlichkeit und alles unmittelbare Zusammenleben mit der Natur geschwächt wird. Cultur ist eben nach ihrer negativen Seite Aufhebung aller Naivität. Der un- und vorgeschichtliche, der wilde, naive Mensch hat also auch mehr Kraft zu allen Schöpfungen, die nur mit lebendiger Sinnlichkeit, bei kräftiger Mitwirkung des Leibes oder vielmehr des psycho-physischen Mechanismus möglich sind. Solch eine Schöpfung ist besonders die Sprache; sie kann nur vom nicht geschichtlichen, noch in vollstem und engstem Zusammenhange mit der Natur lebenden Menschen herkommen. Der Mensch darf noch nicht gewöhnt sein, die Ausbrüche seiner Affecte zu hemmen, der Leib und namentlich die Laut-Organe (d. h. die Athem-Organe) müssen noch den unabgeschwächten Reflex der Seelen-Erregungen gewähren.

*) Zeitschr. f. Völkerpsych. I. S. 52 ff. II. S. 279—342.

Digitized by Google

Ferner gibt es Schöpfungen, deren Zweck es ist, das Gesammtleben zu fördern, grofse Gemeinsamkeiten zu bilden, wie Glaube und Sitte, vor allem aber wiederum Sprache. Schöpfungen dieser Art dringen um so tiefer in alle Zugehörige eines Volkes, jemehr sie aus diesem selbst stammen. Die Sprache zumal ist unmittelbares Erzeugnifs der Masse selbst, und ihre Hervorbringung ist nur möglich, solange das Volk noch eine durchaus homogene Masse bildet, ohne individuelle Unterschiede in sich zu bergen. An der Sprache schaffen die Einzelnen eines Volkes wie Bienen an ihrem Zellenbau. Das ist nur möglich, solange in ihnen allen das gleiche Bedürfnifs lebt und sich in gleicher Form Befriedigung schafft, solange sich derselbe Inhalt in derselben Weise darstellt. Denn Individualisirung heifst Aufhebung des Verständnisses, also Unmöglichkeit der Sprach-Erzeugung. Die romanischen Sprachen sind vielleicht die jüngste Sprachschöpfung. Sie fällt in die geschichtliche Zeit; aber sie vollzieht sich in vorgeschichtlichen Volksmassen.

Berücksichtigt man den Werth des Inhalts solcher vorgeschichtlichen Schöpfungen, so kann er sehr hoch sein. Man denke an die homerische Sprache, die homerischen Götter. Beachtet man aber die Form der Thätigkeit, durch welche solche Erzeugnisse vollzogen werden, die Bewegung des Bewufstseins, in dem sie zu Stande kommen: so erscheinen solche Schöpfungen mehr als blofse Ereignisse, glücklichere oder unglücklichere, denn als mehr oder weniger gelungene Thaten. Wie die schönere Gestalt, die edlere Form des Schädels eines Volkes nur eine Natur-Begebenheit ist, so ist auch die höher entwickelte Sprache nur eine Begebenheit, wenn auch im Geiste. Sie ist im Volksgeiste geworden, ohne dessen Verdienst zu sein. Sie ist ein Glück, zu welchem man einem Volke wohl gratuliren mag; aber sie verdient kein Lob, sie unterliegt keiner sittlichen Beurtheilung, wie die geschichtliche That, ja selbst wie manche andre vorgeschichtliche Schöpfung, z. B. die der Sitten. Insofern ist in der Sprache weniger geschichtliches Wesen als in irgend einer andern geistigen Thätigkeit; und also ist sie in dieser Beziehung Gegenstand der Ethnologie.

Die Zeit, in der die Typen des grammatischen Baues der Sprachen geschaffen wurden (um die Schöpfung der Wurzeln ganz aufser Acht zu lassen) liegt in einer fernen, nicht zu berechnenden Vergangenheit. Selbst schon einige secundäre Ge-

Digitized by Google

bilde, wie das durch Suffigirung des Verbum substantivum gebildete Futurum des Sanskrit, Griechischen und Litauischen, rühren noch aus der Zeit der Stammes-Einheit her. Die Zeit nach der Spaltung des Stammes bis zum Eintritt jedes Volkes in die Geschichte ist besonders an secundären Formen fruchtbar gewesen, um damit die schon eingetretene Einbuſse an primären Formen zu ersetzen. In dieser Zwischenzeit entstand im Lateinischen das Imperfectum, das Futurum auf *-bo* und manche andre Form; im Deutschen das sogenannte regelmäſsige Präteritum, auch die eigenthümliche Ausbildung des Umlauts; im Griechischen die Entwicklung der Aoriste und Andres. Ja die griechische Sprache zeigt uns sogar, daſs ein Volk so geistvoll sein kann, daſs es die Fähigkeit, secundäre Formen zu bilden, dazu benutzte, das in der Urzeit nur angelegte, nicht folgerecht durchgeführte Schema der Formen, möglichst vollständig auszufüllen. Dies ist die Zeit, in der sich die nationelle Eigenthümlichkeit sowohl überhaupt als auch in der Sprache bildet. Es fehlt also in dieser Zeit und wohl schon längst die Kraft, ursprüngliche Lautgebilde für innerlich lebende Bedürfnisse zu schaffen; aber sie vermag noch wenigstens gegebene Elemente zu combiniren und so gewissermaſsen neue Formen zu erzeugen, und ferner zufällig, mechanisch entstandene Laut-Verschiedenheiten für die Bezeichnung erkannter Unterschiede zu verwerthen. So benutzte der Hellene den mechanisch eingetretenen Uebergang des *α* in *ε* und *ο* zur Spaltung von *padas* in *ποδός*, *πόδες*, *πόδας*, und einen Gebrauch von auſserordentlicher Tragweite machte der Deutsche von dem ursprünglich bedeutungslosen Ablaut.

Ja da es auch in geschichtlichen Völkern groſse Massen gab, die von der Geschichte nur wenig ergriffen waren, am geschichtlichen Geiste wenig Antheil hatten: so konnten noch im Uebergange aus dem Mittel-Alter in die neuere Zeit die romanischen Völker sich ein neues Futurum bilden, das an Gefügigkeit der alten, auch schon secundären Form nicht nachsteht; *j'aimerai* aus *je aimer ai,* also ich habe (zu) lieben. Im Deutschen hat der Umlaut, der wie der Ablaut nur einen mechanischen Ursprung hat, wie dieser eine Verwerthung gefunden: Ofen, Oefen, hatte, hätte u. s. w.

Während also ursprünglich die Wurzeln auf jede innere Regung zur Darstellung derselben wie freiwillig hervorbrachen,

sich modificirten und an einander schlossen, sank die Sprachfähigkeit in vorgeschichtlicher Zeit so weit, daſs für neu auftauchende Erkenntnisse nur vorhandene Elemente zu neuen Formen combinirt, oder überflüssige Gebilde, die eigentlich noch ganz bedeutungslos waren, verwerthet werden. Auch diese Kraft versiecht in geschichtlicher Zeit. Der Geist vermag jetzt nichts mehr über den Laut, sein Einfluſs auf die Sprache, sein Wirken und Schaffen in ihr ist rein intellectuell. Der Laut hat sein Leben verloren und verdankt sein Dasein der Ueberlieferung und seinen Werth in allen Stammwörtern der mechanischen Association mit seiner Bedeutung, und nur auf diese erstreckt sich alle Entwickelung. Gehört denn nun die Bedeutung nicht zur Sprache? Ist es erlaubt, die Sprache verkümmert und verkrüppelt zu nennen, weil der Laut verdorrt, da doch die Bedeutung des Wortes und der Wortform und die Satzbildung lebt? Nein, hier heiſst es so klar wie in seltenen Fällen: der Leib stirbt, und der Geist ersteht. In vorgeschichtlicher Zeit hat das Griechische, wie auch das Lateinische und Deutsche, einen secundären Redetheil erzeugt, das Adverbium, freilich nicht durch neugeschaffene Laut-Elemente, sondern durch einen bloſsen psychischen Proceſs (Zeitschr. f. Völkerpsych. II, S. 482—486). Aber das Griechische und Deutsche vermochten schon beim Beginn des historischen Bewuſstseins noch einen secundären Redetheil zu schaffen, den Artikel, ebenfalls durch eine intellectuelle Entwickelung, aber ohne Lautverfall. Gleiches haben die romanischen Sprachen vermocht, freilich innerhalb einer allgemeinen Verwitterung der Lautform. Sie haben auch die Präpositionen *de* und *ad* zu bloſsen Flexions-Elementen umgewandelt, ein Proceſs, der der Entwicklung des Artikels ganz gleichsteht, nur daſs durch jenen Wandel ein bloſser Verlust ersetzt, nichts Neues geschaffen ward. Bloſser Ersatz ist auch die Bildung des romanischen Adverbiums durch *mente* (z. B. *fortement* = *forti mente*). Glottik und Morphologie weiſs solchen Thatsachen gar nicht zu nahen; die echte Sprachwissenschaft findet hier ihre anziehendsten psychologischen Aufgaben.

Von diesen Schöpfungen kann man sagen, daſs sie obwohl in allgemein geschichtlicher Zeit, doch in der ungeschichtlichen Masse und ganz nach Weise vorgeschichtlicher Bildungen entstanden sind: ohne Selbstbewuſstsein in einem Processe des Be-

Digitized by Google

wufstseins. Darf man denn nun aber ferner unbeachtet lassen, was geniale Denker und Schriftsteller durch Entwicklung von Bedeutungen, durch neue Ableitungen und Zusammensetzungen, durch neue Wendungen des Satzbaus in der Sprache schaffen? Ist nicht die Sprache Pindars, Platons, jedes griechischen Classikers, eine Schöpfung, eine geschichtliche That? ebensowohl eine geschichtliche That, als die eines Phidias, eines Praxiteles? (Vergl. meine Geschichte der Sprachwissensch. bei den Griechen S. 389—400).

Die Betrachtung dieser Thaten, sagt man, gehört in die Philologie; aber die Entstehung der Redetheile und Wortformen in die Sprachwissenschaft. Aber, die Verschiedenheit der letztern Betrachtung von der erstern zugestanden, mit welchem Rechte darf man beide aus einander reifsen? Handelt es sich nicht in beiden um ein und dasselbe Object, Sprache? Ja, sagt man, um die Sprache; aber um verschiedene Stufen ihres Lebens, ihres Wachsthums. Nun, wollt ihr denn eine andre Wissenschaft für die Blüte, den Stamm und die Wurzeln, und eine andre für die Frucht? — Hier handelt es sich blofs um die Bedeutung, sagt man, dort um die Lautgestaltung. Aber kommt nicht auch die Bedeutung*) in Betracht? — Die Schöpfung der Lautform ist vorgeschichtlich und ein Werk des Volksgeistes, jene literarischen Thaten sind individuell. Allerdings individuell; aber wären sie classisch, wenn nicht aus dem allgemeineren Geiste des Volkes, ja der Menschheit heraus? Ist nicht gerade dies der Charakter des Geschichtlichen, allgemein in individueller Erscheinung zu sein? Daher wird auch das, was der Einzelne der Sprache wahrhaft verleiht, augenblicklich Gemeingut Aller. Wenn die Geschichte vorzugsweise Geschichte des Selbstbewufstseins ist, so ist die Sprache ein vorzüglich historisches Wesen; denn (man denke an die Entwicklung der Wortbedeutungen!) in ihr lagern sich die Ergebnisse der geschichtlichen Denkprocesse ab, welche sich innerhalb eines Volkes vollziehen. Sie ist das deutlichste und allgemeinste Mittel, die Erwerbungen der Vergangenheit den Genossen der Gegenwart verdichtet zu überliefern**).

---

*) Es ist vorzüglich Georg Curtius, der sich um die Verbindung der sogenannten philologischen und sprachvergleichenden Betrachtung Verdienste erworben hat.

**) Zeitschr. f. Völkerpsych. II. S. 57.

Digitized by Google

Es geschieht durchaus einseitig, wenn behauptet wird, Geschichte und Sprache stehen in Gegensatz zu einander; dies gilt nur von der Lautseite der Sprache und selbst von dieser, wie schon bemerkt, nur beschränkt; denn die Cultur, die Schrift, wirkt auch erhaltend auf die Sprache. Noch falscher ist es, die Entstehung grammatischer Formen von der Verstümmelung der Laut-Elemente abhängig zu machen, da umgekehrt der Trieb nach Form die Verkürzung und Zusammenziehung bewirkt. Der Laut ist durchweg der secundäre Factor der Sprache; der primäre ist die innere, seelische Thätigkeit *).

Die Ethnologie der ungeschichtlichen Völker berichtet von mancherlei Begebenheiten, welche so gleichgültig sind wie Natur-Ereignisse; die Vorgeschichte der Cultur-Völker berichtet von Ereignissen, die zum Theil ihrem Inhalte nach von hohem Werthe sind, aber ihrer Form nach des Selbstbewuſstseins ermangeln; in der Geschichte endlich werden Thaten vollzogen und treten Personen auf mit individueller Eigenthümlichkeit, aber von allgemeinem Gehalt und Werth.

Die geschichtlichen Verhältnisse sind in unaufhörlichem, wenn auch nicht sofort nachweisbarem Wechsel begriffen. Diese relative Ruhe berechtigt den Begriff historischer Zustände. Die Einrichtungen, in denen jene Verhältnisse ihre Ordnung und Bethätigung finden, politische und private, breiten sich über die ganze Masse der zum Volke gehörigen Einzelnen aus; und innerhalb solcher Zustände von einem bestimmten allgemeinen Charakter ist der einzelne Fall als solcher bedeutungslos, ungeschichtlich. Das einzelne Paar, welches eine Ehe schlieſst; der einzelne Bürger, der seine Theilnahme an Gemeinde, Staat, Recht u. s. w. bethätigt, als solche Einzelheit gehört nicht in die Geschichte, wiewohl die Einrichtung der Ehe überhaupt, das Recht des Bürgers überhaupt in der Gemeinde und im Staate wesentliche Momente der Geschichte sind. Ebenso ist das Wort, das in diesem Augenblicke gesprochen wird, gleichgültig für die Geschichte der Sprache; die einzelne Rede als solche ungeschichtlich. Darum bleibt jedoch die Sprache überhaupt nicht minder ein geschichtliches Moment. Kurz die bloſse Massenhaftigkeit des Seins und Thuns, welche im ungeschichtlichen

*) Wie selbst die mechanischen Laut-Veränderungen psychologisch zu erklären sind, habe ich Zeitschr. f. Völkerpsych. I. S. 119 f. gezeigt.

Digitized by Google

Leben und in der Vorgeschichte vorwiegt, wenn nicht alleinherrschend ist, hört auch in der Geschichte nicht auf; und sie bedingt namentlich das, was man geschichtliche Zustände nennt, sie stellt das Moment der Ruhe neben dem der Bewegung oder des Fortschrittes dar. Die Zustände bleiben nicht aufserhalb der Bewegung, sind überhaupt nur relativ Zustände. Die Sprache nun, vorzugsweise Eigenthum der Volksmasse, tritt uns darum auch vorzugsweise in Zuständen entgegen. Bei der nothwendigen Eintheilung der Arbeit, wird der Sprachhistoriker besonders die Entwickelung der Sprache durch Zustände hindurch verfolgen und dabei, weil er es nur mit massenhaftem Sprechen zu thun hat, auch nicht die einzelnen Fälle der Rede berücksichtigen, welche ja ungeschichtlich und überhaupt unwissenschaftlich sind. Er wird nur den allgemeineren Zustand der Sprache bearbeiten. Dagegen wird derjenige Historiker, der nicht ein einzelnes geistiges Moment bei allen Völkern erforscht, sondern nur ein und das andere Volk nach allen Seiten seines geschichtlichen Lebens zum Object hat, insofern es sich um die Sprache dieses Volkes handelt, vorzugsweise die einzelne Rede betrachten, aber natürlich die welche von geschichtlicher Bedeutung, eine literarische That ist, ein sprachliches Denkmal.

Abgesehen aber von dieser Theilung der Arbeit, nur den Begriff im Auge, müssen wir sagen, dafs die Sprachwissenschaft die Sprache sowohl als sprachlichen Zustand, wie auch als sprachliche That zu erforschen hat. Und also setzt sie nicht nur Geschichte und Ethnologie, sondern auch Vorgeschichte und Geschichte und den verhältnifsmäfsig ruhenden Zustand mit den lebendigsten Thaten der Geschichte in Verbindung.

Wie nun die hier angedeuteten Untersuchungen nicht ohne Psychologie geführt werden können, wird keiner besondern Hinweisung mehr bedürfen.

In Bezug auf die Mythologie will ich nur kurz meine Ueberzeugung dahin aussprechen: die noch bestehende Abneigung vortrefflicher Philologen gegen die neue vergleichende Mythologie, wie sich dieselbe an der vergleichenden Sprachwissenschaft heranbildet, hat ihren tiefsten Grund nirgend anderswo als in irrigen Vorstellungen über das Wesen des Mythos, der Religion, des menschlichen Geistes in der Urzeit überhaupt; und nur die Psychologie kann hier die richtigen Voraussetzungen begründen. Doch hier könnte ich weder dies ausführen, noch auch

Digitized by Google

die philologischen Disciplinen einzeln durchgehen, um in denselben bedeutsame psychologische Punkte nachzuweisen. Ich werde einen andern Weg einschlagen; ich werde die beiden formalen Momente hervorheben, welche das gesammte philologisch-historische Streben und dessen Ziel bezeichnen, und also alle einzelnen Disciplinen in gleicher Weise durchdringen.

Nach der einen Seite hin nämlich gilt wohl allgemein als Aufgabe des Philologen und Historikers, die Fülle der Thatsachen des geistigen Lebens eines Volkes aus dem Volksgeiste abzuleiten. So soll jede Sprache, jede Religionsform und Mythenmasse, jede Verfassung des thätigen öffentlichen oder privaten Lebens, kurz jede theoretische oder praktische Idee eines Volkes aus dessen Geist abgeleitet, erklärt werden. Nach der andern Seite hin aber sollen diese Ideen, die Offenbarungsformen des Volksgeistes und der Gesammtgeist des Volkes selbst in ihrer geschichtlichen Entwickelung nach den allgemeinen Entwickelungsgesetzen des menschlichen Geistes erkannt werden. Beachten Sie wohl, m. H., dort soll aus „dem Geiste“, so sagt man, abgeleitet werden, nicht aus der Seele; hier soll aus Entwickelungsgesetzen „des Geistes“, so sagt man, nicht der Seele, erklärt werden. Und es geschieht wahrlich nicht zufällig und grundlos, dafs man so spricht, sondern aus richtigem Sprachgefühl. Denn sehen wir, was eine Erklärung aus dem Geiste und eine aus der Seele bedeuten kann, und vergleichen wir damit, was der Philologe, der Historiker bisher erstrebt und geleistet hat: so werden Sie finden, dafs er wirklich nur um eine Ableitung aus dem Geiste bemüht war, eine aus der Seele aber niemals in Angriff zu nehmen gedacht hat. Dies möchte ich Ihnen näher vorführen.

Was versteht man unter Geist, und bestimmter unter Volksgeist? Sehen wir davon ab, woran in unserm Falle nicht zu denken ist, dafs dieses Wort zunächst nur ein Sammelwort ist und blofs die Summe der Thatsachen und Verhältnisse, die wir geistige nennen, bezeichnet: so versteht man in tieferer Weise unter Volksgeist gewisse charakteristische Züge, eigenthümliche Qualitäten an den geistigen Lebensformen und Erzeugnissen. Wenn Sie nun an einzelne Fälle denken wollen, wo einzelne Erscheinungen oder Richtungen des griechischen Geistes, wo ein Dichter oder die Religion u. s. w. der Griechen aus dem hellenischen Geiste abgeleitet wurde: that man da wohl etwas An-

Digitized by Google

dres, als daſs man in der betreffenden Erscheinung oder Richtung einen Charakter, einen Typus, eine herrschende Form oder Idee nachwies, welche sich in gleichartiger oder analoger Weise in allen andern Hauptrichtungen des hellenischen Geistes wiederfand? Eine Erscheinung aus dem Volksgeiste ableiten, heiſst also nichts anderes, als in ihr denselben Charakterzug nachweisen, den man zugleich als die den gesammten Volksgeist beherrschende Idee erkannt hat. Wenn jemand z. B. das Schöne, Ideale, im Gegensatze zum Praktischen, Nützlichen, oder das Individualisiren im Gegensatze zum Generalisiren oder Universalisiren, oder irgend welche Unmittelbarkeit im Gegensatze zur Vermittlung als bezeichnenden Grundzug des griechischen Geistes zu erkennen glaubt: so wird er bemüht sein diesen Charakter in den verschiedenen Thätigskeitsweisen des Geistes wiederzufinden; und hat er ihn gefunden, so meint er, dieselben aus dem Geiste abgeleitet zu haben. Die sämmtlichen einzelnen Erscheinungen eines Volksgeistes ableiten, heiſst also, dieselben dadurch zu einer Einheit zusammenfassen, daſs in ihnen allen die gleiche Form nachgewiesen wird. In diesem Sinne sprach z. B. Wilhelm v. Humboldt von der Form der Sprache und von Ableitung der Sprache aus dem Gesammtgeiste des Volkes.

Es braucht aber wohl eben nur schlichtweg darauf hingewiesen zu werden, daſs dieses Verfahren weder eine Ableitung noch eine Erklärung gibt, sondern nur eine Charakteristik. Weder wird ein Einzelnes von einem andern Einzelnen abgeleitet, denn sie werden nur als analog gebildet nachgewiesen; noch wird ein Theil aus dem Ganzen erklärt, da das Ganze nur die Zusammenfassung der Theile ist; noch ein Einzelnes aus dem Allgemeinen, da das Allgemeine hier nur die Bedeutung eines an allem Einzelnen wiederkehrenden Typus hat.

In dieser Beziehung verhält sich der Historiker gewissermaſsen als ein Maler des Volksgeistes, er entwirft ein Bild desselben. Fragen wir nun aber, mit welchem Stifte wird denn hier gezeichnet, mit welchen Farben gemalt? oder, um eigentlich zu reden, welche Kategorieen kommen hierbei zur Anwendung? Beispielsweise wurden soeben genannt: Unmittelbarkeit und Vermittelung, Individuation und Universation; andere sind: Aneignungs-Fähigkeit und -Lust und Abgeschlossenheit, Leidenschaftlichkeit und Gemessenheit, Anmuth und Würde, Subjectivität und Objectivität, Aeuſserlichkeit und Innerlichkeit, Phantasie und

Digitized by Google

Verstand u. s. w. Mit solchen und andern Kategorieen sucht man die eigenthümliche Form, die Idee des griechischen Geistes im Gegensatze zum orientalischen und modernen und dann weiter die Eigenthümlichkeiten der griechischen Stämme zu erfassen.

Kommt nun so der Historiker nach der einen Seite hin nur zu Charakteristiken, ästhetischen Constructionen des Volksgeistes: so scheint er doch wenigstens nach der andern Seite hin zu geschichtlicher Erklärung der geistigen Entwicklung eines Volkes zu gelangen. Hier handelt es sich nicht mehr um den Volksgeist in seinem ruhenden Sein, und nicht mehr eine Gleichheit oder Verwandtschaft des Charakters oder der Form der Erscheinungen und Richtungen soll erkannt werden; sondern der Geist soll in seiner geschichtlichen Veränderung vorgeführt werden. Der Historiker zeichnet also nicht bloſs ein ruhendes Bild von einem Geiste, sondern eine Reihe von Bildern, deren eines aus dem andern entsteht, oder ein sich veränderndes Bild. Ja, er kann und, wenn Sie wollen, er muſs noch Höheres erstreben: Erkenntniſs der organischen Entwicklung eines Volksgeistes von dessen Keime bis zum Untergange. Will er nun wirklich eine solche Entwicklung eines geistigen Zustandes aus dem andern aufweisen, so kann er nicht etwa bloſs an dem anfänglich gezeichneten Bilde bald hier einen Zug auswischen und dafür dort einen neuen hinzufügen, bald jenen schwächen oder stärken, heller oder dunkler färben, je nachdem die Thatsachen der Reihe nach auftreten; sondern um ein Wachsen und ein Absterben zu begreifen, muſs er Gesetze der geistigen Entwickelung zur Anwendung bringen, ein causales Verhältniſs aufdecken, bald das einseitige von Ursach und Wirkung, bald das verwickeltere der Wechselwirkung. So wird in der That eine Erklärung des thatsächlichen Verhalts aus Gesetzen gegeben.

Ist hiermit, wie ich meine, die Thätigkeit des Historikers umschrieben, so bin ich — ich bedaure, dies erst noch ausdrücklich versichern zu müssen — im entferntesten nicht gesonnen, ihren hohen wissenschaftlichen Werth nur irgendwie herabsetzen zu wollen; aber ihr Werth, nur dies behaupte ich, wird sich steigern, die Philologie und Geschichte wird gröſsere Sicherheit und Klarheit erhalten, ja principiell vertieft und wohl auch berichtigt werden, wenn ihr die psychologische Grundlage bereitet wird, wenn zur ästhetischen Construction nach Ideen und zur

Digitized by Google

Erklärung aus Entwickelungsgesetzen des Geistes die Erklärung aus der Seele, aus psychologischen Gesetzen, hinzutritt.

Inwiefern aber die Psychologie hart an der Grenze der Philologie und Geschichte oder gar innerhalb ihres Gebietes selbst Raum gewinnt, wird nach dem Bemerkten nur einer kurzen Erläuterung bedürfen. Das Sein, das wahrhaft Reale, zu bestimmen, welches allem Werden und Geschehen zu Grunde liegt, fällt der Metaphysik anheim. Die besondern Wissenschaften haben es nur mit den Erscheinungen, dem Geschehen, den Vorgängen zu thun. Jede Erscheinung nun besteht allemal und nothwendig aus einer Mehrheit von Momenten oder Factoren und von Verhältnissen zwischen denselben, wiewohl die Sprache sie mit einem einfachen Worte benennt, sei es mit einem Substantivum, Adjectivum oder Verbum, z. B. Feuer, brennen, heiſs, naſs, Tag und Nacht, hell und dunkel u. s. w. Dem gewöhnlichen Bewuſstsein erscheint das mit solchen Wörtern Benannte, obwohl es in Wahrheit ein in sich Vielfaches ist, als ganz einfache Objecte. Denn theils weil der Eindruck des zwischen den seienden Wesen sich vollziehenden Vorgangs auf die Seele vermittelst der wahrnehmenden Sinne ein einfacher ist, theils weil das in einer einheitlichen Anschauung mehrfache Wahrgenommene durch ein einziges Wort in einer einfachen Vorstellung erfaſst wird: wird diesem Eindruck und dieser Vorstellung gegenüber ein ebenso einfaches Object als wirklich gesetzt. Nur die analysirende Naturwissenschaft lehrt, daſs mit allen jenen Wörtern ein zusammengesetztes Vielfaches und Vielseitiges bezeichnet wird. „Feuer" z. B. bedeutet gewisse physikalische Erscheinungen, welche bestimmte zwischen mehreren Elementen vor sich gehende chemische Processe begleiten, und zwar bezeichnet es diese nicht rein objectiv, sondern mit Bezug auf das diese Vorgänge wahrnehmende Subject, welches also selbst als ein Moment in den Vorgang mit eintritt. Denn wo von Wärme geredet wird, wird ein dieselbe fühlendes Wesen vorausgesetzt. Das einfache „Tag" bedeutet ein Verhältniſs zwischen der Sonne und der Erde mit dessen mannichfaltigen Folgen für die letztere. Hier wird also ein Complex mannichfacher kosmologischer und speciell tellurischer Verhältnisse als ein Theil der objectiv vorgestellten Zeit aufgefaſst und ein Object gebildet, wo keins in Wirklichkeit ist. Eben so geschieht es in folgendem, wo es sich um etwas concret Materielles handelt. Man spricht, etwa beim

Digitized by Google

Hinblick auf das Meer: Welle auf Welle braust heran; und das gemeine Bewufstsein bildet sich ein, solch eine Welle sei ein Ding wie die Welle einer Maschine, nur aus Wassermasse bestehend, und sei ein fortschreitender Wasserberg. Denn Welle ist ein Substantivum, also Name eines Dinges. Dieses Wort aber, obwohl ein concretes Substantivum und sogar ein Appellativum, so gut wie Mensch, Baum, bezeichnet in Wahrheit nichts andres als der Infinitiv wellen. Am richtigsten wäre es also nur in der Form des Verbum zu sagen: das Wasser wellt. Wellen aber bezeichnet nichts Einfaches, sondern die Ausbreitung einer Erschütterung über einer Wassermasse; und Erschütterung ist wiederum etwas Zusammengesetztes, nämlich Schwingung, d. h. eine Doppelbewegung nach entgegengesetzter Richtung, also Hebung und Senkung. Sieht man nun davon ab, dafs eine Welle immer Wellen voraussetzt, so kann man sagen: eine Welle bezeichne eine Masse als Theil einer gröfsern Masse, in welcher eine Erschütterung entstanden ist, so lange als und insofern jener Theil in dieser Erschütterung begriffen ist. Also bewegt sich auch die Welle als solche Masse nicht von ihrer Stelle; sondern nur das Wellen, die Erschütterung, pflanzt sich fort und ergreift immer neue und neue Massen, so lange bis die Kraft des ersten Anstofses aufgezehrt ist. So wie nun in diesem Falle und in so vielen ähnlichen die Physik vermeintliche Dinge in Formen der Bewegung auflöst, so thut es die Psychologie auf dem Gebiete der innern Erfahrung. Alle jene zuvor genannten Kategorieen, mit denen der Philologe geistige Gestaltungen charakterisirt, enthalten nicht etwas Einfaches, weder ein einfaches Sein oder Geschehen, noch eine einfache Qualität; sondern sie bezeichnen bestimmte Vorgänge in der Seele und bestimmte Formen solcher Vorgänge, welche die Psychologie zu analysiren hat. Auch die Erscheinungen des seelischen Lebens sind wie die des materiellen Lebens in der That schliefslich Verhältnisse und Bewegungen zwischen gewissen einfachsten seelischen Elementen, geistigen Atomen. Diese Vorgänge setzen schon in ihrem ursprünglichsten Auftreten mehrere Elemente voraus, an denen sie sich vollziehen, und compliciren sich dann in höchst verwickelter Weise zu unendlich vielfachern innern Gestaltungen, welche dem gewöhnlichen Bewufstsein einfach erscheinen und als einfache Erscheinungen aufgefafst und benannt werden. Alle jene Kategorieen, wie Festigkeit und Be-

Digitized by Google

weglichkeit des Geistes, Einseitigkeit und Vielseitigkeit u. s. w. sind nur zusammenfassende, verdichtende Ausdrücke für bestimmte Constitutionen grofser Vorstellungsgruppen, Verfassungen, Zustände des Inhalts unseres Bewufstseins, des ganzen seelischen Besitzthums und der seelischen Thätigkeitsform. Mit jenen charakterisirenden Kategorieen stellt also der Historiker dem Psychologen Aufgaben, an deren Lösung er darum den innigsten Antheil zu nehmen hat, weil es ihm erst durch dieselbe möglich wird, dasjenige klar und deutlich zu denken, was er denken möchte.

Aber auch jene Entwicklungsgesetze verdienen kaum den Namen Gesetze. Sie bezeichnen blofs die gleichmäfsige oder analoge Wiederkehr zweier Ereignisse, den wiederkehrenden Verlauf und Verband zweier Geschichten, z. B. dafs Poesie der Prosa vorangeht, dafs sie mit der Lyrik oder der Epik beginnt. Worauf aber dieser Verlauf und Verband in Wirklichkeit beruht, das sprechen jene Gesetze nicht aus. Denn auch sie sind nur Zusammenfassungen sehr vieler, mannigfach in einander verschlungener Vorgänge zu einem scheinbar einfachen Verhältnisse zwischen zwei Factoren. Jene sogenannten Gesetze des Geistes verhalten sich zu den wirklich die geistigen Erzeugnisse lenkenden psychologischen Gesetzen, wie die Organe des animalischen Leibes, als Einheiten aufgefafst, zu den Geweben und sonstigen einfacheren Elementen, durch welche sie constituirt werden. Nennen Sie es wohl ein Gesetz, m. H., wenn man sagte: zum Sehen gehört, dafs man ein Auge habe; oder wenn man offne Augen hat, dann sieht man? hiefse Ihnen dies etwa, das Sehen erklärt haben? Wie hier erst die ganze Thätigkeit des Anatomen und Physiologen eintreten mufs, um zu zeigen, wie es geschieht, dafs das Auge als Ursache das Sehen zur Wirkung hat; so mufs dort erst der Psychologe hinzutreten, um zu zeigen, auf welchen thatsächlichen Bedingungen und welchen psychologischen Gesetzen jener zu einem Entwicklungsgesetz formulirte Verlauf und Verband zweier Ereignisse beruht. Oder würden Sie es für eine wissenschaftliche Erkenntnifs der Entwicklung des menschlichen Leibes halten, wenn jemand weifs, dafs der Mensch als Kind geboren wird, dann zum Knaben und Jüngling oder Mädchen und Jungfrau heranwächst u. s. w.? Sie verlangen vielmehr eine Einsicht in die physiologischen und anatomischen Veränderungen, welche der Leib von der Empfäng-

Digitized by Google

nifs an bis zum letzten Augenblick erfährt; die Erkenntnifs wie jeder Zustand Ursache des folgenden ist und, indem er sich bethätigt, sich aufhebt, nach rein causaler Betrachtung.

Mit dieser Betrachtungsweise bin ich so fern mich gewissen neuerdings angepriesenen Bestrebungen anzuschliefsen, dafs ich mich ihnen sogar entgegenstelle, denselben zum Vorwurf machend, dafs sie nicht nur ungerecht gegen unsere Historiker sind, sondern auch Gefahr laufen, die Geschichtswissenschaft zu verderben. Ich begreife kaum, wie jemand der nur ein wenig von den Arbeiten der neuern deutschen Historiker und Philologen kennt, in den Vorwurf einstimmen könnte, den Buckle gegen — wie er sich verächtlich ausdrückt — „die Zunft" der Historiker ausspricht. Wer nur eben die einfachste, ursprünglichste Aufgabe des Geschichtschreibers bis auf einen gewissen Punkt erfüllt, Thatsachen richtig zu erzählen, der würde dies schon nicht vermögen, wenn ihm „Denkfaulheit und natürliche Beschränktheit" anhaftete. In Deutschland würde er mit solcher Geistesbeschaffenheit keinen Augenblick lang „ein Ansehen in seinem Fache erlangen"; denn die deutsche Wissenschaft hat zu allen Zeiten zwischen dem Rhetor und dem Geschichstchreiber zu unterscheiden gewufst. Freilich ist das Geschäft des Historikers nicht damit erschöpft, dafs er schlechthin und einfach nur Begebenheiten erzählt. Aber der deutsche Denker weifs auch, dafs es etwas Anderes ist, in der Reihe von Begebenheiten die Entwicklung der Idee nachweisen oder die Erzählung „durch passende sittliche und politische Betrachtungen beleben". Dieses thut der Rhetor, jenes der Historiker. — Darin hat Buckle Recht, dafs bisher die politische Geschichte meist zu ausschliefslich bearbeitet wurde oder wenigstens zu einseitig in den Vordergrund trat. Die sogenannte Cultur-Geschichte wird aber jetzt auch ohne Buckle's Anregung schon eifrig betrieben. Nun scheint allerdings auch mir, dafs es darauf ankommt zu erkennen, dafs alle Geschichte weiter nichts ist, als Geschichte der Cultur, geistiger Bildung, d. h. Geschichte des Selbstbewufstseins. Sonst finde ich bei Buckle (über dessen Werk ich mir übrigens kein Urtheil erlaube) weiter nichts Neues, als die besondere Einseitigkeit, in welcher er den Fortschritt erkennt. Ich überlasse es dem berechtigten Richter zu entscheiden, wie richtig seine Ansicht von dem Grundzuge der Geschichte jedes der Hauptvölker Europas, wie gelungen der Nachweis dieses

Digitized by Google

Grundzuges in den einzelnen Thatsachen ist; vielleicht fällt das Urtheil über Buckle höchst günstig aus: nur, wenn er beansprucht, die Gesetze entdeckt zu haben, unter deren Herrschaft die besonderen Thatsachen stehen, so kann ich ihm dies nicht einräumen. Ich finde nirgends bei ihm etwas was Aufstellung eines Gesetzes heifsen kann. Ja, wenn ich seine Fragestellung und Betrachtungsweise erwäge, so scheint auch er, wie sein Vorbild August Comte, noch nicht den rechten psychologisch-analytischen Sinn an die Sache zu bringen. Ich billige z. B. im Wesentlichen was über die Frage, ob Religion, Literatur und Regierung Ursache oder Wirkung der Civilisation sind, von Buckle bemerkt wird; aber die ganze Erörterung leidet doch an dem vorhin charakterisirten Fehler der formalistischen Substantialisirung der Begriffe, und der Psychologe vermifst die Einsicht in die Weise, wie Ideen im Bewufstsein wachsen, zusammenhängen und aufgenommen werden. Ueberhaupt könnte ich das was man bisher an historischen Gesetzen aufgestellt hat, nur als empirische Regeln anerkennen. Denn ganz abgesehen von dem Inhalte dieser sogenannten Gesetze, die oft genug jedem Andern aufser dem, der sie aufgestellt hat, lächerlich erscheinen müssen — abgesehen, sage ich, davon, und nur die gehaltvollern Behauptungen ins Auge gefafst, scheinen mir dieselben an einem schon angedeuteten Fehler der Form zu leiden, der aber aus mangelhafter Erfassung des Inhalts folgt oder damit verbunden ist. Die Formel nämlich, deren man sich bedient, ist die: wenn dies und jenes eintritt, so folgt das und das. So hat man die Form eines logischen Schlusses, ohne dafs man wirklich den Zusammenhang zwischen Vordersatz und Schlufssatz begriffe; man sieht nicht ein, wie das Eine aus dem Andern folgen solle: es fehlt der Medius Terminus. An vielen Orten herrscht der Aberglaube, der dortige See, der Flufs fordere jährlich sein Opfer; es mufs jedes Jahr ein Mensch darin ertrinken. Wir nennen dies Aberglauben, und wenn durch eine Reihe von Jahrhunderten die Thatsache, dafs an dieser Stelle jährlich irgend jemand ertrunken ist, aufs gewisseste bestätigt wäre. Und warum wäre dies trotz der Richtigkeit der Thatsache Aberglaube? Weil der causale Zusammenhang falsch angenommen wäre. So mag es richtig und bestätigt sein, dafs ein gewisser Zustand der Gesellschaft jährlich so oder so viel Opfer an Selbstmördern durch Kohlendampf oder Lauge und an gefallenen

Digitized by Google

Mädchen verlange: Diese Thatsache festhalten steht dennoch schlieſslich nicht höher als jener Aberglaube, so lange die Causalität unbegriffen bleibt. Es ist auch hier nur eine empirische Regel gegeben, und die Sache wird dadurch nicht gebessert, daſs man die Thatsache in der logischen Form eines Gesetzes ausspricht.

Was Buckle gegen die von ihm sogenannte metaphysische Psychologie einwendet, ist sehr schwach; aber auch was gegen die Statistik, die nach Buckle mit ihren Gesetzen die Menschen beherrscht, bemerkt worden ist, zeigt eine mangelhafte Psychologie. Ein geistvoller Denker mag es gewesen sein, der Folgendes aussprach, was ein bedeutender Historiker gegen Buckle kehrt: „Wenn man alles, was ein einzelner Mensch ist und hat und leistet, A nennt: so besteht dies A aus $a+x$, indem a alles umfaſst, was er durch äuſsere Umstände von seinem Land, Volk, Zeitalter u. s. w. hat, und das verschwindend kleine x sein eigenes Zuthun, das Werk seines freien Willens ist. Wie verschwindend klein immer dies x sein mag, es ist von unendlichem Werth, sittlich und menschlich betrachtet allein von Werth. Die Farben, der Pinsel, die Leinwand, welche Raphael brauchte, waren aus Stoffen, die er nicht geschaffen; diese Materialien zeichnend und malend zu verwenden hatte er von den und den Meistern gelernt; die Vorstellung von der heiligen Jungfrau, von den Heiligen, den Engeln fand er vor in der kirchlichen Ueberlieferung; das und das Kloster bestellte ein Bild bei ihm gegen angemessene Bezahlung: — aber daſs auf diesen Anlaſs, aus diesen materiellen und technischen Bedingungen, auf Grund solcher Ueberlieferungen und Anschauungen die Sixtina wurde, das ist in der Formel $A = a + x$ das Verdienst des verschwindend kleinen x. Und ähnlich überall. Mag immerhin die Statistik zeigen, daſs in dem bestimmten Lande so und so viele uneheliche Geburten vorkommen, mag in jener Formel $A = a + x$ dies a alle die Momente enthalten, die es „erklären“, daſs unter tausend Mädchen 20, 30, wie viele es denn sind, unverheirathet gebären, — jeder einzelne Fall der Art hat seine Geschichte und wie oft eine rührende und erschütternde, und von diesen 20, 30 Gefallenen wird schwerlich auch nur eine sich damit beruhigen, daſs das statistische Gesetz ihren Fall „erkläre“; in den Gewissensqualen durchweinter Nächte wird sich noch manche von ihnen sehr gründlich überzeugen, daſs in der Formel

Digitized by Google

$A=a+x$ das verschwindend kleine x von unermeſslicher Wucht ist, daſs es den ganzen sittlichen Werth des Menschen, das heiſst seinen ganzen und einzigen Werth umschlieſst".

Dies ist, wie ich zuerst erklären muſs, meiner Ansicht nach höchst treffend gegen Buckle bemerkt. Mag die Statistik immerhin „eine Gleichmäſsigkeit in den Vorgängen der Menschenwelt", eine Regelmäſsigkeit und periodische Wiederkehr der tugendhaften und lasterhaften Handlungen nachweisen: der Denker wird hierüber nur einen kurzen Augenblick staunen, auch da Regel zu finden, wo er sie nicht vermuthet hätte. Wenn aber Buckle z. B. aus der regelmäſsigen Anzahl von Selbstmorden sich „zu einem groſsen Schlusse hindrängen läſst, daſs der Selbstmord lediglich das Erzeugniſs des allgemeinen Zustandes der Gesellschaft ist, und daſs der einzelne Frevler nur das verwirklicht, was eine nothwendige Folge vorhergehender Umstände ist": so ist das der Schluſs Eines, der vor der Statistik die Besinnung verloren hat. Liest man bei ihm unmittelbar weiter: „In einem bestimmten Zustande der Gesellschaft muſs eine gewisse Anzahl Menschen ihrem Leben selbst ein Ende machen. Dies ist das allgemeine Gesetz; die besondere Frage, wer nun das Verbrechen begehen soll, hängt natürlich von besondern Gesetzen ab, welche jedoch in ihrer Gesammtwirksamkeit dem allgemeinen Gesetz gehorchen müssen, dem sie alle unterworfen sind": so könnte man meinen in diesen hier anerkannten besondern Gesetzen könnte auch jenes x mit einbegriffen sein; und gewiſs wird jeder, der nicht von dem Lichte der Statistik geblendet ist, vorzüglich diese besondern Gesetze untersuchen, um zu sehen, was in ihnen vorliegen mag. Buckle aber leugnet wiederholt und aufs entschiedenste die freie, eigene Entschlieſsung. Er ist „gezwungen zu dem Schlusse, daſs die Vergehen der Menschen nicht sowohl das Ergebniſs der Laster des einzelnen Verbrechers sind, als des Zustandes der Gesellschaft, in welche dieser Einzelne geworfen wurde"; und er citirt Quetelet's Ausspruch, „daſs die Gesellschaft das Verbrechen vorbereitet, und daſs der Verbrecher nur das Werkzeug ist, der es vollzieht". Falsches und Schiefes, Unlogisches und Unpsychologisches drängen sich hier zusammen. Ist derjenige, welcher vollendet, was der Andere vorbereitet hat, das Werkzeug des Andern? Und daſs die Vergehen das Ergebniſs der Laster sein sollen, ist freilich Unsinn.

Digitized by Google

Jenes x ist eine Thatsache. Buckle wird die Gewissensbisse und was wir Raphaels Genie nennen, für eine metaphysische und theologische Thorheit erklären. Die wahre Psychologie kann so nicht verfahren. Aber das x ist ihr auch nicht etwas Mysteriöses, Unnahbares. Es ist das was wir das Selbst, Freiheit nennen, und dies vermag der Psychologe zu analysiren. Jenes x ist ein bestimmtes Verhältniſs zwischen bestimmten Factoren.

Die Freiheit leugnen wollen, scheint mir eben so falsch, so bloſses Erzeugniſs der Verzweiflung, wie eine absolute Freiheit hinstellen. Die Freiheit ist relativ und ist überhaupt nur eine Relation, und also zu berechnen. Der Schachspieler ist in seinen Zügen frei, und der beste ist der freieste; aber der gleich gute berechnet des erstern Züge und sagt sie voraus.

Wer möchte sich vermessen, den naivsten Geist, das Bewuſstsein eines Gretchen vollständig zu analysiren, die Macht jedes Elementes darin zu bestimmen, und so seinen Entschluſs zu berechnen? Aber darauf kommt es auch nicht an. Es handelt sich erstlich in der Wissenschaft niemals eigentlich um ein Vorhersagen dessen was eintreten wird, auch in der Physik nicht. Ueberall soll nur Geschehenes erklärt werden. In der Natur, wo sich Dasselbe tausend Mal in gleicher Weise wiederholt, und also alles Geschehen ein vergangenes und zukünftiges und Geschehendes ist, gilt die Erklärung des Vergangenen auch für alle zukünftigen Fälle, und so scheint es, als sei das Voraussagen ein wesentliches Element der Erklärung. Das ist es aber nicht, und es kann nicht in Betracht kommen im Reiche des Geistes, dessen Wesen Individualität der Fälle bedingt. Wenn wir niemals lernen werden, die zukünftigen Geschicke der Völker vorauszusagen: so folgt daraus nicht, daſs wir nicht lernen könnten, die Vergangenheit mit genügender Exactheit zu begreifen. Und zweitens: wenn es nicht möglich ist die vollständige Analyse eines Geistes zu geben, so ist auch dies nicht erforderlich. Denn es liegt im Wesen des Bewuſstseins, daſs sich die einzelnen Elemente des Geistes, Vorstellungen, Gefühle, Strebungen, zu groſsen Gruppen an einander schlieſsen, und nur solche Gruppen treten als Mächte im Bewuſstsein auf. — Nun ist es ferner auch unmöglich, die Gröſse der Macht und Wirksamkeit solcher Gruppen geistiger Elemente in bestimmten Zahlen anzugeben; die seelischen Erzeugnisse haben kein spe-

Digitized by Google

cifisches Gewicht. Es handelt sich aber um etwas durchaus Einfaches, um das Erkennen eines bloſsen relativen Uebergewichts. Wenn wir an einer Wage die eine Schale sinken sehen, behaupten Sie nicht alle, meine Herren, mit aller Entschiedenheit und ohne jedes Bedenken, daſs an der Seite, wo die Schale sinkt, das gröſsere Gewicht hänge? Dies ist der Grundgedanke der ganzen Psychologie; und darum kann sie wissenschaftlich erklären ohne Experiment; der Beobachtung aber bietet sich ein so weites Feld, daſs ein geübter Blick sehr scharf zu analysiren vermag. Und so berechnet sie alles seelische Geschehen hinterher und erkennt im Ergebniſs die mitwirkenden Factoren und die Gröſse der Macht jedes einzelnen Factors.

Bleiben wir bei Gretchen. Sie ist gefallen. Auch Bärbelchen ist es. Sie sind es, würde Buckle sagen, weil in jener Stadt das statistische Gesetz herrscht, daſs jährlich zwei oder zehn Mädchen fallen müssen. Daſs es gerade Gretchen und Bärbelchen sind, ist ihr Unglück, hängt von besondern Gesetzen ab. Das allgemeine Gesetz aber muſste sich, gleichviel ob an diesem oder an jenem Mädchen, so oder so, erfüllen. Wer sich hierbei beruhigen kann, hat ein schlaffes wissenschaftliches Gewissen. Die Psychologie berechnet Gretchen und hat kein schweres Exempel daran: „Halb Kinderspiele, Halb Gott im Herzen". Nun „kam Fausts Liebeswuth übergeflossen, Wie vom geschmolzenen Schnee ein Bächlein übersteigt; Er hat sie ihr ins Herz gegossen". Dieser Liebesstrom hat Spiele und Gott aus dem Bewuſstsein geschwemmt. „Du kommst ihr gar nicht aus dem Sinne" sagt Mephistopheles zu Faust; „Nach ihm nur schau' ich ... Nach ihm nur geh' ich" sagt sie zu sich selbst. Sie hat nun keinen andern Gedanken als ihn; also auch keinen andern Willen als den seinen. „Seh' ich dich, bester Mann, nur an, Weiſs nicht, was mich nach deinem Willen treibt". „Ich bin nun ganz in deiner Macht". Hat nun aber die Liebe Spiel und Gott aus dem Bewuſstsein verdrängt: so hat sie diese Vorstellungen doch nicht aus der Seele vernichtet; und sowie der Bruder ihr sagt: „Du bist doch nun einmal eine Hur'", so ist auch die Vorstellung Gott reproducirt. Im ersten Augenblicke zwar sagt sie noch: „Gott, was soll mir das?" Aber bald besinnt sie sich: „Wie anders war dir's, Als du noch voll Unschuld hier zum Altar trat'st ... Wo steht dein Kopf? In deinem Herzen Welche Missethat?" Das Gewissen ist wach,

Digitized by Google

die Reue ist da, d. h. die Vorstellungsgruppe von Gretchen, wie sie war, kann die Vorstellungsgruppe von Gretchen, wie sie ist, nicht mehr appercipiren. In beiden Gruppen aber ist Gretchen das Subject. Wegen dieser Gemeinsamkeit des Subjects nun müssen beide nach dem psychischen Gesetz verschmelzen; aber die dazu gehörigen Prädicate können wegen der von einander abstofsenden, sich einander ausschliefsenden Macht, die ihnen inwohnt, auch nicht einmal theilweise verschmelzen. Mit der ganzen Macht der Seele also, die sich an die Vorstellung ihres Ich knüpft, stöfst dieses Ich sich von sich selbst ab.

Von all dem weifs die statistische Theorie nichts; aber die Psychologie kann hier fortschreitend immer tiefere Blicke thun*). Denn man fragt wohl zunächst weiter: woher solche Macht der Liebe in solchem Gemüth? An die Vorstellung Faust schlofs sich alles Fühlen und Streben, das vorher an Spiel und Gott vertheilt war; und durch die Zusammenfassung entsteht nicht nur eine Summe, sondern auch noch eine Steigerung. Faust wird das absolute Spiel und Gott, Gegenstand höchster Lust und völligster Hingebung; und Lust und Hingebung an Faust ist jetzt um so mächtiger denn die frühere an Spiel und Gott, als sich jetzt nicht blofs die vorher getheilte Kraft einheitlich ergiefst, sondern auch als das Gegenwärtige machtvoller ist denn das Ferne. Faust, der unmittelbar nahe Gott, der mit aller Kraft des Geistes und auch noch der Sinnlichkeit umarmt wird, und der den Himmel an und in Gretchens Busen legt, verdrängt den unsichtbaren Gott im hohen Himmel. Und so wird Gretchen, schon hochbegabt in Spiel und Religion, durch Faust zum Genie der Liebe.

Jenes x ist noch nicht aufgelöst, werden Sie sagen, meine Herren; es ist nur zurückgeschoben. Wie konnte Faust, und

*) Die Psychologie kann aber auch, und zwar heute schon, mit derselben Gewifsheit, wie wir behaupten, dafs $3 \times 3 = 9$ ist, dies voraussagen: Denken wir uns das Experiment vollbracht, dafs in jedem Einzelnen eines Volkes jene statistische Theorie von den Lastern und Verbrechen u. s. w. ihre volle Herrschaft erlangt und den Widerstand jener widersprechenden sogenannten metaphysischen oder theologischen Gesetze völlig überwunden hätte: so würde die Unsittlichkeit selbst diejenigen Grenzen nicht mehr innehalten, die ihr sonst wohl noch die Klugheit des Egoismus dringend anräth; und es würden sich Zustände ergeben, wie sie nach Thukydides in Athen während der Pest herrschten. Ich behaupte hiermit im mindesten nicht, dafs Buckle, Quetelet und wer sonst noch dieser statistischen (d. h. fatalistischen) Theorie anhängt, unsittlich sei; aber allerdings behaupte ich, dafs sie nur trotz ihrer Theorie sittlich sind, insofern sie es sind, und dafs ihre Theorie wie die Pest wirken würde.

Digitized by Google

gerade er, und nur er, auf Gretchen so dämonisch wirken? oder umgekehrt: wie konnte Gretchen gerade von Faust, und nur von ihm, so dämonisch in allen Tiefen ihrer Seele erschüttert, in ihrem Bewufstsein so vollständig umgewandelt, bis zum vollen Verlust ihres Selbst von ihm angeeignet werden? In der That, hier lasse ich noch ein *x*; aber die Aufgabe, die damit der Psychologie gestellt ist, verstehe ich, wenn ich auch bekennen mufs, noch keine Ahnung zu haben von der Feinheit der Analyse, die zur Lösung nöthig wäre. Was sagt uns aber die Statistik dazu? „Sie ist die erste nicht". Was antwortet doch Faust? Wenn Sie Sich nicht darauf besinnen, meine Herren, so lesen Sie es nach.

Ist denn das so überraschend, dafs bei einem gegebenen Zustande der Gesellschaft im Durchschnitt immer dieselbe Anzahl von Verbrechen begangen werden? Denn nicht nur die Macht des Zwanges, sondern auch die Macht der Freiheit wird dann ungefähr dieselbe bleiben. Wie sollten also nicht im Jahre 1864, wenn während dessen dieselben Verhältnisse obwalten, wie im Jahre 1863, nicht z. B. dieselbe Anzahl von Selbstmorden vorkommen? Ja sogar, sagt die Statistik, dieselbe Anzahl von Selbstmorden durch das Pistol und dieselbe Anzahl durch Erträuken u. s. w. und sie meint damit einen neuen noch stärkern Trumpf auszuspielen, beweist aber damit, dafs sie doch noch nicht frei ist vom abstracten Formalismus. Selbstmord ist ein allgemeines Wort und es genügt dem Sprachgebrauch, wie es auch vor dem sittlichen Richterstuhl ganz gleich ist, ob der Selbstmord durch dieses oder jenes Instrument vollbracht ist. Für andre Betrachtungen aber ist dieser Unterschied von Wichtigkeit; denn die Person, die sich den Tod durch das Pistol gibt, lebt unter ganz andern Verhältnissen als die, welche denselben im Flusse des Ortes sucht; und, wenn nicht besondre Umstände obwalteten, gehörte es zum Räthselhaftesten, wenn unter derselben Bevölkerung in dem einen Jahre nur Ertränkungen, im andern nur Erschiefsungen vorkämen.

Die Freiheit bildet sich durch Erziehung, Unterricht, Umgang und Lebensweise und zieht sich dadurch zugleich ihre Schranken. Der Köchin die sich entschliefst, ihr Leben wegzuwerfen, ist gar nicht die Wahl gegeben, ob sie nach dem geladenen Pistol greifen soll oder nicht; dem Officier in derselben Lage drückt sich das Pistol von selbst in die Hand, er erwägt nicht,

Digitized by Google

ob vielleicht Erhängen vorzuziehen sei. Alle Personen desselben Standes aber werden durchschnittlich, weil gleich erzogen und gleich lebend, auch im gleichen Grade frei und unfrei sein; auch die Einflüsse von aufsen her, denen der Einzelne ausgesetzt sein kann, sind durch die allgemeinen Zustände der Gesellschaft und durch die Classe, der er angehört, bestimmt. Sind also die Störungen und die Widerstandskraft durchschnittlich dieselben, wie sollten es nicht auch die Erfolge sein! Einerseits sind der Veranlassungen zum Falle in diesem Jahre so viel wie im vorigen, und andrerseits ist auch die Macht der Tugend die unveränderte; also mufs auch das sittliche Ergebnifs dasselbe sein.

Die Statistik bedarf also schon zu ihrer eigenen Ergänzung der Psychologie; um wie viel mehr, wenn sie eine Stütze der Geschichte werden soll!

Da es hier unmöglich ist, auch nur auf die leichteste der angedeuteten Aufgaben wirklich einzugehen: so will ich nur den Hauptpunkt hervorheben. Der vorzüglichste Gewinn nämlich, den der Philologe, der Geschichtsforscher, aus dem Studium der Psychologie, aus dem erworbenen psychologischen Blicke, wohl ziehen dürfte, möchte, wie ich erwarte, gerade darin liegen, dafs sich der Sinn für die Wirklichkeit, das Geschehen, also der historische Sinn reinigt und stärkt. Es liegt im Wesen der Seele, den geschichtlichen Geist zu erzeugen, Geschichte zu machen, geschichtliche Schicksale zu erfahren: darum misst die Psychologie, indem sie nur das ihr eigene Geschäft vollzieht, den Boden der Geschichte aus und erforscht deren Lebensbedingungen. Sahen wir, wie die Geschichte undenkbar ist ohne psychologischen Grund und Ausgang: so ist auch andrerseits die Psychologie nichts, wenn nicht Principienlehre der Geschichte; und als solche mufs sie, selbst noch aufserdem, dafs sie eine bestimmte ihr eigene Summe von Erkenntnissen gewährt, dafs sie dem Historiker einen Erkenntnifs-Stoff darreicht, unmittelbar und in rein formaler Weise auf den historischen Sinn bildend einwirken. Damit diese Bemerkung, die das Höchste enthält, was ich dem Philologen oder Historiker über sein Verhältnifs zur Psychologie zu sagen habe, nicht etwa gar zu idealistisch in der Luft zu schweben scheine, mufs ich auf einige Thatsachen eingehen; und ich bitte Sie, m. H., mir die Entschiedenheit, mit der ich das als mangelhaft Erkannte auch als

Digitized by Google

mangelhaft bezeichne, nicht übel deuten zu wollen. Wer verstanden und erforderlichen Falls corrigirt sein will, wie ich das immer will, der muſs mit Bestimmtheit reden.

Ich glaube, eben so sehr wie unter den Philosophen auch unter den Historikern den Irrthum, von dem auch Wilhelm v. Humboldt nicht frei war, verbreitet zu sehen, den ich schon vorhin als Formalismus bezeichnet habe. Aus mangelhafter psychologischer Analyse wird zunächst statt eines Verhältnisses zwischen mehreren Factoren ein einfacher Begriff gesetzt, dieser aber als ebenso einfaches Object genommen und so zu einer Substanz oder einem substantiellen Attribut hypostasirt. Da nun aber ein Verhältniſs, und um so leichter, je mannichfacher es ist, zur Bildung zweier oder mehrer Begriffe Veranlassung gibt: so treten Gegensätze, Antinomieen, Kreisbewegungen hervor, und man strebt nach Einheiten, Identitäten. So entsteht eine Dialektik, die gar nicht in der Sache liegt, sondern nur die Einseitigkeit der abstrahirten Begriffe beweist; eine Dialektik, welche eine logische Bewegung von Begriffen ist, aber die wirkliche Bewegung der realen Factoren nicht berührt. Dabei ist es wahrlich sehr gleichgültig, ob der Eine erklärt, die Einheit der Gegensätze sei dem Menschen verborgen und unfaſsbar, und ob der Andre sich rühmt die speculative Vernunft zu haben, mit der er solche Identitäten begreift. So ringt Humboldt mit dem Gegensatze von Sprache und Geist, wie man schon im vorigen Jahrhunderte die Antinomie aufstellte: Sprache nicht ohne Verstand; Verstand aber nicht vor der Sprache. Aehnlich heiſst es: Schrift nicht ohne Cultur; Cultur aber nicht vor der Schrift. Wenn Schelling zu göttlichen Potenzen flüchtet, Hegel es den in sich entgegengesetzten Begriffen aufträgt, sich zu verwirklichen: so erkennt Humboldt Emanationen und unmittelbares Hervorbrechen neuer Kräfte oder Vermögen; und nach Renan ist alles angeborner Instinct. Kurz, nachdem man sich in falsch gebildeten Begriffen unwahre Objecte gesetzt hat, schafft man für diese, um sie werden zu lassen, Ursachen, Kräfte, Vermögen, oder legt ihnen selbst schöpferische oder hemmende und zerstörende Kräfte und Wirkungen bei.

Manche stolze Speculation verliert ihren Boden, sobald man darauf Acht gibt, daſs wir auch für Verhältnisse Substantiva bilden und diese im Nominativ als Subject mit Verben verbin-

Digitized by Google

den, wodurch sie sprachlich als energische Persönlichkeiten, als wirkende Ursache dargestellt werden. Und weil die Sprache so darstellt, hat man sich verleiten lassen, zu meinen, die Sache verhalte sich so.

Dagegen lehrt nun die Psychologie, wie alle jene Begriffe, welche solche Dialektik erzeugen, nur Verdichtungen sind, welche aufgelöst werden müssen, wenn ihr wahrhafter Inhalt gedacht werden soll. Geist z. B. gilt dem Psychologen als eine Zusammenfassung vieler in einander greifender Processe, und unter ihnen ist auch der Proceſs, den wir unter Sprache verstehen, und der mit den andern in Wechselwirkung steht. Sobald man diese Begriffe nicht als feste Substanzen faſst, schwinden alle jene Antinomieen, mit denen sich Humboldt abmüht; die selbstgeschaffenen Gegensätze sind nicht mehr da, sobald man eine mannichfache Verbindung und Scheidung und Zeugung psychischer Elemente sieht, und diese in Abhängigkeit und Zusammenhang mit körperlichen Bewegungen. Sprache ist kein Wesen und kein Vermögen, welches ein anderes Wesen oder Vermögen, Geist oder Intellectualität oder Verstand, aus sich erzeugt, sondern ein Vorgang, der unter bestimmten Bedingungen eingeleitet wird, in welchen andere Elemente hineingerissen werden und durch welchen neue Elemente entstehen, die abermals in die Bewegung eintreten und sie bereichern. So entstehen Thätigkeiten, die man Denken, Verstand, Geist nennt. Hier sind Associationen und Verschmelzungen einfacher psychischer Elemente zu beobachten. Sinnes-Erregungen führten der Seele die ersten Reize zu, Laute in Folge von Reflexbewegungen der Laut-Organe wirken als neu auftretende Reize, und so entstehen mannichfache Apperceptionen, deren Erzeugnisse sich wiederum als Organe zu höheren Schöpfungen darbieten. So gibt es eine Welt innerer Elemente theils gleicher, theils verschiedener Art zu beobachten, die sich nach Gesetzen gegen einander bewegen und durch Uebereinstimmung und Gegensatz ein viel zusammengesetztes inneres Leben darstellen, einen geistigen Organismus.

Einen andern Gegensatz hat Schleicher aufgestellt, wie ich schon angeführt habe, nämlich den zwischen Sprache und Geschichte. Ich will nicht auf das schon dagegen Bemerkte zurückkommen, sondern jetzt nur auf den Formalismus hinweisen, welcher der ganzen Betrachtung zu Grunde liegt. Es werden Sprache

Digitized by Google

und Geschichte als zwei selbständige Wesen neben einander aufgefaſst, und die Geschichte übt ihre „Wirkung“ auf die Sprache (das. S. 36). Indem so mannichfache Verhältnisse in einem Wort zusammengefaſst werden, erfolgt leicht eine Generalisirung, welche von den wirklichen Thatsachen wenig in sich zurückbehält; und so wird eine längst und viel besprochene Thatsache (vergl. Heyse, System §. 90—93, meine Charakteristik S. 274) sehr trübe dargestellt. Solche abstracte Formeln, welche den Schein naturwissenschaftlicher Methoden erregen, während sie doch nur ein leerer Formalismus sind, haben der Betrachtungsweise zu weichen, welche nicht von zusammenfassenden Begriffen ausgehend die Thatsachen in ihrer Ausbreitung und ihren vielgestaltigen psychologischen Verhältnissen durchforscht. Dann tritt statt eines schillernden Gegensatzes von Sprache und Geschichte ein weitverzweigtes geistiges Leben vor uns, dessen Momente, sämmtlich in Bewegung, durch Wechselwirkung die geschichtliche Entwicklung bedingen. Diese Momente, verschieden nach Inhalt und Wirksamkeit, verhalten sich auch in den geschichtlichen Erfolgen nicht gleich; und eins kräftigt sich wohl auch auf Kosten des andern. Hier bilden sich durch Combination vorhandener Elemente ganz neue Momente, dort wird von auſsen her aufgenommen und dem Eigenen mehr oder weniger assimilirt, und dort wird ausgestoſsen, aufgesogen oder geht verloren. Eins dieser Momente ist die Sprache, und ihr Schicksal ist, ihrer Natur und Bestimmung gemäſs, nicht dasselbe wie das andrer Momente, und ist in der Geschichte dieses Volkes nicht dasselbe wie in der eines andern. Denn die Bedeutung und Wirksamkeit der einzelnen Momente ist nicht in allen Volksgeistern genau dieselbe. Hier ist also sorgfältig zu beobachten und zu ermessen; und so findet man überall Unterschiede und erkennt die allgemeinen Gesetze unter individuellen Bedingungen individuell wirkend. Dann kommt man zu bestimmten Aufgaben, und wenn deren Lösung unmöglich ist, so begreift man wenigstens die Schwierigkeit. Sind denn das so meſsbare Qualitäten der Geschichte und der Sprache, wie Schleicher sie aufstellt: „reich oder arm, gewaltig, träge, rasch verfallend“? Ist es der Sprache gleichgültig, ob ein Volk blüht und wächst oder verfällt? und wenn nicht, wie verhält sich die Sprache zur Blüte und zum Verfall? Ist das Verhältniſs des Neugriechischen zum Altgriechischen, das der romanischen Spra-

Digitized by Google

chen zum Lateinischen und des Neuhochdeutschen zum Althochdeutschen und Gothischen dasselbe? Und wenn innerhalb der romanischen Sprachen das Spanische und Italienische weniger verfallen ist als das Französische, war die Geschichte der Spanier und Italiener weniger gewaltig und reich als die der Franzosen?

Ebenso ist gar nicht die antinomische Frage zu verhandeln: war die Cultur vor der Schrift und war sie Ursache derselben, oder war umgekehrt die Schrift vor der Cultur und war Gebärerin derselben? Statt dessen bedenke man, daſs Cultur einen bestimmten Zustand und eine Einrichtung des geistigen, theoretischen und praktischen Lebens bedeutet, welches sich natürlich aus mannichfachen Bestrebungen und Verhaltungsweisen zusammensetzt. Das immer etwas verwickelte Bild eines Culturlebens wird allemal auch Schrift in sich befassen. Also kann allerdings weder Cultur die Schrift, noch umgekehrt diese jene hervorbringen; denn dies behaupten, ergäbe ein *idem per idem*. Dagegen hat man, wenn eine wirkliche Erkenntniſs erzielt werden soll, zu sehen, worauf das Cultur-Leben beruht, aus welchen Verhältnissen es besteht, unter welchen materiellen und geistigen Bedingungen solche entstehen, auf einander wirken und mit einander neue Verhältnisse zeugen, welche als neue Factoren in den Proceſs eintreten und dessen Verlauf bestimmen.

Meine Herren, wörtlich spreche ich hier nur dasselbe aus, was Hegel gegen Spinoza bemerkte, wenn ich fordere: die Substanz muſs in den Proceſs aufgelöst werden. Aber unter Proceſs verstehe ich nicht den dialektischen, welcher nur eine Bewegung des Bewuſstseins um die festen Substanzen oder Begriffe ist, sondern den wirklichen, sei es den natürlichen oder den psychischen. Es soll nicht der Begriff logisch in seine Merkmale zerspalten, analysirt, dialektisch bewegt werden; sondern man richte den Blick auf die in sich mehrfachen thatsächlichen Verhältnisse hin, welche jener Begriff einheitlich bezeichnet. Dies sind nun aber in der Geschichte und in der Sprache offenbar psychische Thatsachen, welche zu beobachten, in ihre constitutiven Elemente und in die Verhältnisse zwischen denselben zu zerlegen sind, was eben die Psychologie lehrt.

Es ist bloſs eine besondere Erscheinungsform jenes allgemeinen Fehlers des Formalismus, daſs man die bloſs ästhetische, nach Ideen charakterisirende Construction entweder geradezu für eine genetische Erklärung nahm, oder daſs man die ideale

Digitized by Google

Construction für so wesentlich hielt, dafs man daneben kaum noch ein Bedürfnifs nach genetischer Erklärung fühlte. Nicht blofs Hegel, nein auch sonst vielfach nahm man stillschweigend die Ideen für wirkende Ursachen, schöpferische Mächte. Um klar zu machen, was ich meine, will ich an eine umfassende und bedeutsame philologische Thatsache erinnern. Die Geschichte der griechischen Literatur, die (wer möchte das verkennen?) in neuerer Zeit so vorzüglich bearbeitet worden ist, wurde gewöhnlich nach den literarischen Gattungen geordnet, so dafs man der Reihe nach erst das Epos, dann die Lyrik, dann das Drama, dann die Prosa in ihren Arten, jede einzeln durch die Jahrhunderte der griechischen Geschichte verfolgte. Man begann mit Homer und ging das Epos durch bis in das Mittelalter hinein, worauf man dann zurückkehrte zu Kallinos, Archilochos und Terpander, um die Lyrik in gleicher Weise zu behandeln. Ich rede nicht von Uebelständen, die hierbei unvermeidlich sind; was ich meine ist: das diesem Verfahren zu Grunde liegende Princip ist falsch. Denn dieses ist eben, dafs man die literarischen Gattungen als Ideen ansah und diesen Ideen der Epik, Lyrik, Dramatik u. s. w. eine ihnen inwohnende Kraft zuschrieb sich zu verwirklichen. Dieses Princip ist irrig, durchaus ungeschichtlich, weil unpsychologisch. Wie Materie die Substanz heifsen mag, in der sich die Naturdinge entwickeln: so Seele die Substanz, in der die geistigen Erzeugnisse ihr ideales Dasein haben. Spricht man also von einer Entwicklung der Ideen mit Absehung von der Seele, d. h. von den persönlichen Subjecten, welche eigentlich die Ideen erzeugen, entwickeln, tragen, so ist das, als wollte man von Entstehung und Entwicklung der Naturwesen reden mit Absehung von der Materie. Der strenge Hegelianer kann das wollen, das eine, wie das andre; der Historiker wie der Naturforscher kann es nicht. So konnte nun auch der Historiker nicht umhin, nicht nur seiner Entwicklung der literarischen Ideen Monographieen der Dichter und sonstiges rein historisches Material einzuverweben; sondern er machte der geschichtlichen Betrachtungsweise auch noch das Zugeständnifs, dafs er in einem kürzern ersten Theil Epochen der Literatur aufstellte und charakterisirte, und also die literarischen Erscheinungen chronologisch ordnete. Dies ist aber nur eine unbewufste Inconsequenz, die zwar ausreicht, um auffallende Mängel auszugleichen, die jedoch den dem Gan-

Digitized by Google

zen zu Grunde liegenden Irrthum nicht wegschafft, sondern nur versteckt, indem sie seine Folgen schwächt. Man fühlte blofs, dafs die Anordnung der Thatsachen nach den literarischen Gattungen eine Einseitigkeit sei, und glaubte volles Genüge zu erreichen, wenn man auch der entgegengesetzten Einseitigkeit, der Anordnung nach der Zeitreihe, gerecht würde. Aber das echt historische Princip lag auch der chronologischen Darstellung nicht zu Grunde; sondern auch hier handelte es sich blofs um Charakteristik und Construction aus Ideen, nur nicht sowohl der Gattungen, als der Zeitabschnitte. Dort entwickelt sich die Idee aus sich heraus, hier aus dem Volksgeiste, und was das heifst, wissen wir schon; hier wie dort hat man eine ideale Construction für den Nachweis der Causalität und Genesis genommen. Wie hierbei die Thatsachen aus ihrem wahren Zusammenhange verschoben werden, zeigt wohl schlagend der Fall des alexandrinischen Epos. Wird dieses in einem einfachen Gange durch die Epik von Homer an besprochen, so wird damit aufser Acht gelassen, dafs jenes spätere Epos mit Homer gar nicht mehr in natürlichem Zusammenhange steht, aber wohl mit den gleichzeitigen grammatischen Bestrebungen, mit den Recensionen und Erklärungen des homerischen Textes. — Es verhält sich aber mit allen andern literarischen Erscheinungen ganz ähnlich. Verfolgt man die Entwicklung der dramatischen Idee von Aeschylus oder Thespis hinab, so ist es nicht wahr, dafs Euripides eine Gestaltung des Dramas vertrete, die blofs aus der Entwicklung dieser Idee an sich oder des Sophokles sich mit Nothwendigkeit ergäbe; sondern in höherem Grade ist er das Erzeugnifs aller Culturverhältnisse und der geistigen Entwicklungsstufe seiner Zeit.

Hiermit soll also nicht blofs dies gesagt sein, dafs die Literatur-Geschichte vorwiegend chronologisch angeordnet sein müsse; sondern dafs die ganze Aufgabe noch reiner historisch zu erfassen ist. Man hat allerdings nicht blofs charakterisirt, sondern auch mit zuweilen glücklicher Anwendung der vergleichenden Methode Entwicklungs-Gesetze gefunden und die Thatsachen als von solchen Gesetzen in ihrem Ablaufe beherrscht dargestellt. Aber auch dieses Verfahren, wie die Anerkennung von Entwicklungs-Gesetzen, beruht ja auf der Voraussetzung, als wären die Ideen Organismen, die ein selbständiges Leben auch aufser den Seelen führten, die an sich selbst einen Keim bildeten, aus dem sie sich

Digitized by Google

mit eigner Kraft nach eignen Gesetzen entwickelten. Es ist auch dies eine ungeschichtliche Hypostasirung der ganz von der Seele abhängigen Gedankenwelt. Wenn nun freilich oft genug solche Betrachtungsweise vom Forschertriebe thatsächlich durchbrochen wird, so ist sie doch nicht principiell überwunden.

Was ihr zu Grunde liegt und eine gewisse Berechtigung verleiht, ist die Erkenntniſs, daſs die Geschichte nicht das Machwerk der Einzelwillkür, noch auch ein geistloser Zufall ist. Namentlich der Ansicht gegenüber, als handelten die historischen Persönlichkeiten in subjectiver Freiheit, bloſs aus eigenmächtiger Reflexion oder gar individueller Leidenschaft, war es richtig darauf hinzuweisen, daſs es allgemeine ideale Mächte gibt, denen der Einzelne bewuſst und unbewuſst unterworfen ist und denen er sich nicht entziehen kann. Dieser Hinweis geschieht mit allem Recht; aber man ist sich unklar geblieben über das Wesen jener idealen Mächte oder Ideen, über die Weise und Form ihres Daseins und ihrer Wirksamkeit auf den Einzelnen. Man hat eben darum auch das Wesen der Einzelperson nicht richtig erkannt, einerseits ihre Abhängigkeit von jenen Ideen, andrerseits ihre Wirkung auf sie, ja ihre Erzeugung derselben. Man hat überhaupt das thatsächliche Verhältniſs nicht in seinem ganzen Umfange vor Augen. Denn was man die Kraft und Herrschaft der Ideen nennt, ist nur ein besonders hervortretender Punkt jenes Gesammtgeistes, dem der Einzelgeist seinen bestimmten Inhalt wie seine Form verdankt. Hier sei nur daran erinnert, daſs Ideen, welche sein sollen, nothwendig Ideen eines Subjects, in einer Seele, einem Bewuſstsein sich finden müssen. Man darf den metaphorischen Ausdruck von den in der Luft fliegenden Ideen, die wir mit der Luft einathmen, nicht zur Chimäre werden lassen. Das reale Verhältniſs, das solchen Auffassungen zu Grunde liegt, beruht auf Gesetzen der Bewegung der Vorstellungen im Bewuſstsein, auf Gesetzen der Association, Combinirung und Erzeugung von Vorstellungen, auf Gesetzen des Verkehrs zwischen den individuellen Subjecten und ihres Sich-Zusammenschlieſsens zu umfassendem Bewuſstsein, auf Gesetzen der Aneignung, Gestaltung und Bereicherung des Gegebenen. Idee ist bloſs ein abstracter Inhalt, der nur insofern Wirklichkeit hat, als er in einem Bewuſstsein oder einem Subject liegt, und insofern Macht hat, als er in diesem Bewuſstsein zu anderm Inhalte desselben in ein wirksames Verhältniſs tritt. Der Histo-

Digitized by Google

riker also, der (nach Gervinus, Grundzüge der Historik §. 28, 29.) die Ideen zum Faden seiner Darstellung wählt, um dieselben die Thatsachen gruppirt, kann dadurch einerseits den Inhalt jener Ideen, sein Werden und Wachsen, anschaulich machen, und so andrerseits, die Bedeutsamkeit dieser Thatsachen und ihren durch diese Bedeutung bedingten, also ästhetischen, Zusammenhang erläutern. Aber von den eigentlichen Ursachen dieser Thatsachen, vom wirklichen Wachsthum der Ideen ist damit nichts begriffen, also die Aufgabe des Historikers nur einseitig gelöst.

Erlauben Sie mir, m. H., noch an einen nicht minder bedeutsamen Fall zu erinnern, an einen Lieblingsgegenstand für die Philologen wie für die Laien, nämlich an die Charaktere der griechischen Stämme. Wenn ich mich nicht täusche, so hat man diese Stammcharaktere viel zu sehr als bloſse Naturbestimmtheiten angesehen, als etwas Gegebenes, das alle Bedingungen zu den geistigen Erzeugungen jedes Stammes schon vollständig in sich trug. Diese Erzeugnisse galten unmittelbar als der Inhalt des Charakters und ihre Artbestimmtheit als Qualität desselben. Zum Charakter der Ioner, meint man, gehört eben die Epik, d. h. die Epik überhaupt und an sich, nicht bloſs die ionische oder der ionische Typus derselben. Denn man erkannte auch keine andre Epik an, als die ionische. Und eben so in Bezug auf die andern Stämme. Hierbei scheint man mir nun das geschichtliche Element zu wenig beachtet zu haben. Allerdings wirkten in diesem Falle wohl Naturbestimmtheit und Geschichte in innigster Wechselbeziehung; es darf eben keine Seite unbeachtet bleiben. Nun meine ich nicht sowohl dies, daſs man zu wenig darauf gesehen habe, unter welchen geschichtlichen Verhältnissen sich jene Stamm-Charaktere gebildet haben, sondern mehr noch dies, daſs die Productivität der Stämme nicht in dieselbe Zeit fällt, sondern beinahe einer den andern ablöst. Dies beweist, daſs jene Charaktere, so wie sie erscheinen, nicht sowohl ethnologische Daten, als geschichtliche Ereignisse sind. Hier scheint mir eine Aufgabe vorzuliegen, bei der besonders klar ist, daſs sie zu ihrer Lösung durchaus der Vereinigung psychologischer und historischer Betrachtung bedarf, eine Aufgabe geschichtlicher Psychologie und psychologischer Geschichte. Es sei mir gestattet, die Aufgabe näher zu bezeichnen.

Nach einander tritt die Productionskraft der Stämme her-

Digitized by Google

vor. Der ionische Charakter gelangt am frühesten zur Reife, wenig später der dorische in staatlicher Beziehung; dann entwickelt sich literarisch der äolische, hierauf der dorische auch literarisch, endlich der attische langsamer und später als die andern. Bestimmen wir nun diese nach einander auftretenden Charaktere in üblicher Weise: den ionischen als den relativ äufserlichen, den äolischen als den subjectiven, den dorischen als den innerlichern, endlich den attischen als den objectiven Charakter: so scheint die Reihenfolge dieser Charaktere einem Entwicklungs-Gesetze zu entsprechen, das sich ohne Weiteres als sehr annehmbar darstellt. Es scheint von selbst einleuchtend, dafs die ionische Aeufserlichkeit zuerst auftreten müsse, dafs dann erst die äolische Subjectivität folgen könne, die sich darauf zur dorischen Innerlichkeit sammle und endlich in der attischen Objectivität ihren Abschlufs finde. Abgesehen aber davon, dafs dieses Entwicklungs-Gesetz, bevor es als allgemein gültig angesehen werden kann, mancherlei näherer Bestimmungen, d. h. Beschränkungen bedarf: scheint mir, es sei, wenn nicht eine irrthümliche Auffassung der Thatsachen veranlafst werden soll, noch Folgendes wohl zu beachten. Erstlich, man mufs nicht meinen, Aeufserlichkeit und Epik, Subjectivität und Lyrik u. s. w. seien an sich wirkliche Kräfte, objective (wenn auch intelligible) Potenzen, die sich in den Ionern, Aeolern u. s. w. ihre Wirklichkeit geben — eine wahrhaft abergläubische, wenn auch scheinbar sehr speculative Ansicht. Zweitens, man mufs auch nicht sagen, der Ionismus habe sich darum zuerst entwickelt, weil in seiner Grundbestimmtheit die Aeufserlichkeit gelegen habe; der Aeolismus sei gefolgt, weil er eben Subjectivismus sei, dessen Entwicklung erst später auftreten konnte, aber vor der Innerlichkeit sich entfalten mufste. Auch dies schiene mir eine unbegründete Ansicht; denn womit wäre bewiesen, dafs der ionische Geist ursprünglich, von Natur, weniger subjectiv und weniger innerlich gewesen wäre, als der äolische und dorische Charakter, weniger objectiv als der attische? Mir scheint vielmehr, dafs man sich so ausdrücken müsse: jeder hellenische Stamm entwickelte das Hellenenthum in derjenigen Form, welche durch die Bedingungen, unter denen er seine Blüte erreichte, nothwendig geworden war. Ganz anders waren die Mischungsverhältnisse der Bevölkerung, in Folge dessen ganz anders die politische Verfassung: und wiederum in Folge davon und von geographischen, tellurischen und klimatischen Verhält-

Digitized by Google

nissen gestaltete sich Leben und Verkehr im Innern und nach aufsen bei den Ionern und den Dorern und den Attikern bei jedem verschieden; und aus dieser Verschiedenheit der Bedingungen ergab sich die Verschiedenheit der Entwicklung nach Zeit und Wesen, und endlich auch darum Verschiedenheit im Wesen, weil in der Zeit.

Bei dieser Auffassung scheint mir eben sowohl das speculative Bedürfnifs nach Einheit und einem Zusammenhange der Ideen, als auch die rein historische, causal-genetische Betrachtungsweise befriedigt. Es wird Ihnen einerseits nicht entgangen sein, wie ich hier von der einheitlichen Idee des Hellenenthums ausgegangen bin, welche in den Charakteren der hellenischen Stämme ihre Abschattung und Entwicklung erhält. Andrerseits aber werden hierbei die Bedingungen dieser Ideen und ihrer Entwicklung in der Wirklichkeit, nämlich in den Subjecten des hellenischen Volkes und in den Verhältnissen, unter denen es lebte, in ihrer vollen Ausdehnung und ganzen Bedeutung berücksichtigt. Und nicht blofs die thatsächlich vorhandene Verschiedenheit der Stämme soll aus den psychologisch-geschichtlichen Bedingungen erklärt werden; sondern auch die speculative Seite der soeben ausgesprochenen Ansicht, die Annahme einer idealen Einheit über und in der Stammdifferenzirung, ist Gegenstand einer psychologischen Aufgabe, und zwar darum, weil diese Einheit nicht blofs eine subjectivistische Idee, eine blofse Hilfsannahme, ein Gedanke des Historikers, eine Hypothese von blofs constructivem Werthe ist. Nicht in dem Sinne, wir wir etwa sagen, dafs sich die Thierheit, die Idee des Thieres oder der Pflanze in den verschiedenen Typen der Classen der Thiere und Pflanzen offenbare und entwickele, nicht so reden wir vom Hellenenthum. Diese Idee, das einige Hellenenthum, ist vielmehr auch für sich selbst eine geistige Thatsache, verwirklicht in bestimmten Institutionen und Ereignissen, aber auch eine Wirklichkeit in den lebendigen hellenischen Subjecten als Gedanke, ein wirkliches Ereignifs in ihren Seelen, also von constitutiver Bedeutung. Sie ist also zugleich speculativ und historisch berechtigt und nothwendig. Und weil sie nun wirklich war, weil sie in der Seele, dem Bewufstsein des griechischen Volkes, Leben hatte, darum war sie psychischen Gesetzen unterworfen; und die Art und Weise dieser ihrer subjectiven Wirk-

Digitized by Google

lichkeit wie ihres Lebens in den Subjecten ist Gegenstand psychologischer Forschung.

Hieran sehen Sie wohl, m. H., wie ich im entferntesten nicht geneigt bin, die Geschichte ihrer idealen Seite zu berauben. Nur dies wollte ich klar gemacht und kräftig zu Bewufstsein gebracht wissen, dafs alles was man den innewohnenden Geist, die Richtung, die Idee geschichtlicher Thatsachen nennt, nicht an sich schon Gesetze der Geschichte sind, sondern als Elemente der Geschichte der Analyse bedürfen und Gesetzen unterliegen. Dies scheint mir bisher nicht genügend beachtet, obwohl mir ein sehr mächtiger Trieb in der Geschichtswissenschaft der neuesten Zeit nach Aufstellung von Gesetzen nicht entgangen sein kann. Es geschieht gerade aus der vollen Anerkennung der Bedeutung dieses Triebes, dafs ich mir erlaube auf die Nothwendigkeit hinzuweisen, dafs sich derselbe mit psychologischer Betrachtungsweise verbinden mufs, wenn er wahrhaft schöpferisch wirken soll.

Die dargelegte Ansicht wird auch nicht von dem Vorwurf getroffen, als werde dadurch die Geschichte in einen ihr fremdartigen Kreis von Wissenschaften gezogen. Ich gestehe unbedingt zu, dafs „die Methoden je nach ihren Objecten andere und andere sind, wie die Sinneswerkzeuge für die verschiedenen Formen sinnlicher Wahrnehmung, wie die Organe für ihre verschiedengearteten Functionen“. Ja jede Wissenschaft, da sie an demselben Objecte mehrere Aufgaben zu lösen hat, bedarf auch mehrerer Methoden. Und hier wird behauptet, dafs die Geschichte nach der Eigenthümlichkeit ihrer wesentlichsten Aufgabe die psychologische Methode zur Grundlage haben mufs.

Ich bin fern davon zu verkennen, dafs der Historiker die Naturbedingnisse des menschlichen Lebens, Statistik, Finanzen und Staatshaushalt, Politik, Kriegführung, Religion, Aesthetik, Philosophie und alle Wissenschaft und was sonst noch nöthig sein mag, gründlich verstehen mufs. Wer das Leben darstellen, begreifen will, mufs es kennen; und wer von der Wirkung der Natur auf das geistige Leben reden will, mufs die Natur kennen. Aber alle diese Wissenschaften, die das Leben zum Gegenstande haben sind für den Historiker nur Hülfswissenschaften; Psychologie ist das ihm eigenthümliche, sein ganzes Object durchdringende und zusammenhaltende Element. Mag Geistiges oder mag die Natur auf den Geist wirken: der Einflufs

Digitized by Google

des einen wie des andern wird vom Geiste bedingt und kann nur aus psychologischen Gesetzen begriffen werden*). — Ein bedeutender Historiker hat bemerkt**), dafs die geschichtliche Arbeit sich an einem Stoffe vollzieht, der natürlich Gegebenes wie geschichtlich Gewordenes umfafst, und der ebenso Mittel wie Schranke, ebenso Bedingung wie Antrieb für die Arbeit ist. Neben dem Stoffe aber kommt die Form mit wesentlicherer Bedeutung in Betracht. In diesen Formen hat die Geschichte ein rastlos sich weiter bewegendes Leben; das Heraustreten-Lassen derselben ist die eigentlich geschichtliche Arbeit. „Denn sie sind die sittlichen Gemeinsamkeiten, in denen wir leiblich und geistig werden was wir sind“. „Dies sind Bereiche, innerhalb deren Gesetze von gar anderer Art und Energie, als Buckle sie sucht, ihre Stelle haben und ihre Macht üben“. Wenn nun hiernach als solche Gesetze die sittlichen Mächte genannt werden, als da sind: Gemeinschaft der Familie, des Staates, des Volkes u. s. w. und Pflicht, Tugend, Wahl in den tragischen Conflicten u. s. w.: so zeigt sich hier wieder die Vermischung der causal-genetischen Betrachtung mit der ethisch-ästhetischen. Denn jene sittlichen Mächte haben ihre Macht nur als Vorstellungen in einem Bewufstsein, und als solche sind sie psychologischen Gesetzen unterworfen. Und so meine ich nun, dafs alle jene genannten Wissenschaften, wie Statistik, Strategik, Biotik (Nahrungsmittellehre) u. s. w. nur den Stoff der Geschichte zum Gegenstande haben, also dem Historiker nur Hülfswissenschaften sein können; die geschichtliche Arbeit selbst aber, die Gestaltung und Erzeugung des Stoffes, die Bewegung und Entwicklung, kurz das Eigenste und Innerste der Geschichte, fordert psychologische Betrachtung. Die Medii Termini in seinen Schlüssen sind psychologischer Art. Soll die schöne Statue des Adorante erklärt werden, so handelt es sich nach dem angeführten Historiker nicht um das Erz, aus dem sie gegossen, den Thon, aus dem die Form gefertigt, das Feuer, mit dem

*) Vergl. Zeitschr. f. Völkerpsych. I. S. 38. 39.

**) Droysen, Die Erhebung der Geschichte zum Rang einer Wissenschaft in Sybels historischer Zeitschrift 1863. Erstes Heft. Aus dieser Abh. ist auch die oben mitgetheilte Stelle über $A = a + x$ gezogen. An sich betrachtet ist diese Abhandlung sehr gedankenreich; nur als Polemik gegen Buckle wird sie ihren Zweck wenig erfüllen. Droysen bewegt sich durchweg auf einer Höhe, der Buckle ganz fern bleibt; eben darum trifft er diesen nicht. Das Bemühen aber, ihn zu sich herauf zu ziehen, kann auch nicht gelingen.

Digitized by Google

das Metall in Fluſs gebracht worden ist, sondern um „die Vorstellung von dem Bilde, das da werden sollte, die in des Künstlers Seele war, ehe das Werk war, in dem sie sich verwirklichen sollte“. Ist denn aber die Aufgabe etwa damit gelöst, daſs man die von dem Kunstwerk abstrahirte Vorstellung des Bildes das τί ἦν εἶναι des Werkes nennt? Das glaubt doch Niemand mehr. In der That, die Weisheit „des Meisters derer, welche wissen“ ist nun doch nach zwei Jahrtausenden zu schal geworden. Wenn nun aber der Kunsthistoriker jene Vorstellung des schaffenden Künstlers erklären und namentlich auch über jenes *x* so viel Licht wie möglich ausgieſsen soll: wird er das vermögen ohne Psychologie? Aber auch nicht das, meine Herren, werden Sie meinen, als wäre der Kunsthistoriker kunstverständig und nebenbei auch in der Psychologie erfahren. Nein, er ist in seinem eigensten Verfahren, in der Erklärung einer künstlerischen Vorstellung, Psycholog; er treibt Kunst-Psychologie, er erklärt die Entstehung eines Kunstwerkes in der Seele des Künstlers aus psychologischen Gesetzen.

Der angeführte Historiker hat auf „die wachsende Entfremdung zwischen den exacten und speculativen Disciplinen“ hingewiesen und hat „den täglich weiter klaffenden Zwiespalt zwischen der materialistischen und supranaturalistischen Weltanschauung“ mit vollstem Recht für „anormal und unwahr“ erklärt. „Diese Gegensätze fordern eine Ausgleichung“ sagt er. Er erwartet eine solche, und abermals mit vollstem Recht, von einer echt wissenschaftlich bearbeiteten Geschichte. Dies wird aber, wie ich hier in Kürze zu erweisen suchte, die psychologisch eindringende Geschichte sein. Die Psychologie hat den Beruf und die Kraft jene Kluft und Entfremdung zwischen den wissenschaftlichen Anschauungsweisen auszugleichen, weil sie den Geist zum Object hat, der in sich selbst den Gegensatz gesetzlicher Gebundenheit und freier Entwicklung trägt*).

Eine Psychologie, welche sich solche Aufgaben stellt, welche die Geschichte erklären will, mag Völkerpsychologie heiſsen, weil die Völker der reale Boden oder die realen Factoren der Geschichte sind. Indem aber bestimmter ausgedrückt ihre Aufgabe überall liegt, wo Seelen, Subjecte mit und in einander wirken, sich einen: so gehört jede Gemeinsamkeit geistigen

*) Vergl. Zeitschr. f. Völkerpsych. I. S. 17f.

Digitized by Google

Lebens in ihren Bereich. Ihr Gegenstand ist der Mensch als das sich geistig entwickelnde Wesen; das ist aber der Mensch nicht in seiner Einzelheit, sondern in seinem Zusammenleben innerhalb einer Gemeinsamkeit, vor allem innerhalb eines Volkes*).

Berücksichtigen wir nun hiernach bloſs den Begriff der Geschichte und der Völkerpsychologie, und zwar ihren vollen Begriff, ihre gesammte Idee: so fallen sie in Wahrheit zusammen, und nur relativ lassen sie sich so unterscheiden, daſs man die Geschichte als den analytischen, die Völkerpsychologie als den synthetischen Theil der Wissenschaft vom Geiste bezeichnet**). Der Philologe oder Historiker in der Idee ist zugleich der Völkerpsychologe und umgekehrt. Wir, die endlichen Individuen, freilich ziehen uns jeder seine Schranke; aber diese Zusammenkünfte beweisen ja unser Aller Wunsch, daſs diese Schranken der Individualitäten die Gemeinsamkeit und Einheit der Geister nicht stören, sondern stärken mögen.

---

*) Wie sehr die völkerpsychologischen Bestrebungen in der wirklichen Strömung des wissenschaftlichen Geistes unserer Zeit sich bewegen, ist früher schon durch Anführung von Stellen unserer genialsten Denker gezeigt worden, welche klärlich auf die Völkerpsychologie hinweisen. Jetzt führe ich noch einen der besten englischen Denker an: John Stuart Mill (*A system of Logic* 1843). Er kennt eine Gesellschaftslehre (*Social Science*) und innerhalb ihrer die *Political Ethologie, or the science of national character.* Ich weiſs nicht, ob man den Namen Völkerpsychologie getreuer im Englischen wiedergeben könnte.

**) Vergl. Zeitschr. f. Völkerpsych. I. S. 25. III. S. 2.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Stallschreiberstr. 47.

Digitized by Google

Auszug

aus dem

Verzeichniss sprachwissenschaftlicher Werke

erschienen in

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung

Harrwitz und Gossmann

in Berlin.

Sprachphilosophie. — Vergleichende Sprachforschung. — Orientalia.

(Auszug zu dem gröfseren Verzeichnifs nebst Nachtrag.)

Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft.

Herausgegeben von Dr. M. Lazarus, Professor an der Hochschule zu Bern, und Dr. H. Steinthal, a. o. Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin.
Erster Band (1859. 1860. in 6 Heften zu 15 Sgr.) gr. 8. 3 Thlr.
Zweiter Band (1861. 1862. in 4 Heften) gr. 8. 3 Thlr.
Dritter Band, erstes und zweites Heft. Preis für 4 Hefte 3 Thlr.

Die Aufgabe, welche sich diese Zeitschrift gesteckt hat, ist im Allgemeinen: eine Erkenntnifs des Volksgeistes zu bereiten, wie die bisherige Psychologie eine des individuellen Geistes erstrebte. Es soll die Geschichte der Menschheit, der einzelnen Völker und ihrer Bestrebungen, nicht nur als Thatsache kennen gelernt, sondern auch nach ihren innersten Gründen begriffen werden. Demnach kann alles, was im Verlauf der Geschichte als Saat oder Frucht, als Bedingung oder Erfolg des öffentlichen Geisteslebens sich darstellt, Gegenstand der Betrachtung unsrer Zeitschrift werden, alle Arten von Strebungen und Leistungen des Kulturlebens bis hinauf zu den Ideen, welche den Genius einer Nation erfüllen und bewegen.

Die Sprache ist diejenige Erscheinung im Leben eines Volksgeistes, über welche uns die Thatsachen am vollkommensten vorliegen, und aus der mannichfaltige Lichtstrahlen auf andere Gebiete desselben geworfen werden. Die Sprachwissenschaft, wie sie hier bearbeitet werden soll, verschieden von Philologie und rein empirischer Linguistik, hat auf dem Wege der exacten Forschung vornehmlich die psychologischen Gesetze zu begründen, nach welchen die Idee der Sprache sich im Menschen verwirklicht. Die Zeitschrift wird von übersichtlichen Darstellungen eigenthümlicher Sprachbildungen, Charakteristiken der verschiedenen Sprachstämme oder einzelner Sprachen oder auch besonderer Gruppen

Digitized by Google

von Formen, wie z. B. Verbal-Formen, ausgehend, zu allgemeinen sprachwissenschaftlichen Aufsätzen übergehen, in welchen durch Thatsachen aus den verschiedenen Sprachen psychologische Gesetze entweder gewonnen oder unterstützt werden.

Die bisher erschienenen Hefte enthalten u. a. folgende gröſsere Arbeiten:

M. Lazarus und *H. Steinthal*, Einleitende Gedanken über Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. — *Steinthal*, Assimilation und Attraction psychologisch beleuchtet. — *Paul Heyse*, Ueber italiänische Volkspoesie. — *v. Eckstein*, Der Sitz der Cultur in der Urwelt. — *Steinthal*, Ueber den Idealismus in der Sprachwissenschaft. — *Derselbe*, Zur Charakteristik der semitischen Völker. — *Pott*, Ueber Mannichfaltigkeit des sprachlichen Ausdrucks nach Laut und Begriff. — *L. Tobler*, Versuch eines Systems der Etymologie mit besonderer Rücksicht auf Völkerpsychologie. — *G. Gerland*, Psychologische Anthropologie. — *Steinthal*, Ueber den Wandel der Laute und des Begriffs. — *Lazarus*, Ueber den Ursprung der Sitten. — *H. v. Blomberg*, Das Theatralische in Art und Kunst der Franzosen. — *Steinthal*, Die ursprüngliche Form der Sage von Prometheus. — *Derselbe*, Ueber den Aberglauben. — *Derselbe*, Die Sage von Simson. — *L. Tobler*, Ueber die dichterische Behandlung der Thiere. — *W. Lübke*, Der gothische Styl und die Nationalitäten. — *Steinthal*, Der Durchbruch der subjectiven Persönlichkeit bei den Griechen. — *M. Lazarus*, Ueber das Verhältniſs des Einzelnen zur Gesammtheit. — *Steinthal*, Ueber die Wurzeln der Sprache. — *Lazarus*, Einige synthetische Gedanken zur Völkerpsychologie. — *L. Rüdiger*, Ueber Nationalität. — *Laband*, Die rechtliche Stellung der Frauen im altrömischen und germanischen Recht.

H. Steinthal. — Der Ursprung der Sprache

im Zusammenhange mit den letzten Fragen alles Wissens. Eine Darstellung, Kritik und Fortentwicklung der vorzüglichsten Ansichten, von Dr. H. Steinthal, Privatdocenten der allgemeinen Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin. Zweite, umgearb. u. erweiterte Ausgabe. 1858. gr. 8. 1 Thlr.

Die neue Ausgabe dieser Schrift empfiehlt sich sowohl durch reichhaltige Vermehrung — ihr Umfang ist um das Doppelte gewachsen — als auch durch bessernde Aenderungen. In der ersteren Beziehung ist sie jetzt eine vollständige geschichtliche Darstellung und Kritik aller bemerkenswerthen Ansichten über den Ursprung der Sprache, die in neuerer Zeit aufgestellt worden sind. Denselben schlieſst sich zuletzt die Ansicht des Verf. an, nach welcher die Frage nach dem Ursprunge der Sprache nicht nur zum Mittelpunkt, ja zum Inbegriff der ganzen Sprachwissenschaft wird, sondern auch eines der wichtigsten Kapitel der Psychologie bildet, indem von ihrer Beantwortung für die Entwicklung des individuellen Subjects wie der Völker die anziehendsten und gründlichsten Aufschlüsse zu erwarten stehen.

Digitized by Google

Jacob Grimm. — Ueber den Ursprung der Sprache.

Aus den Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1851. Fünfter unveränderter Abdruck. 1862. Velinpapier. 8. geh. 10 Sgr.

Es war vor allem die Thunlichkeit einer Untersuchung über den Ursprung der Sprache zu erweisen. Nachdem hierauf dargethan worden, dafs die Sprache dem Menschen weder von Gott unmittelbar anerschaffen, noch geoffenbart sein könne, wird sie als Erzeugnifs freier menschlicher Denkkraft betrachtet. Alle Sprachen bilden eine geschichtliche Gemeinschaft und knüpfen die Welt aneinander. In ihrer Entwicklung werden drei Hauptperioden unterschieden, welche mit meisterhafter Feinheit und Durchsichtigkeit geschildert werden.

H. Steinthal. — Geschichte der Sprachwissenschaft

bei den Griechen und Römern mit besonderer Rücksicht auf die Logik, von Dr. H. Steinthal, a. o. Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin. (46½ Bogen.) 1863. gr. 8. geh. 3 Thlr. 25 Sgr.

Nach der allgemeinen Einleitung, in welcher Wesen und Beziehungen der Geschichte, sowie die Keime der Sprachwissenschaft bei verschiedenen Völkern dargelegt werden, wird zunächst die Geschichte der Sprachbetrachtung bei den Philosophen gegeben und dann die Stellung der Grammatiker im Zusammenhange mit dem allgemeinen Geiste der Griechen in der Zeit nach Alexander und mit der Entwicklung des griechischen Geistes überhaupt dargelegt. — Hierauf wird das Object, an welchem sich die griechische Grammatik entwickelte, nämlich die Sprache der alten Classiker und im Gegensatze zu ihr die spätere Sprache, endlich die Eigenthümlichkeit des Textes der homerischen Dichtungen, im Verhältnisse zur grammatischen Thätigkeit charakterisirt, wobei das Wesen der vielbesprochenen *Κοινή* ausführlicher zu bestimmen versucht wird. — Dann folgt der Versuch einer gründlichen Darstellung des Kampfes für und gegen die Analogie und Anomalie. Endlich wird die Grammatik der Alten sowohl nach ihrem allgemeinen Geiste, als auch nach ihren wesentlichen Ergebnissen im Einzelnen angeführt, insofern letztere entweder an sich wichtig sind oder als die Verwirklichung grammatischer Ideen zu gelten haben.

Digitized by Google

H. Steinthal:

Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues

von Dr. H. Steinthal, Privatdocenten der allgemeinen Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin. Zweite Bearbeitung seiner „Classification der Sprachen". 1860. gr. 8. geh. 2 Thlr.

Nach der von *W. v. Humboldt* geschaffenen Methode werden neun der hauptsächlichsten Sprach-Typen als eben so viele grundverschiedene Systeme dargestellt, deren jedes auf ein eigenthümliches Princip gebaut ist. So wird die vom Verf. schon in früheren Schriften behauptete principielle Verschiedenheit der Sprachen und namentlich der wesentlichste Unterschied zwischen formlosen und Form-Sprachen durch ausgeführte historische Darlegungen bewiesen und nach ihren wichtigsten Zügen vorgeführt. Dem Sprachforscher wie dem Psychologen mufs der hier eröffnete Einblick in eine ungeahnte Mannigfaltigkeit und häufig genug Seltsamkeit der Redeweisen von nicht geringem Interesse sein. Ein diesen Charakteristiken vorausgeschickter allgemeiner Abschnitt legt die Grundlage der befolgten Methode und besonders den Unterschied zwischen Grammatik und Logik in möglichster Kürze und Bestimmtheit dar, und ein ihnen folgender Abschnitt legt die charakterisirten Sprachen in einer Classification dem Leser vor die Augen.

Herr Prof. *Schweizer-Sidler* in Zürich sagt in einer Beurtheilung dieses Werkes (im Pädagog. Archiv 1861. Heft 5) u. a.:

„Wer auch dem Verf. nicht bis in die tiefsten Gründe nachgehen will oder kann, aber Interesse an Sprachen hat, wird in dem zweiten Abschnitte mit Lust sich bewegen und gern über ihm minder bekannte oder nur unter falschem Lichte erscheinende Idiome Aufschlufs suchen. Ref. gesteht freudig, dafs er erst durch das Steinthalsche Buch einen klaren Einblick in die aufser der kaukasischen Race liegenden Sprachen erhalten hat; auch das Aegyptische und Semitische hat für Ref. durch die hier angestellte Betrachtung eine andere und höhere Bedeutung gewonnen, und wenn ihm auch der sanskritische Sprachstamm, besonders in dem Umfange, in welchem er hier zur Sprache kommt, längst wohlbekannt war, so durchlas er doch selbst diesen Theil mit steigendem Interesse und vielfacher Anregung und Belehrung." —

„Hier schliefsen wir unsre Anzeige dieses tief angelegten und in der Ausführung reichen Werkes. Bücher wie dieses müssen dazu beitragen, dafs Sprache und Sprachen mit Ehrfurcht betrachtet und gepflegt werden, weil sie unser innerstes und erstes geistiges Leben widerspiegeln."

Digitized by Google

Humboldt, Wilhelm v. — Ueber den Dualis.
1828. gr. 4. geh. $12\frac{1}{2}$ Sgr.

Diese Abhandlung dürfte aus manchen Gründen Humboldt's schönste und tiefste Arbeit genannt werden; auch wirft sie auf viele wichtige Stellen seines gröfseren Werkes ein sehr erwünschtes Licht. Die Nothwendigkeit solcher Untersuchungen über einzelne grammatische Formen wird vom Verfasser selbst im Eingange dargestellt. Nach der Uebersicht des räumlichen Umfanges der Sprachstämme, in denen sich die Dualform findet, wird die Natur derselben zuerst nach der Beobachtung der Sprachen selbst bestimmt, dann in tiefster Weise aus allgemeinen Ideen abgeleitet, mit Berücksichtigung der phantasievollen und der rein verständigen Seite der Sprache.

Steinthal, H. — Die Entwicklung der Schrift.
Nebst einem offenen Sendschreiben an Herrn Prof. Pott. Von Dr. H. Steinthal, Privatdocenten für Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin. 1852. gr. 8. geh. $22\frac{1}{2}$ Sgr.

Diese Abhandlung zerfällt in einen allgemeinen und einen besondern Theil. Im erstern wird der Begriff der Schrift erörtert, wobei der Verf. in seiner bekannten Weise an W. v. Humboldt anknüpft, ihn kritisirend, begründend und weiterführend. Sein Gesichtspunkt ist der psychologische, von welchem aus im andern Theile der Abhandlung die verschiedenen Schriftarten als die Entwicklungsstufen des Begriffes der Schrift in folgender Reihenfolge dargestellt werden: Die Schriftmalerei der wilden Nordamerikaner und der Mexikaner; die Bilderschrift der Chinesen und Aegypter, welche mit einander verglichen werden. Den übrigen bekannteren Schriftarten, welche leichter erledigt werden konnten, wird in der Entwicklungsreihe, die endlich mit den Runen schliefst, die ihnen gebührende Stelle angewiesen. — Das Sendschreiben stellt des Verf. Verhältnifs zu Humboldt dar und bespricht die innere Form und die Classification der Sprachen.

Jacob Grimm. — Ueber den Personenwechsel in der Rede.
Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1856. gr. 4. cart. 22 Sgr.

Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über das Wesen der persönlichen Fürwörter spricht der berühmte Verf. vom Gebrauch der dritten Person statt der ersten und der zweiten, wie auch der zweiten statt der dritten, ferner von auffallenden Anwendungen des Duals und Plurals der Personwörter, von der Verbindung der Personwörter mit Substantiven, endlich von dem Auftreten der Personwörter in Lehren und Gesetzen, bei Anführung von Gedanken und Reden (nach *sagen* und *denken*), schliefslich vom *ich* und *du* im Monolog. Es wird hierbei die

Digitized by Google

Literatur der alten und neueren Völker mit Unterscheidung der verschiedenen Darstellungsformen und Style berücksichtigt und überall weifs der Verf. die zarten Abschattungen der Wirkung, welche die eine oder andere Gebrauchsweise der Personwörter hervorbringt, mit dem feinen Sinne, der ihn auszeichnet, ins Licht zu setzen. Zwei Excurse stellen die Ausdrücke für *denken* und *sprechen* etymologisch zusammen, und ein dritter zeigt die Uebereinstimmung der Völker im Eingange der Märchen, Parabeln und Volkslieder.

Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung

auf dem Gebiete des Deutschen, Griechischen und Lateinischen, herausgegeben von Dr. **Adalbert Kuhn,** Professor am Cölnischen Gymnasium zu Berlin.

Band I — XII. 1851 — 1863. gr. 8. zu je 3 Thlr.

Jährlich erscheinen 6 Hefte zu je 5 Bogen.

Diese Zeitschrift will durch eine kritische Ergründung der genannten drei Sprachen, besonders aber des etymologischen Theils derselben, deren ursprüngliche Form wiederaufbauen und, indem sie auf die frühesten Perioden derselben zurückgeht und dem Gange der Sprache folgt, also genetisch, die Bedeutung der ausgebildeten Formen erforschen. — Zu diesem Zweck wendet sich die Untersuchung bald einer der drei Sprachen unter Berücksichtigung ihrer Dialekte mehr oder weniger ausschliefslich zu, bald vergleicht sie zwei derselben oder alle drei unter einander, indem sie, wo es erforderlich ist, das Sanskrit als die älteste Schwester dieser drei zu Rathe zieht. Hierdurch fällt nicht selten Licht auf die älteste Geschichte der europäischen Volksstämme und namentlich auf den Zusammenhang derselben in der Periode ihrer Sprachbildung.

In die Reihe solcher Arbeiten gehören namentlich die folgenden:

Kuhn, Saranyu, *Ἐρινύς*. — *Holtzmann,* Vyasa und Homer. — *Kuhn*, Gandharven und Kentauren. — *Roth*, Akmon der Vater des Uranus. — *Kuhn*, Namen der Milchstrafse und des Höllenhundes. — *Pott*, Benennungen des Regenbogens. — *Förstemann*, Sprachlich-Naturhistorisches. — *Kuhn*, Die Sprachvergleichung und die Urgeschichte der indogermanischen Völker I. — *Pott*, Religiöse Beziehungen in Namen von Naturgegenständen. — *Derselbe*, Bellerophon, Vṛtrahân. — *Adolphe Pictet*, Etymologische Forschungen über die älteste Arzneikunde bei den Indogermanen. — *Max Müller*, Ist Bellerophon Vṛtrahân? — *A. Weber*, Der Name *Ἰάονες*, Yavana. — *A. Pictet*, Die alten Krankheitsnamen bei den Indogermanen. — *Derselbe*, Ueber einige germanische Thiernamen. — *Pott*, Onomatologische Studien. — *Leo Meyer*, Gott. — *C. Lottner*, Ueber die Stellung der Italer innerhalb des indoeuropäischen Stammes. — *Pott*, Mytho-Etymologica. — *Derselbe*, Ovidiana. — *R. Westphal*, Zur vergleichenden Metrik der indogermanischen Völker. — *W. Sonne*, Charis. — *G. Stier*, Die albanesischen Thiernamen. — *Max Müller*, *ΓΑΛΑ*. — *W. Sonne*, Sprachliche und mythologische Untersuchungen angeknüpft an Ṛigveda I 50. — *G. Bickell*, Gaêshu, veru und Verwandtes. —

Digitized by Google

Franz Bopp. — Vergleichende Grammatik
des Sanskrit, Ṣend, Armenischen, Griechischen, Lateinischen, Litauischen, Altslavischen, Gothischen und Deutschen von Franz Bopp. Zweite, gänzlich umgearbeitete Ausgabe. Band I — III. 1857 — 1861. gr. 8. geh. 15 Thlr.

Die „Vergleichende Grammatik", das Endergebnifs der vielseitigen Forschungen des Verfassers, hat vor allen übrigen Werken desselben der Sprachvergleichung einen festen Grund und Boden geschaffen. Der Zweck der darin geführten Untersuchungen ist ein doppelter. Wenn einerseits nachgewiesen wird, dafs die indogermanischen Sprachen in den von ihnen ausgebildeten Sprachformen entweder eine vollkommene Identität zeigen oder zur Darstellung derselben sich verwandter Mittel bedienen, ist andererseits das unablässige Streben des Verfassers darauf gerichtet, der Entstehung und Bedeutung dieser Sprachformen auf die Spur zu kommen und so den Organismus des Sprachkörpers zu erkennen. Dient die erstere dieser engverknüpften Richtungen vorzüglich dazu, die Geschichte der Sprache aufzuhellen, so sucht die andere das Wesen derselben zu ergründen, d. h. in der letzten Instanz den Schleier zu lüften, welcher das Verhältnifs zwischen dem Gedanken und dem lautlichen Ausdruck desselben bedeckt hält. —

Franz Bopp's Vergleichende Grammatik. — Register dazu.
Ausführliches Sach- und Wortregister zur Vergleichenden Grammatik des Sanskrit, Ṣend, Armenischen, Griechischen, Lateinischen, Litauischen, Altslavischen, Gothischen und Deutschen von Franz Bopp. Zweite, gänzlich umgearbeitete Ausgabe. — Bearbeitet von C. Arendt, cand. phil. 1863. 17¾ Bogen. gr. 8. geh. 2 Thlr.

Kuhn (Adalbert), Die Herabkunft des Feuers und des Göttertranks. Ein Beitrag zur vergleichenden Mythologie der Indogermanen. 1859. gr. 8. geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

„Wir begrüfsen dieses gediegene, treffliche Werk als die erste in vollem Detail ausgeführte Monographie auf dem Gebiete der vergleichenden Mythologie der Indogermanen. Waren die bisherigen derartigen Arbeiten *Kuhns*, der als der wahrhaftige Schöpfer dieser neuen Wissenschaft dasteht, vielleicht in etwas zu allgemeinen Umrissen gehalten, um sich die ihnen gebührende Anerkennung und Zustimmung auch in weiteren Kreisen sofort allseitig zu gewinnen, so wird jetzt vor der Fülle der hier für einen einzelnen Fall gebotenen Thatsachen jeder Zweifel, auch der Bedenklichsten, schwinden müssen."

Literar. Centralblatt.

Digitized by Google

Weber (Albrecht), Indische Skizzen. Vier bisher in Zeitschriften zerstreute Vorträge und Abhandlungen. Nebst einer Schrifttafel. 1857. gr. 8. geh. 1 Thlr. 6 Sgr.

Inhalt: Die neueren Forschungen über das alte Indien; Ueber den Buddhismus; Die Verbindungen Indiens mit den Ländern im Westen; Ueber den semitischen Ursprung des indischen Alphabets.

Spiegel (Dr. Friedrich), Érân, das Land zwischen dem Indus und Tigris. Beiträge zur Kenntniſs des Landes und seiner Geschichte. 1863. (24 Bogen.) gr. 8. 2 Thlr.

In mehreren Abschnitten, die zum Theil aus der Zeitschrift „Das Ausland", jedoch in erweiterter und berichtigter Gestalt, wieder abgedruckt sind, behandelt der Verfasser, dessen frühere Arbeiten auf diesem Gebiete in groſser Achtung stehen, zunächst die Lage und die ethnologischen Verhältnisse dieses für die älteste Geschichte Asiens so wichtigen Landes. In den folgenden Abschnitten werden die frühesten Beziehungen der Eranier zu den Indiern und den Semiten mit Hülfe des Avesta, Veda und der Genesis und zum Theil auf Grund von sprachlicher Prüfung untersucht, dann die Stammverfassung der Eranier, die Regierung des Darius nach den Keilinschriften und die kulturgeschichtliche Darstellung des alten Eran u. a. m. dargestellt.

Windischmann (Fr.), Zoroastrische Studien. Abhandlungen zur Mythologie und Sagengeschichte des alten Iran. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von *Fr. Spiegel*. 1863. gr. 8. geh. 2 Thlr. 20 Sgr.

Dieses Werk, das mehrere Jahre den Gegenstand der eifrigsten Studien des verew. Verf. gebildet hat, durch dessen Hinscheiden die orientalischen Studien einen so herben Verlust erlitten, behandelt in einer Reihe von Abhandlungen wichtige Punkte aus der iranischen Mythologie und Religionsgeschichte.

Der Herr Herausgeber erklärt in der Vorrede, er stehe nicht an, „das Werk als ein höchst bedeutendes zu bezeichnen, das immer einen hohen Rang unter den Schriften einnehmen wird, welche zur Aufklärung des iranischen Alterthums geschrieben worden sind", und wünscht, daſs dasselbe „in recht weiten Kreisen die Beachtung finden möge, die es in so reichem Maſse verdient".

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Stallschreiberstr. 47.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

MAR 1 - '58 H

Digitized by Google

Grundriss der lateinischen Declinat
Widener Library 001501564
3 2044 081 380 065
Digitized by Google